

Neueste Materialien

zu

Kanzelvorträgen

über die

Sonn- und Festtags-Evangelien;

in

Auszügen aus den zu Aschersleben in der Kirche St. Stephani gehaltenen Predigten

von

Johann Christoph Greiling,

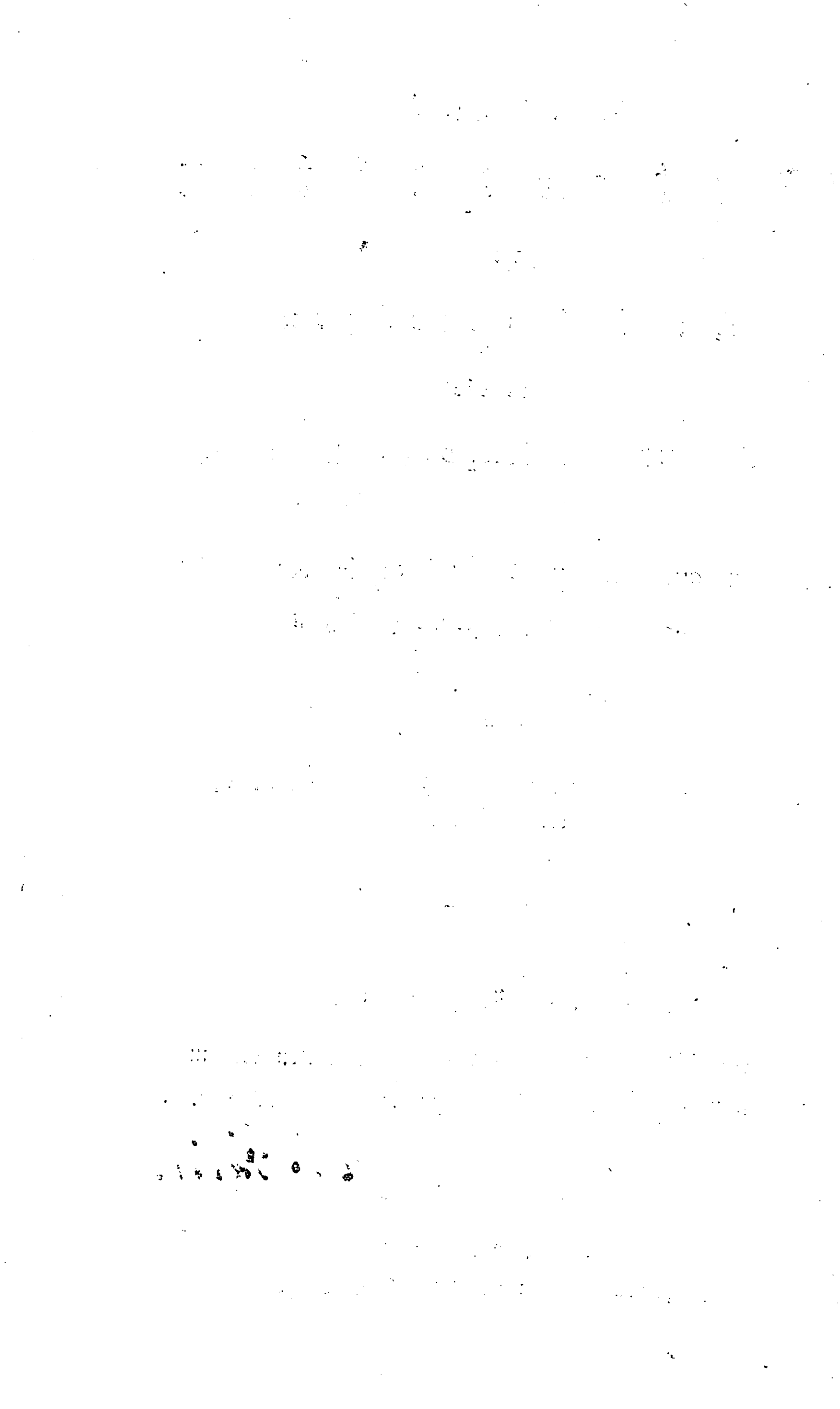
Superintendenten und Oberprediger zu Aschersleben.

Fünfter Theil,

enthaltend die Evangelien vom Sechszehnten bis zum Sieben und Zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

6 Theile.

Magdeburg,
bey Wilhelm Heinrichshofen. 1825.



Inhalt.

I. Am

Am Sechszehnten Sonntage nach Trinitatis.

I.

Ueber den Eindruck, welchen der Anblick eines Leichenzugs auf denkende und fühlende Menschen macht.

Die blasse, hingesunkene, bewegungslose Gestalt eines Todten, von welchem das wunderbare Leben wich, — wahrlich! das ist ein ernster, allen Leichtsinn verbannender, tief in der Seele erschütternder Anblick, der das Auge auf ein geöffnetes Grab niedersenkt, und den Geist zu höheren Dingen jenseits der Erde, und jenseits dieses Lebens erhebt. Glaubet aber nicht, als ob ich behaupte: dieser Eindruck sey der gewöhnliche, oder gar der allgemeine, den der Anblick eines Todten hervorbringe. O, man siehet die Gestalt der Todten, man höret die Nachricht von dem Ableben dieses und jenes, ohne daß der Geist zu ernsthaften Gedanken, oder das Herz zu wehmüthigen und frommen Gefühlen gestimmt würde. Ja, mit neugierigem Auge siehet man oft einen Leichenzug, behandelt diesen als ein Schauspiel, und gehet an seine Geschäfte, zu seinen Vergnügungen zurück, ohne einen nahmhaften Eindruck mit davon zu nehmen. Das Sterben und Begrabenwerden, das Weinen um Todte, und die Bilder der Trauer, sind uns etwas so Gewöhnliches, immer Wiederkehrendes, daß

daß man nur schwach davon gerührt wird. Und doch giebt es in der ganzen Schöpfung, diesem Inbegriffe alles Lebens, nichts Auffallenderes, als einen Todten, und keine Worte, welche mehr die Aufmerksamkeit erregen könnten, als die: Siehe, da trägt man einen Todten hinaus! einen Todten, den man vergräbt in der Erde, den man verbirgt vor den Sinnen der Lebendigen.

Es ist wahr, wir haben die bleiche Gestalt der Todten, den langsam feyerlichen Leichenzug, schon so oft gesehen, daß Manche nur wenig dabey denken und fühlen. Ich denke mir aber Adam, den ersten Menschen, wie er, unbekannt mit der bewegungslosen Gestalt des Todes, mit seinem Weibe Eva lustwandelte, und mit einem Male da stand vor dem erschlagenen Geliebten, vor Abel, wie dieser da lag ohne Farbe, ohne Bewegung, wie in tiefen Schlaf versunken; wie Adam dem Schlafenden zurief: Erwache! und dieser nicht hörte; wie er des Schlummernden kalte Hand ergriff, und zurückschauderte vor der noch nie gefühlten Kälte. Welch eine neue Erscheinung für das erste Menschenpaar! Welche neuen Gefühle im Herzen, als Adam den Sinn der Worte ahnen lernte: Ihr werdet des Todes sterben! — —

Dieses Staunen, diese Schauer haben wir Alle empfunden, da wir als Kinder zum ersten Male die Gestalt eines Todten sahen. Aber nicht vortheilhaft wäre die Veränderung, welche seit unseren Kinderjahren mit uns vorging, wenn wir bey dem Anblicke eines Todten und eines Leichenzug's nichts weiter dachten, als was das Auge eben siehet; wenn wir bey dem Todtengeläute nichts weiter empfänden, als eben den Glockenklang.

Aber, wie fühle ich mich von Bewunderung, von Liebe, von Gefühlen edler Menschlichkeit ergriffen, wenn ich dich, mein Vorbild, dich, Jesum Christum, in welchem das Göttliche Fleisch ward, in welchem die Menschheit zur Göttlichkeit verklärt war, wenn ich dich sehe, betrachte an einer Bahre, an dem Grabe eines Freundes, wie du da dachtest und empfandest, wie du bewegt warst und wie du handeltest! An einer Bahre, tröstend die weinende Mutter, so erblicken wir dich heute in unserm Evan-

ge-

gelio. Gedanken des Todes! reget unseren Ernst, unsere tiefsten Gefühle auf! Und du, göttlicher Menschenfreund, laß' uns von dir lernen, wie man Trauernden sich nahen, ihnen die verlorene Ruhe wieder geben soll!

Evangel. Luc. 7, 11—17.

Keine Erzählung, sondern ein wahres, vor unsern Augen lebendes Gemälde, ist dieses Evangelium. Welche Gedanken, welche Gefühle mochten in der Seele Jesu erwachen, als ein Leichenzug plötzlich seinen Gang hemmte, als er die weinende Mutter sah', von dem einzigen Sohne hörte, und wie er voll innerer Bewegung erst zu der weinenden Mutter, dann an die Bahre trat! Ja, wir haben an ihm einen Hohenpriester, welcher Mitleiden hat mit unserer Noth. Wenn daher unsere Seelen über die Seelen unserer Halbbrüder, der Thiere, erhaben und der Seele Christi verwandt sind, so muß sich auch in uns bey dem Anblicke eines Leichenzug's etwas Aehnliches regen. Der Eindruck, welchen der Anblick eines Leichenzug's auf denkende und fühlende Menschen macht, werde jetzt der Gegenstand, mit welchem sich unsere Andacht beschäftiget.

Als jüngst drey Leichen mit einem Male aus Einem Hause getragen wurden, als einer unserer besten Jünglinge, der Bauherr, mit zwey Gesellen, verunglückt war, als sie die Stunden nach dem Feyerabend nutzen wollten, und den ewigen Feyerabend fanden: da bemächtigte sich eurer ein tiefer Eindruck, als der Leichenzug sich durch die Straßen bewegte, als es hieß: Siehe, da trägt man drey Todte, drey Verunglückte, hinaus! Wie mannichfaltige Gedanken und Gefühle flossen da gleichsam in einander, wo ihr vielleicht in dem Gesammteindrucke euch des Einzelnen nicht recht bewußt waret, was euer Herz ergriff. Auf denkende und gefühlvolle Menschen macht jeder Leichenzug Eindruck; lasset uns daher die einzelnen Gedanken und Gefühle herausheben,

 die

die in dem Gemüthe eines denkenden Menschenfreundes etwa entstehen!

Auf einer Reise nach Jerusalem nähert sich der Heiland in Begleitung seiner Jünger und vielen Volkes dem Galiläischen Städtchen Nain, welches in einer der schönsten Gegenden Galiläa's lag, und eben wegen seiner anmuthigen Lage Nain, d. i. die Anmuthige, hieß. Aber in der anmuthigen Stadt war nicht Alles anmuthig; denn als Jesus an das Stadtthor kam, da begegnete ihm ein Leichenzug; man trug einen Jüngling, den einzigen Sohn einer Wittwe, dahin, ihm folgte die weinende Mutter, und viel Volks aus der Stadt. Unser Evang. sagt vor Allem:

Man trug einen Todten hinaus. Ach! M. Z. wenn es doch nur immer Todte, wirklich Gestorbene gewesen wären, die man zu jüdischen und christlichen Thoren hinausgetragen hat! Wer kennet denn nicht jene unmenschliche Eilfertigkeit, mit welcher die Juden zu begraben pflegten, und wie Viele mögen nicht hinaus getragen worden seyn, welche todt schienen, ohne es zu seyn! Betrachtet doch nur die Geschichte von Jairus Töchterlein genauer, welche uns drey Evangelisten erzählen. Jairus bittet für seine Tochter, von welcher er sagt, daß sie in den letzten Zügen liege. Jesus folgt ihm auf der Stelle, und tröstet den Vater, daß er Vertrauen haben solle. Aber auf dem Wege nach dem Hause des Jairus wird Jesus durch ein krankes Weib aufgehalten, und wie er nach wenigem Verweilen in das Haus des Jairus kommt, sind schon die Pfeifer und Klageweiber und viel Volks da, und alle Anstalten zur schnellen Beerdigung schon gemacht. Unwillig und im ganzen Ernste sprach Jesus: Weichet, denn das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft. — Welche böse Gewohnheit ist es daher, wenn man so oft die Zeit nicht erwarten kann, bis ein Todter, ein im Leben werth Gewesener, hinaus getragen wird! Zahlreich und beglaubigt, noch öfter unterdrückt und verheimlicht, sind die Beyspiele, wo man wähnte, Todte hinaus zu tragen, die es nicht waren, und die erst im Grabe den allerentsetz-

lichsten Tod fanden. Grausen bebt uns bey diesem Gedanken durch alle Glieder; und wer sollte es nicht sich zur heiligsten Pflicht machen, nie mit der Beerdigung der Todten zu eilen, den Gesetzen des Landes auch in dieser Hinsicht auf das Genaueste zu folgen, um eine so unmenschliche Gewohnheit aus der Gewohnheit zu bringen!

Als Jesus an das Stadtthor kam, da trug man einen Todten heraus. Was der Heiland und seine Begleiter vorher auch gedacht, empfunden haben mochten, die Gedanken und Empfindungen Aller bekamen jetzt eine andere Richtung, der vorige Gedankengang ward plötzlich abgebrochen, alle früheren Empfindungen stockten, jedes Angesicht zog sich zum Ernste zusammen; eine ernste Stimmung, wo Sinn, Gedanke, und Gefühl, auf etwas Wichtiges, Höheres gerichtet ward, bemächtigte sich Aller. Ja, einen Niederschlag aller irdischen, eitelen, wollüstigen, habsüchtigen Gedanken bewirket der Anblick eines Leichenzug's bey denkenden und fühlenden Menschen, und stimmt sie zu ernsthaften Betrachtungen und Ueberlegungen. Der Tod und ein Leichenzug verkündigen uns das Nichts des irdisch-sinnlichen Lebens, und wie werth- und bedeutungslos es wäre, wenn man den Todten auf immer dahin trüge, auf ewig ihn verscharrete; der Tod erinnert an das Nichts aller irdischen Bestrebungen, aller irdischen Güter, deren der Todte nun nie wieder bedarf, und wie arm und elend ein Mensch ist, der keine höheren Güter lieben lernte, und in seinen Besitz brachte, Güter, welche uns nachfolgen, welche aufbewahrt sind im Himmel. Der Tod diesseits weckt die Sehnsucht nach einem Jenseits, wecket die Gedanken und den Glauben an ein unsterbliches Leben, an Zukunft, Gericht, und Vergeltung: lauter Gedanken, wodurch die Seele von irdischer Liebe, und irdischen Fesseln befreyt, wodurch sie fähig wird zum Auffluge in das Land der Seelen, wo Christus ist, wo alle Gerechten sind, welche eingingen zum Leben. Wenn wir einen Leichenzug erblicken, einen Todten hinaus tragen sehen, wenn wir die Bilder der Trauer, weinende Kinder, Mütter, Väter, Gatten erblicken, so denken wir auch an unser Ende, legen uns in Gedanken selber auf



die Bahre, und sagen zu uns: so trägt man auch dich hinaus; Todtengeläute schallet dann auch über dich hin, auch um dich fließen dann Thränen. Mögest du werth seyn der Thränen der Edlen; möge keine Verwünschung, kein Fluch deinen Leichenzug einst stören!

Ja, einen gedankenvollen Ernst wirket der Anblick eines Leichenzug's, eines geöffneten Grabes; der Ernst des Todes verscheucht die Gaukeleyen des Lebens. Als Jesus an das Stadtthor kam, und einen Todten hinaus tragen sah', war natürlich die erste Frage: wer denn hinaus getragen werde? Es war kein Greis, der lebenssatt zur Ruhe eingegangen war; es war ein Jüngling, der einzige Sohn seiner Mutter, der Vater war auch schon hinaus getragen, die Mutter war eine Wittwe. Mußte nicht mit jedem Worte, mit jedem neuen Umstande das Interesse Jesu an der weinenden Mutter steigen? Auf sie richtete sich daher vorzüglich sein Blick, zu ihr fühlte sich sein erbarmendes Herz hingezogen. M. Z.! Ihr würdet weniger gleichgültig oft vor einem Leichenzuge vorbey gehen, würdet euch tief bewegt fühlen, wenn ihr bedächtet, wer hinaus getragen werde, welche Verwüstungen und Umkehrungen in den Familien oft ein einziger Todesfall verursache, wenn man den Vater und Versorger, wenn man die Mutter und die Erzieherin der Kinder, wenn man den einzigen Sohn, die einzige Tochter, den Gegenstand so vieler zärtlichen Sorgen, die Freude und Hoffnung der Eltern, hinaus trägt, in der Erde verbirgt, wie einen Schatz, der erst am Tage der Auferstehung wieder gefunden wird. Wenn wir nun verdiente Menschen, Wohlthäter von Vielen, wenn wir verdiente Obrigkeiten, treue Lehrer, oder auch schlechte verderbliche Menschen; wenn wir die Hülle des armen Mannes, oder die letzten Trümmer fürstlicher Herrlichkeit hinaus tragen sehen, wie die Ungleichen über der Erde sich alle gleich werden in der Erde: so können wir uns eines gedankenvollen Ernstes nicht erwehren.

Bis jetzt haben wir nur den Eindruck angedeutet, welchen der Anblick eines Leichenzug's auf denkende Menschen macht; lasset

set uns aber auch den Eindruck auf fühlende Menschen nicht übersehen. Die schönste Blüthe edler Menschlichkeit, ja alle Menschlichkeit selber, spricht man einem Menschen ab, wenn man von ihm sagt: Er ist ein Mensch ohne Gefühl. Wo wir Vernunft, also einen Menschen wahrnehmen, da erwarten wir auch Gefühl, nicht die grobe Sinnesempfindung, sondern höheres, über die Thiere uns erhebendes Gefühl, Liebe, und Erbarmung, mit einem Worte, sittliche und religiöse Gefühle, in welchen sich höheres Geistesleben offenbaret. In dem Göttlichen nun, den das Herz mit Liebe und Freude das Heil der Welt nennet, finden wir überall das höchste, reinste, zarteste Gefühl, mit der Hoheit des Gedankens stets vereinigt die Tiefe des Gefühls. Wer aber könnte einen Leichenzug erblicken, ohne daß die Gefühle wehmüthiger Theilnahme in ihm erwachten, ohne daß er schonend, nachsichtig, hülfreich gegen Trauernde und Leidende würde! Eine tiefere Rührung, ein schnelleres und edleres Eilen zur That, um die Ursache der Thränen aufzuheben, läßt sich nicht denken, als wir bey Jesu finden. In dem langen Leichengefolge erkennt der Heiland eine jammernde, weinende Gestalt. Es ist die Mutter des Jünglings; — er — ihr einziger Sohn; — sie — eine Wittwe. Und da sie der Herr sahe, jammerte ihn derselbigen, sagt unser Ev. Er reißt sich los von seiner Begleitung; den Blick nur auf den Jammer der Mutter gerichtet, tritt er mit freundlichen Worten zu ihr: Weine nicht! Und welcher Trost mag in seinem menschenfreundlichen Auge, in dem Tone seiner Rede gelegen haben! Kaum aber hat der wunderbare Fremde der Mutter tröstliche Worte zugerufen, die in Schmerz Versunkene zu neuer Besinnung geweckt, so stehet er schon an der Bahre, bringt die eiligen Träger zum Stehen. Er siehet hin auf die Bahre, auf welche die Todten ohne Decke gelegt wurden, ruft: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! und der Todte richtete sich auf, und fing an zu reden, nicht wissend, wie ihm geschehen, was mit ihm vorgegangen. Und Jesus führte den Jüngling der Mutter zu, und er — der Heiland — zog weiter, ohne den Dank der Mutter abzu-

warten, die wohl ausrufen konnte: mein Sohn war todt, und siehe! er lebet!

Heiliges Vorbild! Tieffühlender Erlöser, voll Erbarmen und Liebe! Du jammertest über die weinende Mutter, du weintest selber am Grabe deines Freundes Lazarus; Wehmuth, Theilnahme, menschenfreundliches, hülfreiches Gefühl war deinem Herzen so natürlich, — laß' uns von dir Theilnahme, Liebe, Erbarmen lernen! laß' uns nicht mit stumpfer Gleichgültigkeit einem Leichenzuge, weinenden Eltern, jammernden Kindern, nachsehen! Zwar können wir nicht, wie du, der Mutter das einzige Kind zurückgeben, — aber wir können doch trösten, rathen, erleichtern, auf tausendfache Weise helfen; können Vater und Mutter weinender Waisen werden, können kinderlosen Eltern vater- und mutterlose Kinder zuführen, und sagen, wie du am Kreuze: Mutter! siehe hier deinen Sohn! — Unser Herz, G. Z., bedarf hier eines Ruhepunkts, und wir können uns nicht so schnell vom Heilande hinwegwenden, ohne noch etwas bey dem holdseligen Bilde seiner Menschenfreundlichkeit zu verweilen. Lasset uns daher Nro. 61. unseres Gesangbuchs, den dritten Vers, anstimmen:

> O, du Zuflucht der Elenden! wer hat nicht von deinen Händen Segen, Trost und Heil genommen, der gebeugt zu dir gekommen? Wie ist dir dein Herz gebrochen, wenn dich Kranke angesprochen! Und wie pflegtest du zu eilen, das Gebetne zu ertheilen!

Bey einem Leichenzuge beschäftigt auch den Geist und das Herz eines denkenden und fühlenden Menschen die anständige und achtungsvolle, oder nachläßige und geringschätzige Art, die Todten zu beerdigen. Und viel Volks begleitete die Mutter, sagt unser Ev. Die Liebe zu dem Todten, die Theilnahme an dem Schmerze der Mutter, gab das Volk durch seine Begleitung zu erkennen. — Auch die Ueberreste eines Menschen müssen wir mit Achtung und Anstand behan-

handeln. Denn der Leib, der hinaus getragen und versenkt wird, war das Werkzeug der vernünftigen Seele: durch diesen Leib gab die Seele ihre Gedanken, ihre Empfindungen, ihre Tugenden zu erkennen. Bey allen gebildeten Völkern, ja selbst bey den rohen, werden daher menschliche Ueberreste mit Achtung, auf vielerley ceremoniöse Weise, behandelt. Wodurch können wir unsere Achtung, unsere Liebe gegen Verstorbene anders zu erkennen geben, als durch den letzten Liebesdienst, durch den Gang zu ihrem Grabe, durch eine wehmüthige Thräne am Grabe! Ja, klein und engherzig wäre es, wenn man sich erst dazu wollte bitten und einladen lassen. Es giebt ja Todte, welche im Leben nicht blos einer Familie, sondern Jedermann angehörten, z. B. ein Lehrer. Nicht die erbetene, sondern die freywillige Liebe und Achtung würde in einem solchen Falle den Verstorbenen ehren. Und wie können wir erwarten, einst von unseren Ueberlebenden mit Achtung und Liebe behandelt zu werden, wenn wir unseren Nachkommen jetzt nicht das Beyspiel dazu geben? Schöner, heiliger Augenblick, wo viel Volks aus der Stadt einen Todten ehret, wo viele Herzen eins sind in einer gemeinschaftlichen Liebe, wo viele Augen in einer theilnehmenden Thräne sich vereinigen! Wenn ein Wesen, das seine eigene Bürde hat, seine eigene Last trägt, wie ich, und mir nicht zu helfen vermag, dennoch mit mir fühlt, mit mir trägt, mir gerne helfen möchte; wenn ich in seinem Auge Liebe, Theilnahme lese: so ist es mir, als ob meine Bürde mir leichter würde, als ob der Theilnehmende mir einen Theil abnähme. Die Achtung und Liebe, die wir den Todten beweisen, ist wohlthuend und tröstend für die, welche Ursache haben, die Todten zu beweinen.

Endlich lasset uns von jedem Leichenzuge zurückkehren in das Leben, um, gestärkt durch den Gedanken an Tod und Unsterblichkeit weiser, treuer, immer wohlthätiger zu wirken. Die Empfindung des irdischen Nichts lenke unseren Geist und unser Herz auf das ewig Wahre, Gute, Selige, daß das Werk und die Frucht unseres Lebens nicht untergehe mit den Trümmern unseres Leibes. Und wie der Schlummer der Nacht am Erquickend-

sten ist nach einem geschäftigen wohl vollbrachten Tage, so wird der Schlummer des Todes am Süßesten seyn nach einem wohlgeführten Leben.

II.

Der Gang zum Grabe.

Bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Böses thun! So ruft Sirach uns Allen zu. Diese Regel aber gilt nicht blos von unserem letzten Ende, sondern auch von dem Ausgange jedes Unternehmens, jeder Handlungsweise. Wenn der Leichtsinnige, der Verschwender, der Betrüger sich im Ernste die Frage vorlegte: wie wird, wie muß mein Leichtsinn, mein betrügerisches Wesen enden? er würde, gewarnt durch die Gewitter, die am Horizonte seines Lebens heraufziehen, bey Zeiten umkehren. Wenn der in seiner Bildung begriffene Jüngling sich die Frage vorlegte: wie wird es um dich stehen, wenn diese deine Bildungszeit, die Zeit der Aussaat, vorüber ist, wenn du auftreten und wirken, wenn du Frucht bringen sollst, und das Leben, das ernste, dich in Anspruch nimmt? Gewiß, er würde oft weiser, gewissenhafter haushalten mit seiner Zeit, der Kranz der Ehre, welcher am Ziele dem muthigen Kämpfer und Sieger winkt, würde ihn reitzen, würde ihm jugendliche Versuchungen überwinden helfen. Eben so lernet man das ganze Leben richtiger schätzen, gewissenhafter anwenden, wenn man das Ende desselben bedenkt.

Doch als Bewegungsgrund zur Tugend möchte ich das Andenken an den Tod nie empfehlen. Das wahre Leben kann nicht aus dem Tode, die wahre Tugend kann nicht aus dem hervorgehen, was selber nicht Tugend, sondern Naturnothwendigkeit ist. Es ist unweise, Kinder durch Furcht vor Gespenstern

zum Gehorsam zu schrecken; eben so unweise ist es, Menschen durch die Furcht vor dem Tode zur Tugend zu zwingen. Aus Furcht wird nie Liebe zum Guten hervorgehen, und wir haben keinen knechtischen Geist empfangen, daß wir uns abermals fürchten müßten, und Furcht ist nicht in der Liebe. Der Tod und die Furcht vor ihm kann nie das rechte Christenleben gebären. Aber ein Hülfsmittel der Tugend ist das Andenken an den Tod, es setzet den sinnlichen Verführungen zum Bösen ein Gegengewicht entgegen, es schwächt sinnliche Lüste, es reiniget die Seele, und macht sie empfänglich, dem Rufe der Weisheit, der Stimme der Religion Gehör zu geben. Das Andenken an den Tod räumt die Hindernisse des Guten hinweg, und macht freye Bahn in der Seele, daß die Tugend ungehinderter einziehen kann. Um den Eitelkeiten der Erde einen Damm entgegen zu setzen, betete daher David: Herr, lehre mich, daß es ein Ende mit mir haben muß, und mein Leben ein Ziel hat, und ich davon muß. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben!

Auf dem Gange zum Grabe finden wir im Ev. einen Jüngling, die ihn begleitende Mutter, und viel Volks. Der Gang Jesu wird gehemmt durch einen Leichenzug. Wir Alle sehen so oft, was sich dem Heilande darstellte, ohne bey uns zu denken: diesen Gang gehest du auch, so wirst auch du hinaus getragen. Lasset uns daher jetzt im Geiste zu unserem Grabe gehen, und die Gedanken, Gesinnungen und Gefühle in uns entstehen lassen, die unser schon geöffnetes Grab in uns wecket.

Der Gang zum Grabe.

Dieser Gang zum Grabe ist ein allgemeiner, den wir Alle gehen müssen; denn es ist dem Menschen einmal gesetzt, zu sterben. Alle vor uns sind diesen Gang gegangen, und wir mit unseren Enkeln werden ihn gehen. Darum nennet Hiob das Grab das bestimmte Haus aller Lebendigen; Kap. 30, 23. Im Schooße der Mutter fängt unser Leben an, im Schooße der Mutter-Erde endet es, und wir werden in das Leben hinein, und

aus demselben heraus getragen. Siehe, da trägt man einen Todten hinaus! — Den Gang zum Grabe gehen Menschen von allen Altern. Greise fallen ab, wie dürres Laub, und Jünglinge und Jungfrauen, und die Schaaren der Kinder verblühen, wie die Blumen des Feldes, wie das Gras, das heute blühet, und morgen in den Ofen geworfen wird. Diesen Gang zum Grabe gehen alle Stände, die Könige und die Bettler, die Kronen- und die Kettenträger. Bey der Geburt und im Tode sind alle Menschen gleich; nackt kommt der Mensch in die Welt, und nackt gehet er aus derselben. — Denke ich mir diese unsere Versammlung — wer von uns wird nach funfzig Jahren noch hier erscheinen? Um einen neuen Lehrer stehet dann eine neue Gemeine, und unsere Jünglinge, im Silberhaare, predigen dann dem neuen Geschlechte die allgemeine Vergänglichkeit.

Darum, um den Versuchungen zur Sünde zu widerstehen, um der Sünde abzusterben, und zum wahren Christenleben erweckt zu werden; um durch die eitele Pracht und Herrlichkeit dieses vergänglichen Lebens nicht geblendet, verführt zu werden; um den Himmel, und den wahren Gewinn des Lebens, die rechte Führung desselben nicht aus den Augen zu verlieren, wollen wir uns sagen, wollen wir bey jedem Leichenzuge denken: diesen Gang gehest auch du, so wirst auch du hinab gesenkt und mit Erde zugedeckt. Darum lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben!

Der Gang zum Grabe ist ein nothwendiger, unvermeidlicher, ein oft überraschender Gang. Es hängt nicht von uns ab, ob wir sterben wollen, sondern wir müssen, und sind dem Gesetze der Natur, dieser Ordnung Gottes, ohne unsern Willen unterthan. Was geboren ist auf Erden, muß zu Staub und Asche werden. Gewiß und unvermeidlich ist unser Gang zum Grabe; aber wohl uns, unbekannt und ungewiß sind die Zeit, der Ort, die Umstände unseres Todes. Ach! wenn der Mensch seinen Todestag wüßte, wie seinen Geburtstag, — keine frohe Stunde, keinen frohen Augenblick würde er mehr haben, der herankommende Tag, die nahende Stunde würde seine Kraft lähmen, würde jeden fro-

frohen Genuß niederschlagen. Der Leichtsinnige würde bey dem Bewußtseyn eines fernen Zieles die erste Pflicht des Lebens: die Besserung, verschieben, würde denken: es hat noch Zeit, würde also den Hang zur Sünde nur bestärken, sich verstocken; oder wenn sein nahes Ende ihn zur Besserung antriebe, so wäre doch dieser Antrieb nicht der rechte, die Besserung und das neue Leben würde nicht aus Gott, nicht aus innerer Ueberzeugung, nicht aus Liebe zum Guten geboren. Darum habe Dank, allgütiger Vater! daß du uns unser Ende verbargst. Nun gilt das Wort: wachet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde des Menschen Sohn kommt! — Dieser Gang zum Grabe ist ein oft überraschender. Wie viele Sichere und Sorglose, welche leben, als ob sie die Versicherung eines langen Lebens hätten, werden mitten unter ihren eitelen Träumen, mitten in ihren Unternehmungen hinweggerafft! Wie viele falsche Rechnungen, wie viele getäuschte Hoffnungen giebt es nicht im Leben der Menschen! Da spricht so Mancher: iß und trink, liebe Seele, und habe frohen Muth; und er ahnet nicht, daß in der nächsten Nacht seine Seele von ihm gefordert werde. Da heißt es so oft um die Mitternachtsstunde, wo Menschen ruhig schlafen: der Bräutigam kommt, um die Seele, als Braut Christi, heimzuholen zur Hochzeit des Lammes; und die thörichten sorglosen Jungfrauen sind nicht geschickt, dem Bräutigam entgegenzugehen, und werden ausgeschlossen von dem Mahle. Ja, Jedem von uns sind wohl Menschen bekannt, denen der Gang zum Grabe ein überraschender war.

Der Gang zum Grabe ist immer ein Gang zur Ruhe von den Geschäften und Beschwerden des Lebens. Von Geschäften ruhen wir, wenn sie uns hinaus getragen, und in der Erde Schooß verborgen haben. Des Geistes Kraft, des Herzens Liebe thut sich dann nicht mehr kund durch diesen Leib, denn das Band zwischen beyden ist aufgelöset. Du kannst, wenn du den letzten Gang angetreten hast, nichts mehr wirken für die Deinen, für deine Freunde, für dein Vaterland, für die Welt. Ermuntere dich daher jetzt zur Thätigkeit, und sprich

mit



mit dem Heilande: ich muß wirken, dieweil es Tag ist; es kommt die Nacht, wo Niemand mehr wirken kann; oder mit Paulo: als wir denn nun Zeit haben, so lasset uns Gutes thun. Denn Alles, was Glück und Zufall uns zuwarf, was nicht unsere eigene freye That ist, verläßt uns, nur unsere Werke folgen uns nach, und diese sind Gegenstand der Vergeltung. — Wir ruhen auch von den Beschwerden des Lebens, wenn wir den Gang zum Grabe angetreten haben. Mühe und Arbeit, Kampf und Sorge ist auch das Leben der Glücklichsten. Darum singen alle Mühseligen, welche Ruhe suchen für ihre Seelen, mit so viel Freude: es ist noch eine Ruh' vorhanden für jeden Gott ergebnen Geist! Darum stellet sich Hiob die Ruhe im Grabe so süß vor, wenn er spricht: daselbst ruhen doch, die viele Mühe gehabt haben. Da haben doch mit einander Frieden die Gefangenen, und hören nicht die Stimme des Drängers; Kap. 3., 17. 18. Wie Viele aber giebt es nicht allenthalben, für welche das Leben keine Lust, sondern nur eine Last ist, die nur aus Pflicht und Gottergebenheit noch leben, und die des Todes warten, und grüben ihn wohl aus dem Verborgenen! Deßhalb ruft auch Sirach: O Tod, wie wohl thust du dem Dürftigen, der alt und schwach ist, der in allen Sorgen steckt, und nichts Besseres zu erwarten und zu hoffen hat; Kap. 41., 3. Da wird der Gang zum Grabe ein Gang zur Ruhe von des Lebens Beschwerden, wo die Befreyten ausrufen: die, Herr, zu dieser Ruhe kommen, wie selig sind doch Alle die! In deinen Himmel aufgenommen, ruhn sie von dieses Lebens Müh'. Nach aller Last, die sie gedrückt, wird ewig nun ihr Herz erquickt.

Bisher sprachen wir nur von unserem Gange zum eigenen Grabe; aber wir wandern oft auch zu fremden Gräbern, und da ist unser Gang bald ein Liebesgang, bald ein frommer andächtiger Gang zu den Ruhestätten der Geliebten. Und viel Volks begleitete die Wittwe, heißt es im Ev.; das war ein Liebesgang, daß sie den Jüngling zu seiner Ruhestätte beglei-

gleiteten, sie legten dadurch an den Tag, wie lieb ihnen der Jüngling gewesen, wie großen Antheil sie an dem Schmerze der Mutter nahmen. Wie können denn wir unsere Liebe, unsere Anhänglichkeit, unsere Dankbarkeit gegen gute und verdiente Menschen, die uns wohl thaten, die durch ihr Beyspiel uns im Guten bestärkten, anders zu erkennen geben, als wenn wir mit ihnen den letzten Gang gehen, den Gang zum Grabe? Warum sollte sich nicht dieser und jener freywillig an einen Leichenzug anschließen, wenn der Verstorbene ihm lieb war, und so seine Liebe zu erkennen geben? O, wenn auch ich hinaus getragen werde, dann würden die Freywilligen, die meiner Bahre folgten, mein Andenken und mein Streben mehr ehren, als ein langer Zug von erbetenen und geworbenen Begleitern. Auch das viele Volk, welches der Leiche des Jünglings folgte, scheinet freywillig sich angeschlossen zu haben. So allein wird es ein Liebesgang, kein erzwungener und gedungener. — Der Gang zu den Gräbern Anderer ist oft auch ein frommer und andächtiger, wenn wir, wie Maria Magdalena, zu den Ruhestätten edler Menschen kommen, sey es bey dem Aufgange oder bey dem Untergange der Sonne. Dann schwebt vor unserer Seele die Erinnerung, das Bild ihres Lebens; dann gedenken wir ihres Wirkens und Thuns, ihrer Liebe und ihrer Wohlthaten. Tief in der Seele vernehmen wir dann den Ruf: solcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach. Da erhebt sich oft in uns der strafende Gedanke: du, lieber Todter, der du hier rastest, wie oft habe ich deine Liebe im Leben verkannt, dein Wohlmeynen und Wohlthun nicht genug geschätzt, wie oft habe ich aus Ungeduld, aus Mißverstand mit harten Worten, mit unzeitiger Empfindlichkeit dir wehe gethan! Vergieb! — Ich will an Anderen üben, was ich bey dir versäumte. — An den Gräbern der Geliebten erwacht auch die Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihnen, verliert der Tod seine Bitterkeit vor der Süßigkeit des Fortlebens und des Wiedersehens der Geliebten. So wird der Gang zum Grabe ein andächtiger, Gedanken und Gefühle des höheren ewigen Lebens erwachen



in uns, und wir schauen im Geiste hinüber in das selige Land.

Der Gang zum Grabe ist endlich auch ein Gang an denjenigen Ort, wo uns der Glaube an Unsterblichkeit rechtes Herzensbedürfniß wird. Nein, wir können es nicht annehmen, oder wir denken lauter Widerspruch, Ungereimtheit, und Unvernunft; wir können es nicht annehmen, Alles in uns sträubt sich dagegen, daß die Edlen, die hier im Grabe ruhen, deren zeitliche und räumliche Hülle man hier begrub, nun nicht mehr seyen, daß ihr Geist, der wahrlich! nicht in ihrem Blute wohnte, nun nicht mehr denke und schaue, daß ihr Herz, der Sitz aller menschlichen und göttlichen Gefühle, nicht mehr liebe, daß der Vater der Liebe für sie kein Zeichen der Zufriedenheit, keine Belohnung habe. Nein, wir können es uns nicht denken, daß die, die zu gut für diese Welt, die eines ewigen Lebens würdig waren, die auf das Ewige fest bauten, im Ewigen allein ihr Genüge und ihre Befriedigung fanden, daß diese nun leblos, bewußtlos, dem Ungedanken des Nichtseyns übergeben wären. Nein, die Guten und Frommen, an deren Gräbern ich stehe, sie leben, sie sind bey dem Herrn allezeit, sind selig; auch ich werde mit ihnen, mein Herz sagt mir's, obgleich mein Verstand nicht weiß wie, vereinigt werden, wenn ich der Gemeinschaft mit ihnen würdig bin und bleibe. So wird uns der Glaube an Unsterblichkeit, was er überhaupt ist, besonders an Gräbern, Herzensbedürfniß. Mit einem hoffenden, zum Himmel gerichteteten Auge kehren wir dann in das Leben zurück, um in guten Werken zu trachten nach dem ewigen Leben.

III.

III.

Wenn die Noth am Größten, ist Gottes Hülfe am Nächsten.

Wo das Auge hinblickt, da siehet es Leidende, wohin sich das Ohr neigt, da vernimmt es Klagende. Weinend wird der Mensch geboren, und wenn ihn der Tod, der eine so furchtbare Macht an dem kindlichen Alter ausübt, nicht wegrafft, gehet er spielend und weinend durch das Alter der Schwäche, der Unbehülflichkeit, der mannigfaltigsten Krankheiten. Nur unter Stürmen wurzelt der Mensch in das Leben tiefer ein. Es folgen die Lehrjahre des Lebens, Jahre voll Mühe und Arbeit. Uebernimmt endlich der Mensch seine Selbsterhaltung und die Erhaltung einer Familie, so gehet er unter Sorgen und Beschwerden durch's Leben, isset im Schweiße seines Angesicht's sein Brod; denn weder rühmlich noch wünschenswerth ist es, zu leben gleich den Vögeln unter dem Himmel, die nicht säen und erndten, oder gleich den Lilien des Feldes, die nicht spinnen. Wie drücken da so oft die Bürden der Arbeit, wie nagen die Fesseln der Unterdrückung, wie schwer sind die Lasten der Armuth und Dürftigkeit zu tragen! Welche Wunden schlägt die Gesellschaft, in der wir leben, und wer wird nicht von den Leidenschaften der Menschen angetastet, von ihrem Eigennutze beschädigt, von ihrem Stolze beleidigt, von ihrem Neide angefeindet, von ihrem Hasse verfolgt! Und kommen nicht oft gerade die schmerzhaftesten Wunden von geliebten Händen? Trennet der Tod nicht die, die Ein Herz und Eine Seele sind? Wer ist unter uns, dem der Tod nicht unheilbare Wunden schlug, der nicht dem Todtenacker die Ueberreste geliebter Menschen übergab? — So wahr nun auch alles Einzelne ist, was hier angeführt worden, und noch angeführt werden könnte, so falsch ist doch die Zusammenstellung der menschlichen Leiden, eben als ob das Leben eine Reihe zusammenhängender Leiden wäre, als ob zwischen den Schmerz nicht die

Freude träte, als ob nicht Leiden und Freuden miteinander wechselten. Und warum erwähnet man nicht auch die Erquickungen in Leiden, die Hülfe Gottes in Gefahren, die Wunder göttlicher Hülfe, und den Dank und die Freude der Geretteten? — Denn wo ist der Leidende, der nicht, die heilsame Frucht derselben empfindend, ausriefe: ich danke dir, daß du mich gedemüthiget hast? — wo der Unglückliche, der nicht nach Klageliedern auch seine Lobgesänge angestimmt und Gottes wunderbare Hülfe erfahren hätte?

Sehet an die weinende Mutter im Evangelio! Sie hatte den einzigen Sohn, ihre einzige Freude und Hoffnung verloren; schon wird er hinaus getragen, nur noch wenige Augenblicke, und er ist begraben. Aber Gott sahe ihre Thränen und ihren Schmerz, und am Thore der Stadt Nain hatte Er den Retter hingestellt, Jesum. Sehet, wenn die Noth am Größten, ist Gottes Hülfe am Nächsten.

Sprüchwörter, die in Jedermanns Munde, die die Weisheit, die rathende und warnende Stimme des Volkes sind, Sprüchwörter enthalten immer eine durch tausendfältige Erfahrung erprobte Wahrheit. Keiner, der in großer Noth war, wird daher auch unter uns seyn, der nicht zu diesem Sprüchworte seine eigenen und besonderen Lebenserfahrungen anzugeben hätte. Aber ich kann nicht umherfragen, um die besonderen Bestätigungen der so erfreulichen Wahrheit zu vernehmen. Lasset uns daher in den Spiegel des Lebens, in unsere Bibel sehen, wie diese die Wahrheit unseres Satzes bestätige.

Dem Thore zu Nain näherte sich Jesus; siehe, da trug man einen Todten heraus, einen Jüngling, den einzigen Sohn seiner Mutter, die eine Wittwe war. Jüdische Mütter insbesondere wünschten sich Söhne, einen Schutz und Trutz gegen Feinde, als die Ehre und Freude, die Hoffnung und Stütze in den Tagen des Alters. Die Mutter im Evang. bekam einen Sohn, sie säugte, sie erzog ihn, sie lebte nur für ihn. Unter ihrer Liebespflege ward das Kind ein Knabe, der Knabe ein Jüngling. Und siehe! da trug man ihn als einen Todten hinaus,

aus, alle Hoffnungen der Mutter waren zerstört, freudenlos war ihr Leben geworden. Denn sie war auch eine Wittwe, schon gattenlos, nun auch kinderlos. Was sie noch an das Leben band, das trug man zum Thore hinaus. Unter Thränen der Mutterliebe hatte sie den Leichnam des Sohnes beschickt, und nun ward auch dieser, die todte Hülle des Sohnes, hinaus getragen. Weinend wankt sie hinter der Bahre einher, viel Volks begleitete sie. Nur noch wenige Augenblicke, und es war der Leichnam in der Erde verborgen, es war von dem Sohne nichts mehr übrig, als sein geliebtes Bild in der Seele der Mutter. Je näher dem Grabe, desto höher steigt der Schmerz der Mutter. Aber, höret es Leidende! der höchste Punkt unseres Leides ist auch der Wendepunkt desselben, und wenn die Noth am Größten, ist Gottes Hülfe am Nächsten.

Gerade in dem Augenblicke, wo der Leichenzug sich zum Thore hinaus bewegt, tritt Jesus in das Thor. Wer erkennet hier nicht das wunderbare Zusammentreffen der Umstände, welches wir Fügungen Gottes nennen? Einige Augenblicke früher oder später — und der Jüngling war begraben. Aber zur rechten Zeit hatte Gott den Jesus, den Retter, den Helfer, am Thore hingestellt. Er höret von dem einigen Sohne einer Wittwe, sein Auge findet die weinende Mutter, sein Herz wird weich, denn er hatte ja auch eine Mutter, die auch schon Wittwe war. Vor Allem ruft er der Mutter Worte des Trostes zu: Fasse dich! Dann tritt er an die Bahre, ruft den Jüngling in's Leben zurück, führt ihn der Mutter zu, und ehe Mutter und Sohn sich von dem freudigen Schrecken erhohlen, ist Jesus weiter gezogen, in seinem Herzen den stillen Lohn des göttlichen Bewußtseyns, den Willen seines Vaters gethan zu haben, und vollendet sein Werk. Das war Hülfe in der äußersten Noth. Denn wenn die Noth am Größten, ist Gottes Hülfe am Nächsten.

Ich rufe euch nicht zu Zeugen an, ihr Armen und Bedrängten, denen Gott gerade zu der Zeit, wo ihr weder aus noch ein wußtet, seinen Engel sandte. Ich rufe euch nicht zu Zeugen an, ihr Kranken, die ihr am Leben schon verzweifeltet, und

oft durch einen kleinen Umstand gerettet wurdet. Ich rufe euch nicht zu Zeugen an, ihr Unglücklichen, die ihr saget: es war ein Glück, daß dieser und jener Umstand eintrat, sonst war ich verloren. Denn eben in solchen kleinen Umständen erkennen wir Gottes große, mächtige, wunderbare Hülfe.

Nur Beyspiele der Bibel will ich reden lassen. Von seinen Brüdern verkauft, von einem ungünstigen Weibe verfolgt, muß Joseph erst in das Gefängniß und dem Tode nahe kommen, bis er für unschuldig befunden, erlöset, und zu der höchsten Würde erhoben wird. — Alle geborenen Knäblein der Ebräer — so lautete der tyrannische Befehl des Pharao — sollten sogleich nach ihrer Geburt ermordet werden, damit ihre Anzahl nicht gefährlich werde. Dagegen sträubt sich die Mutterliebe in der Mutter des Moses, sie kann das Kind nicht erwürgen sehen, sie erflehet das Leben des Kindes von der Wehmutter, sie verbirgt das Kind. Sie zittert, wenn das Kind weinet, — wenn die Späher es hörten! Sie kann es nicht länger verbergen; da flicht sie ein Kästlein von Rohr, verwahret es mütterlich, legt den lieblichen Knaben hinein, und mit einem Blicke zum Himmel, der um des Kindes Leben flehet, vertraut sie das Kästlein den Wellen des Flusses, und diese tragen es an den Ort, wo Pharaos Tochter badete, und der Tochter Liebe rettet das Kind, welches des Vaters Befehl dem Tode geweihet hatte. Das war wieder Gottes Hülfe in der Noth; und sehen wir nicht, wie Gottes rettende Fürsehung ganz besonders der leidenden Mütter sich annehme?

Unvorsichtig hatten die Weisen aus dem Morgenlande durch ihre Frage: wo ist der neugeborene König der Juden? den Argwohn des alten Tyrannen Herodes und seine Mordlust geweckt. Das Kind muß sterben, dachte der sich freundlich verstellende Tyrann; aber Gott sprach: das Kind soll leben! Und siehe! ein Traum Josephs rettet das Kind. Das war wieder Gottes Hülfe in der Noth, bewirkt durch einen Traum.

Schon hatte der Sohn dieses Tyrannen, Herodes Antipas, der Vierfürst von Galiläa, derselbe, welcher Johannes den Täufer

Täufer hatte enthaupten lassen, auch den Jakobus, den Bruder des Evangelisten Johannes, mit dem Schwerdte hingerichtet. Und als er sahe, daß es den Juden wohlgefiel, ließ er auch Petrum in das Gefängniß werfen, um nach dem Feste der süßen Brode dem Volke ein blutiges Schauspiel zu geben. Aber die Gemeine betete ohne Aufhören für ihn zu Gott. Da lag nun Petrus im Gefängnisse, gebunden mit zwey Ketten, zwischen zwey Kriegsknechten, und die Hüter vor der Thür hüteten das Gefängniß. Aber in der Nacht vor seinem bestimmten Tode kam der Engel des Herrn daher, und ein Licht schien in dem Gemache, und der Engel weckte den Petrus: stehe behende auf! Und die Ketten fielen von seinen Händen. Gürte dich, wirf den Mantel um dich, und folge mir nach. Sie gingen nun durch verschiedene Posten der Wache, und kamen an die eiserne Thür, welche zur Stadt führt. Diese that sich auf, und Petrus befand sich in einer Straße von Jerusalem, und der Engel des Herrn schied von ihm; Apostelgesch. Kap. 12. Wer auch dieser Engel war — dem Petrus war er ein Bote Gottes, gesandt in der äußersten Noth, in der Nacht vor dem Tage, an welchem er hingerichtet werden sollte. Was beweisen nun aber alle diese Beyspiele anders, als Gottes wunderbare Hülfe in der Noth? An euch aber, G. Z., ist es nun, zu diesen Beyspielen der Bibel die Erfahrungen eures eigenen Lebens hinzuzufügen, um daraus Trost, Vertrauen und Hoffnung auf Gott auch im größten Leide zu schöpfen, um in keiner Noth zu verzagen, vielmehr mit voller Ueberzeugung zu sprechen: wenn die Noth am Größten, ist Gottes Hülfe am Nächsten.

Welchen heilsamen, stärkenden, ermuthigenden Eindruck muß diese Wahrheit auf euch, Leidende, machen, die ihr eure Augen zu jenen Bergen, zu jenen Himmelshöhen erhebt, von wannen uns Hülfe kommt! Welche Fassung und innere Seelenruhe muß diese Wahrheit nicht gottgläubigen, gottergebenen, gottvertrauenden Seelen geben, wenn sie sehen, wie Gottes Hülfe

da

da eintrete, wo der Mensch schon Alles verloren gab. Verzaget daher nicht, wie auch der Kummer heiße, der seine spitzen Dornen euch in das Herz drückt! Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine so große Belohnung hat! Ich bin bey dir in der Noth; weiche nicht, ich bin dein Gott! ruft die göttliche Stimme aus dem Heiligthume der Religion. Bedenke, schon hinaus getragen ward der einzige Sohn der Mutter; nur noch einige Schritte, und er war begraben. Aber da hatte Gott schon den Retter an das Stadtthor hingestellt.

Wer weiß, wo? und wer? der Retter ist, den Gott dir bestimmt hat; aber du wirst ihn finden, und er dich, erbarmen wird Gott deiner sich. In diesem Vertrauen sprach Hiob: ich weiß, daß mein Erlöser, mein Helfer lebt, daß er schon da ist, durch den mir Hülfe werden soll, und er wird mich aus dem Staube aufrichten, und ich werde ihn noch mit meinen Augen sehen. — Diese Wahrheit befestige euch im Glauben an Gottes Fürsehung, die sich auch auf die einzelnsten Menschen und auf die kleinsten Umstände ihres Lebens erstreckt, ohne deren Willen kein Sperling vom Dache und kein Haar von unserem Haupte fällt. Im Stillen, dem menschlichen Auge unsichtbar, ungeahnet und wunderbar ordnet der Allmächtige, der Allweise, die Umstände zu unserer Rettung, Er, der alle Fäden des Gewebes, welches wir Schicksal nennen, in seiner Hand hält.

Doch gehet auch nicht zu weit! Bestimmte Hülfe, in jeder Noth, Erfüllung jegliches Wunsches hat Gott uns nirgends zugesagt, und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Der muß ja irre an Gott werden, der in jedem Falle bestimmte, zuverlässige Hülfe erwartet. Willst du daher deine Ruhe sichern, so hoffe auf Gott, daß er es wohl machen werde. Aber hoffe nichts Bestimmtes, schreibe Gott nicht vor, wo, wann und wie er dir helfen soll. Lerne vielmehr Ergebung in Gottes Willen, lerne Unterwerfung unter seine Führungen, sprich mit Jesu: nicht wie ich will, sondern wie du willst, mein Vater!

Vater! Der Mensch ist nicht bloß zum Thun, auch zum Leiden ist er geboren, und nicht bloß durch Thun verehren wir Gott, sondern auch durch gottgefälliges Leiden, und eben dieses stille Dulden und Sichergeben ist die schwerste That, weshalb der, der die Anfechtung erduldet, die Krone empfangen soll.

Und dieses Gerücht von der Hülfe Jesu, der Wittwe und ihrem Sohne erzeigt, ging aus in das ganze jüdische Land, und in alle umliegende Länder, sagt unser Ev. Zu einem anderen Unglücklichen, der bey Jesu Hülfe fand, sprach der Heiland: gehe hin, und verkündige, welche Wohlthat dir Gott erwies. Es ist daher der Geretteten Pflicht, die Hülfe Gottes zu preisen, ihre Erfahrungen über Gottes wunderbare hülfreiche Führungen bekannt zu machen, damit sie Herolde des göttlichen Ruhms, damit Andere im Glauben an Gottes Weisheit und Liebe gestärkt werden, damit auch Andere in ihren Nöthen Vertrauen auf Gottes Hülfe lernen, daß sie Gott suchen, ob sie ihn wohl finden möchten, Ihn, der nicht ferne ist von einem Jeden unter uns, in welchem wir leben, weben, und sind, damit der Glaube immer allgemeiner werde: wenn die Noth am Größten, ist Gottes Hülfe am Nächsten.

Andere Sätze.

1. Das Christenthum, als Fürsprecher der Wittwen. Milde und Menschlichkeit ist der Charakter des Christenthums, und diese Milde, dieses Erbarmen, welches im Menschensohne Fleisch und Blut angenommen hat, macht das Christenthum so liebenswürdig. Das Christenthum stellt aber die Wittwen unter den Schutz der Menschlichkeit; stellt in dem Erlöser einen hülfreichen Freund der Wittwen dar. Die Wittwe zu Nain; die Mutter Jesu, eine Wittwe, unter seinem Kreutze.



Das Christenthum stellt die Härte, die Ungerechtigkeit, die Unbilligkeit gegen Wittwen als einen Gegenstand des Abscheues dar, und ruft das Wehe über ihre Verfolger aus; Matth. 23, 14. Das Christenthum erklärt die Milde, die Schonung, die Hülfe, den Wittwen erzeigt, für eine heilige Religionspflicht, für den rechten und vernünftigen Gottesdienst; Jac. 1, 27. Diese Milde des Christenthums verpflichtet aber auch die Wittwen, Wittwen nach dem Sinne des Evangelii zu seyn; 1. Tim. 5, 3 — 7.

2. Wie herzerhebend es sey, daß gute Menschen in einer einzigen guten That so vieles Gute wirken. Es ist eine ausdrückliche Lehre Christi, daß Handlungen wahrer Liebe vor Gott einen Werth haben, den gute Menschen selber nicht ahnen, und daß die Folgen derselben unendlich sind; Matth. 25, 37. f. Bey einer jeden guten That giebt der edle Mensch 1. eine Anschauung von der Liebe und Güte seiner Seele, und stellt ein erweckendes Beyspiel auf. Entwickelung der edelmüthigen Menschenfreundlichkeit Jesu aus dem Ev., aus seiner freiwilligen, ungesäumten, schnellen, in ihrer Art und Weise so rührenden Hülfe. 2. Durch diese Eine That schuf der Heiland eine glückliche Mutter. Heiter lag das Leben wieder vor ihr da, ruhig blickte sie dem höheren Alter entgegen, denn sie hatte des Alters Stütze wieder. Durch diese That schuf der Heiland auch einen dankbaren Sohn, der mit neuer Liebe und Gehorsam an Gott und an der Mutter hing. 3. Weit und breit erregte diese That Jesu Bewunderung und Glauben an ihn; diese That Jesu drang auch in den Kerker des Johannis des Täufers, und regte die Hoffnung des dem Tode Geweiheten auf; Luc. 7, 18. — 4. Und seine Jünger glaubten an ihn, heißt es von dem ersten Zeichen Jesu, Joh. 2. Wie mag erst durch diese That der Glaube in ihnen gestärkt worden seyn! Und wirket seine

Men=

Menschenfreundlichkeit, die seine Macht und Herrlichkeit offenbaret, nicht noch in dieser Stunde auf uns? — Wie ermuntert diese Betrachtung zu guten Thaten, sie unverzüglich zu thun, zu der Stunde, wo Gott uns durch die Umstände ruft! Sehen wir nicht, wie Gott den guten Willen und die gute That segnet? Der Erlöser dachte dabey nicht an sich, an seine Ehre, sondern nur daran, daß der Wittwe und ihrem Sohne geholfen würde. Dennoch ward auch sein Ruhm dadurch verbreitet. Die Folgen guter Thaten sind unendlich, unabsehlich. Beyspiele: Du besserst dich, wirst ein neuer Mensch, lebest ein neues Leben, — welche gute Thaten gehen von dir aus! Du erziehest ein verlassenes Kind zum Guten, — alles Gute, was es thut, ist entfernter Weise deine That, Gott erkennet den ersten Urheber wohl. Aber auch böse Thaten haben unabsehliche, grenzenlose Folgen. —

3. Gottes tröstender Zuspruch an Weinende: weine nicht! Eine Homilie. Er kam in eine Stadt, Nain; das menschliche Leben, der reitzendste Ort, die schönste Stadt ist nicht immer Nain. Denn es giebt herbe Trennungen. — Aber in der höchsten Noth hatte Gott die Hülfe still und unerwartet angeordnet. Zur rechten Zeit kam der Helfer. War das Zufall? Zufall ist ein Wort ohne Sinn; denn auch hier waltet eine göttliche ordnende, lenkende, das Einzelne wie das Ganze umfassende Vorsehung. Diese ruft uns überall, in jeder Noth, durch günstige, von ihr bereitete Umstände, durch gute Menschen, die sie erweckt und sendet, zu: weine nicht!

4. Wie denkt der Menschenfreund bey dem Daseyn so vieler Leiden? Er denkt weniger, warum diese Leiden da seyen, woher sie entstehen, sondern wie er sie entferne. Der Heiland grübelte nicht darüber, warum doch die Mutter ein so hartes Schicksal betroffen, sondern er schritt zur Hülfe. — Der christliche Menschenfreund urtheilet nicht lieblos über Leidende, kränkt Leidende nicht noch mehr durch lieblose Urtheile und Fragen; Joh. 9, 1. 2. 3. Die vielen Leiden sind



dem Menschenfreunde eine Aufforderung zu Werken Gottes, daß der Mensch göttlich handle, erbarmend, hülfreich; Joh. 9, 3. Ohne die vielen Leiden gäbe es kein Mitgefühl, keine Theilnahme, kein Wohlwollen, keine wohlthätige Liebe. Wenn wir uns die Tugend als eine redende Person denken, so würde sie sprechen: wenn es nicht so viele Leiden gäbe, wie könnte ich mein Daseyn beweisen, wie könnte ich erscheinen als der ewigen Liebe liebste Tochter, als der Menschen trost- und hülfreiche Freundin! Fragen wir: warum es so viele Leidende gebe, so ist die Antwort: damit der Mensch Erbarmen lerne, Liebe übe, Thaten und Werke Gottes offenbare. Der beste und gründlichste Vertheidiger der göttlichen Vorsehung wegen Zulassung der vielen Uebel ist daher der hülfreiche Menschenfreund. Hat wohl die Mutter, als sie den Sohn wieder lebendig in ihren Armen hatte, gefragt: aber warum mochte mich wohl das Unglück betroffen haben?

Am

Am Siebenzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Evangel. Luc. 14, 1—11.

I.

Wozu uns die Erfahrung ermuntere, daß wir oft da beobachtet werden, wo wir es gar nicht glauben?

Immer sich selbst gleich, morgen wie heute, und immer natürlich, ungesucht und ungeschminkt ist das Betragen guter Menschen, welche es zur Sicherheit im Guten gebracht haben. Fest und sicher, wie ihre Grundsätze, sind auch ihre Sitten. Aber bald ein doppeltes, bald ein schwankendes unsicheres Betragen finden wir bey offenbar bösen und bey zweydeutigen Menschen, ein ganz anderes Betragen, wenn sie allein und sich selbst überlassen, und wieder ein anderes, wenn sie in der Gesellschaft der Menschen sind. Wie solche Menschen ihre festlichen und gewöhnlichen Kleider haben, so auch festliche und gewöhnliche Sitten. Von der Kleidung an bis auf Sprache und Sitten ist bey solchen Menschen oft Alles anders, wenn sie allein, und wenn sie unter Menschen sind. Solchen fehlerhaften Menschen legt nämlich die Gesellschaft Anderer einen heilsamen

samen Zwang auf, daß sie das Tadelnswürdige, Unangenehme und Lästige in ihren Sitten zu unterdrücken und zu verbergen suchen. Vorzüglich heilsam sind gute Gesellschaften besonders Jünglingen; denn da sehen wir sie oft ein ganz anderes, ein sittsameres und bescheideneres Betragen annehmen, als wenn sie allein sind, — der unbesonnene wird bedächtig, der heftige und auffahrerische erscheint gelassen, der sonst absprechende trägt seine Meynungen als Zweifel vor. — Das Auge der Menschen, das Gefühl für Ehre, die Furcht vor Tadel, bringt da das bessere Betragen hervor. Es ist aber offenbar, daß nur der Fehlerhafte, der Fehler oder Anstößigkeiten zu verbergen hat, unter den Augen Anderer anders handle, als wenn er allein ist, und daß der Tugendhafte und Fromme nicht nöthig habe, mit seinem Betragen zu wechseln, so wie man mit Kleidern wechselt. Denn der Tugendhafte scheuet überall das Auge Gottes, hat immer Gott vor Augen und im Herzen. Für diejenigen hingegen, deren Bildung fehlerhaft und unvollkommen ist, wird der Umgang mit achtungswürdigen Menschen, wird das Handeln unter ihren Augen eine Schule der Selbstbeherrschung, der Klugheit, und wohlgefälliger Sitten: da hingegen diejenigen, sich selbst überlassen, blöde, menschenscheu, mißtrauisch werden, und ihre Bildung vernachlässigen, welche selten oder gar nicht unter den Augen Anderer handeln. Solche haben in der Regel die meisten Eigenheiten, und selten liebenswürdige.

Sehr oft aber ist das Auge der Menschen auf uns gerichtet, sehr oft werden wir beobachtet, wo wir gar nicht daran denken. So wird der Heiland bey einem Pharisäer zum Gastmahle eingeladen; aber nicht aus Freundschaft, nicht aus Artigkeit gegen die übrigen Gäste, um ihnen zu einer näheren Bekanntschaft mit dem großen Manne des Zeitalters zu verhelfen, oder das Vergnügen der Gäste durch den geistreichen Mann zu erhöhen, — nein, sondern sie hielten auf ihn. Man versetzte Jesum unter verfängliche Umstände, wollte ihm eine Handlung ablocken, die sie für fehlerhaft hielten, und jedes Auge war auf ihn gespannt, was er wohl thun werde. Ein wasser-

süchti-

süchtiger Mensch nämlich war absichtlich herbeygeholt worden, um zu sehen, ob Jesus ihn nicht heilen werde am Sabbath, um dann sagen zu können: da sehet ihr den unmosaischen, den Sabbath schändenden Mann. Wie konnte aber diese Tücke Dem verborgen bleiben, der wohl wußte, was in den Menschen war! Und wie wurden die Herren zum Stillschweigen gebracht, daß sie auch nicht Ein vernünftiges Wörtlein vorbringen konnten! So werden auch wir oft beobachtet, wo wir gar nicht daran denken. Wozu uns die Erfahrung ermuntere, daß wir oft da beobachtet werden, wo wir es gar nicht glauben.

1.

Im Stillen, unbemerkt werden wir oft von Anderen beobachtet, wo wir es gar nicht glauben. Das ist auch der Grund, warum Kinder, Jünglinge, und alle diejenigen, welche fürchten, daß sie gegen die gute Lebensart verstoßen, und sich nicht von der vortheilhaftesten Seite zeigen möchten, verlegen, blöde sind, und nicht so natürlich und gut erscheinen, als sie wirklich sind, als sie sich unter Bekannten zeigen.

Schon das Auge des Menschenbeobachters ist auf uns gerichtet, welcher an uns die menschliche Natur, ihre Kräfte, ihre Aeußerungen, die Denkart der Zeit, oder gewisser Stände, den Grad der Bildung und die Eigenthümlichkeiten eines Ortes, einer Provinz ꝛc. kennen lernen will. Die Absicht ist unschuldig; der Menschenbeobachter will seine Erkenntnisse und Erfahrungen über Menschen bereichern, bestätigen, berichtigen. Denn der reichste, unerschöpflichste und würdigste Gegenstand unserer Erkenntniß auf Erden ist der Mensch und die menschliche Natur, und die unendliche Mischung und Mannigfaltigkeit menschlicher Kräfte und menschlicher Bildung. Was ist belehrender, als die Aeußerungen eines hellen, scharfsichtigen Geistes, und eines edlen Herzens? Was erweckender und bildender, als die Grundsätze, die Urtheile, die Beyspiele eines wahrhaft guten Menschen? Worauf könnte daher der Freund

der



der Weisheit ein schärferes Auge richten, als auf die Grundsätze, Urtheile und Sitten ausgezeichneter Menschen! Im Stillen richtet oft der Menschenbeobachter sein Auge auf dich, o Jüngling. Er möchte an dir gerne reine, unverdorbene Menschheit, den Blick, die Sprache, die Gefühle der Unschuld, kennen lernen. O, daß du diese Belehrung gewährtest, daß nicht der Engel deiner Unschuld weinend neben dir stände, zeugend: was der Beobachter sucht, ist nicht mehr vorhanden. Oft, wenn wir der Freude, dem Kummer, uns überlassen, ist das Auge eines Beobachters auf uns gerichtet, um die Merkmale uns'rer Freude, unsers Kummers aufzufassen. Die Absicht des Beobachters aber ist gut; er sucht Belehrung.

Oft ist das Auge eines Freundes auf uns gerichtet. Ein geheimer innerer Zug ziehet einen Menschen zu dir hin, er möchte seine Liebe, sein Herz dir schenken in seiner Freundschaft. Aber er will sicher gehen, er will wissen, ob deine Seele die Zwillingsseele der seinigen sey, ob du seiner Freundschaft würdig erfunden werdest. Sein Auge verfolgt dich, sein Ohr belauscht dich, er umgiebt dich unsichtbar, wo du es oft nicht glaubest. So ward Nathanael lange vorher von Jesu beobachtet, ehe er der Schüler Jesu ward, und eine heimliche Liebe und Freude zog Jesum zu dem Israeliten hin, in dem kein Falsch war. Woher kennest du mich? fragte Nathanael. Lange zuvor, sprach Jesus, ehe Philippus dich rief, wie du unter dem Feigenbaume warest, sahe ich dich; Joh. 1, 47. f. Mit wohlgefälligem Freundesauge war da Nathanael von Jesu beobachtet worden. Hier ist Wohlwollen der Grund, warum wir beobachtet werden, das Auge eines Freundes, eines Wohlthäters, eines Beschützers ist oft auf uns gerichtet.

Oft ist der Grund, daß wir beobachtet werden, auch Neugierde. Man sucht Unterhaltung, irgend etwas Neues, Unbekanntes, um es mitzutheilen, um die gesellige Unterhaltung damit zu beleben. Der angenehmste Stoff geselliger Unterhaltung, wodurch man die Aufmerksamkeit am Leichtesten gewinnt, sind Neuigkeiten, sind Beobachtungen über Andere, sind Kennt-

nisse

nisse von den Schicksalen und Familienangelegenheiten Anderer, und je seltener, grausenhafter solche Schicksale, je eigenthümlicher und abweichender die Art zu reden und sich zu benehmen sind, die man beobachtete, desto befriedigender ist die Nahrung für den Neugierigen. So werden wir oft beobachtet, unsere Reden, unsere Thaten, unsere Schicksale, unsere Verlegenheiten werden aufgegriffen, verschönert, entstellt, um damit die unschmackhaft werdende Unterhaltung zu salzen und zu würzen.

Oft aber werden wir auch beobachtet aus heimtückischer Bosheit, man sucht allein das Fehlerhafte an uns hervor, sucht Fehler hervorzulocken, um uns zu schaden, um die gemachten Entdeckungen zu unserem Nachtheile anzuwenden. Das war der Fall mit Jesu. Und sie hielten auf ihn. Ein Sabbathsmahl war gewählt, ein Wassersüchtiger war absichtlich herbeygeholt, um zu sehen, ob Jesus ihn nicht heilen werde am Sabbath. Seinen Einfluß wollte man schwächen, darum ordnete man die Umstände so an, wie man es bedurfte. Den Reformator der Religion wollte man als einen gefährlichen, irreligiösen Mann darstellen, dem selbst der Sabbath nicht heilig sey, und darauf legte man es an. An das Kreutz wollte man ihn schlagen, und dazu bedurfte man eines Grundes, und darum legte man Jesu Fallstricke. Aber wehe dem, der von einer geschlossenen Körperschaft, von Menschen, die unter sich in der engsten Verbindung stehen, belauert wird! Es ist Alles zu fürchten, daß er doch zuletzt ihr Opfer werde. — Siehe nun, wenn man deine Ehre angreifen, deine Achtung vermindern, dich an das Kreutz böser Zungen schlagen will: dann hält man auf dich, läßt dich nicht aus den Augen, selbst freundschaftliche Einladungen werden gemißbraucht, Tücke lauert hinter der Miene der Freundschaft, um ein Wort, ein Geständniß, eine That dir abzulocken, die man zu deinem Verderben anwenden will. Aus vielerley Gründen werden wir oft beobachtet, wo wir es nicht ahnen, wo wir am Wenigsten an heimliche Tücke glauben.

2.

Der Christ, der edle Mensch, beziehet, wie Alles, auf seine sittliche Besserung und Vervollkommnerung, so auch die angegebene Erfahrung, die ihm eine Ermunterung ist, von anstößigen Fehlern sich zu reinigen, nach einem reinen und frommen Herzen zu streben, und vor Allem das Auge Gottes zu scheuen.

Wenn die Augen der Menschen bald in Liebe, bald in Haß auf uns gerichtet sind, so ermuntert uns dieses, unser Betragen von anstößigen Fehlern zu reinigen. Wer Scham vor sich selbst und vor anderen Menschen hat, wer noch nicht zu jenem Stumpfsinne, zu jener verächtlichen Gleichgültigkeit gegen die Urtheile der Menschen herabgesunken ist, wo der Ehrlose spricht: was gehen mich Andere an? wem vielmehr an der Achtung und an dem Beyfalle guter Menschen noch etwas liegt: den wird das beobachtende Auge der Menschen, das ohnehin fremde Splitter mit dem Vergrößerungs- und eigene Balken mit dem Verkleinerungsglase ansiehet, ermuntern, sich so viel als nur möglich von Fehlern zu reinigen. Das Auge der Menschen mag für Viele lästig, drückend, beschränkend, Zwang auflegend seyn, — es ist aber immer ein Zucht- und Besserungsmittel. Wozu uns die Religion, das Vorbild Christi, das Gewissen verpflichtet, dazu treibt uns auch das beobachtende Auge der Menschen an. Darum achte das Auge der Menschen! Auf dem Urtheile Anderer schwebt deine Ehre und deine Unehre, die Beförderung und die Verhinderung deiner Zwecke. Hast du nun Ursache, das Auge Anderer zu scheuen, so wird dieses dir einen heilsamen Zwang auflegen; du wirst deinen Leichtsinn beherrschen, und ein gesetzteres Wesen lernen; du wirst deine Unbesonnenheit und dein vorschnelles Urtheil in Schranken halten, und dich an Vorsicht und umsichtige Klugheit gewöhnen; du wirst den Kitzel, Alles lächerlich zu machen und zu lästern, im Zaum halten, und Menschenschonung lernen. Du wirst Alles, was nicht wohllautet, was nicht keusch,

nicht gerecht, nicht ehrbar ist, vermeiden, und so immermehr von Fehlern dich reinigen.

Doch wo das Herz rein und fromm ist, da hat man nicht über die Ausbrüche eines bösen Herzens zu wachen, da braucht man sich keinen Zwang anzuthun, vielmehr kann man ganz natürlich bleiben. Darum ermuntert uns das Auge der Menschen, vor Allem nach einem reinen und frommen Herzen zu streben. Der gute Baum bringt gute Früchte. Ein gebessertes und frommes Herz braucht kein Auge, keine Beurtheilung Anderer zu scheuen, und selbst die Mißverständnisse Anderer werden durch unsere Beharrlichkeit im Guten widerlegt. Da braucht man sich noch weniger einen Zwang anzuthun, Gesinnungen zu unterdrücken, andere zu heucheln, sondern da äußert man sich frey und natürlich, kommt an das Licht, weil man dasselbe nicht zu scheuen braucht, weil aus einem reinen und frommen Gemüthe nur Reines und Frommes hervorgehen kann. — Willst du also das Auge der Menschen nicht scheuen, so strebe nach einem gebesserten und frommen Herzen! Das Auge der Menschen ruhet dann mit Wohlgefallen auf dir. Und wenn man dich, wie dein Vorbild, Jesum, mit hinterlistigen, boshaften Augen ansähe, dir Schlingen legte, auf dich hielte: so bleibt doch Weisheit und Tugend aller Hinterlist immer überlegen. Wer verstummte? Jesus, oder seine Gegner? Und als der Geheilte vor ihren Augen da stand, mußten sie nicht bekennen: Er hat einem Menschen gethan, was wir unbedenklich auch am Sabbath an Thieren thun.

Um das Auge der Menschen nicht scheuen zu müssen, lasset uns das Auge Gottes, Ihn, den Allwissenden, den Allgegenwärtigen, den Heiligen, scheuen! Denn Gott erforschet und kennet uns, wir mögen liegen oder wandeln, er siehet unsere Gedanken von ferne, und kennet jedes Wort auf unseren Lippen. Wo wahre Gottesfurcht ist, findet auch die Heucheley keine Stätte, da ist der Mensch, wie er scheinet, und scheinet, wie er ist; ist wahr und ehrlich gegen sich selbst. Da hält man auch die Ehre bey Menschen nicht höher, als die Ehre



bey Gott; denn nur Ehre bey Gott ist wahre Ehre, Ehre bey Menschen hingegen, ohne Ehre bey Gott, ist nur Scheinehre, auf die Beschämung folgt. Auch dahin, wohin kein menschliches Auge dringt, in die Tiefe der Seele, in die verborgene Werkstätte der Gedanken und der Lüste, dringt das Auge Gottes. Darum scheiden wir heute von einander mit dem zum Vorsatze erhobenen Grundsatze: Fürchte Gott, thue recht, und scheue Niemand!

II.

Ueber die Prophetentugend der edlen Freimüthigkeit.

Unerfreuliche Zeiten waren es meistens, wann die Propheten in Israel auftraten, sey es, daß das Volk vom Gesetze Mosis, dieser Grundverfassung des jüdischen Volkes, gewichen war, daß Gewalt bey den Mächtigen, oder Laster bey dem Volke überhand nahmen, oder daß äußere Feinde den Frieden und die Freiheit des jüdischen Volkes bedroheten. Immer traurige Zeit war es, wenn die Prophetenstimme erscholl, es mochten nun die Propheten zürnen, drohen, und warnen, oder trösten, und den Muth aufrecht erhalten.

Aber eine große, herrliche Einrichtung, eine großartige Eigenthümlichkeit des jüdischen Volkes war es, daß dieses Volk Propheten hatte, daß diese reden durften, strafen und warnen, daß man aus ihrem Munde das Gesetz, die Stimme Gottes, und immer freimüthige, unerschrockene Rede hörte. Waren es aber traurige Zeiten, wo die Propheten auftraten, so waren es noch traurigere, wo die Prophetenstimme verstummte. Denn sie waren geheiligte Personen, die Rathgeber der Fürsten, die Vertheidiger des Volkes, die Vertreter der Wahrheit, die Beförderer der Tugend und Religion, die Wecker des Patriotismus,

die Bekämpfer der Abgötterey, der Unsittlichkeit. Sie stämmten sich gegen das gemeinsame Verderben, sie riefen König und Volk zur Pflicht zurück, sie weckten das eingeschlummerte, unthätige Volk aus seinem Schlummer, aus seiner Trägheit. Ein Unglück war es daher, wenn kein Prophet in Israel aufstand, wenn ihre Stimme schwieg. Ist kein Prophet hier, daß wir den Herrn durch ihn um Rath fragen? hieß es dann; 2. Kön. 3, 11. Zeiten der Finsterniß, der Unsittlichkeit, der Unordnung aller Art, Zeichen göttlicher Ungnade waren es, wenn es hieß: kein Prophet predigt mehr, kein Lehrer lehret uns mehr; Ps. 74, 9.

Es lag in der Natur der Sache, daß unerschrockene Freimüthigkeit eine Haupttugend der Propheten war, daß sie Strafen, Drohungen verkündigten, sie mochten treffen, wen sie wollten. Zeiten der Gewalt, der Unterdrückung, der Furcht, waren es daher, wo übermüthige Gewalt von der einen, und furchtsamer Sklavensinn von der anderen Seite herrschte, wo die Stimmen der Propheten, der Freimüthigen, verstummten. Aber keine Furcht, kein Argwohn ist verderblicher, als der, welcher sich der Großen, Mächtigen bemächtigt; dann veranstaltet ein Herodes einen Bethlehemitischen Kindermord, dann fällt das Haupt eines Johannes unter dem Beile, dann wird ein Jakobus enthauptet. Groß und verdienstlich aber ist es, wenn in Zeiten, wo blasse Furcht alle Geister und Herzen lähmt, dennoch freimüthige Stimmen der Propheten sich erheben. Einen freimüthigen Propheten sehen wir an Jesu in dem heutigen Evangelio, und in seinem Beyspiele lernen wir die edle Freimüthigkeit kennen. Lasset uns daher über die Prophetentugend der edlen Freimüthigkeit nachdenken. Lasset uns das Wesen dieser Tugend zu bestimmen suchen, und ihre Nothwendigkeit, ihr Verdienst, und das Bedürfniß derselben, nachweisen.

1.

Die freundlichen Herren, in deren Gesellschaft diesesmal der Heiland speisete, waren nichts, als tückische Auflauerer, heim-

liche Spione. Und sie hielten auf ihn. Er aber durchschauete sie, heilte nicht nur den Kranken, machte sie nicht bloß verstummen, sondern äußerte sich auch über ihre kleinliche Rangsucht, wo Jeder obenan sitzen wollte, auf das Freimüthigste, und doch zugleich auf eine feine und schonende Weise.

Das Wort „Freimüthigkeit" drückt zugleich seinen eigenen Begriff aus. Die Freimüthigkeit ist eine freie, nicht durch Furcht zurück gehaltene, und muthige, mögliche Gefahren nicht achtende, Aeußerung unserer Ueberzeugung. Wer ungeblendet von dem Ansehen, von der Hoheit und dem Glanze der Mächtigen, erhaben über Furcht und Gefahren wegen eigener Verluste, seine Ueberzeugung, seine Mißbilligung ausspricht: den nennen wir freimüthig. Die Freimüthigkeit ist daher vorzüglich eine Tugend im Verhältnisse zu den Großen und Mächtigen, wenn unsere Ueberzeugung ihren Ansichten, Zwecken und Planen entgegen ist. Die Freimüthigkeit aber spielt nicht Verstecken, sie äußert sich nicht etwa über fremden Irrthum, über Mißgriffe und Ungerechtigkeit vor Anderen, die es nichts angehet, sondern sie wendet sich an den Irrenden und Fehlenden selber. So trat Nathan vor David; 2. Sam. 12. — so sprach Johannes der Täufer zu dem Herodes Antipas: es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast. Nicht Freimüthigkeit, sondern schwächliche Furchtsamkeit ist es, wenn du dir nicht getrauest, deinem Bruder etwas Unangenehmes in das Gesicht zu sagen, sondern wenn du Andere heimlich, hinter dem Rücken deines Bruders, auf dessen Fehler aufmerksam machst. Das Gegentheil des Freimüthigen sind aber nicht bloß die Feigen und Furchtsamen, welche schweigen, wo sie reden sollten, weßhalb der Prophet Jesaias solche auch „stumme Hunde" nennet, sondern auch jene Kriecher und Schmeichler, die das Alberne witzig, das Schlechte gut, das Verderbliche heilsam nennen, und so das Gegentheil von ihrer Ueberzeugung aussprechen, um sich nicht unangenehm zu machen. Solche haben ihre Freiheit und Ehre aufgegeben, und sind Knechte der Menschen geworden, welche

Knechte

Knechte ein alter Weiser lebendige Werkzeuge, so wie ein Werkzeug einen todten Knecht nennet. *)

Der Zweck der Freimüthigkeit ist immer Wahrheit und Recht; Wahrheit, auch da, wo sie unangenehm, Recht, auch da, wo es dem Eigennutze, dem Stolze, der Herrschsucht zuwider ist. Der Freimüthige will belehren, bessern, warnen, nicht beleidigen; er will Irrthum, Unrecht, Unheil verhüten. Darum verkündigt er Wahrheit ohne Menschenfurcht, bestreitet er den Irrthum ohne Bitterkeit, straft Sünden, ohne Ansehen des Sünders, deckt die Folgen der Ungerechtigkeit auf, und verkündigt Gottes Strafen, so ungern man es auch höre. Der Freimüthige hat die traurige Pflicht, unangenehme Wahrheiten zu sagen.

Diese Freimüthigkeit ist nicht Jedermanns Sache, sondern eine Tugend der Propheten, der Lehrer und Vorgesetzten, deren Beruf es ist, zu reden. Die Freimüthigkeit hat es entweder mit den öffentlichen Angelegenheiten zu thun, und mit denen, welche sie verwalten, oder mit den Handlungen und Schicksalen der Privatpersonen. Im ersteren Falle kommt die Freimüthigkeit denen zu, die an der Verwaltung des gemeinen Wesens Antheil nehmen, zu deren Kenntniß Mißgriffe, Härten, Ungerechtigkeiten und die Folgen derselben gelangen, so wie denen, welche die menschlichen Angelegenheiten aus einem höheren und umfassenden Standpunkte betrachten, und überall das an sich Wahre, Gute und Beglückende im Auge haben, dergleichen die Weisen, die Schriftsteller, sind, die zu allen Völkern reden, und welche als öffentliche Sprecher die Stelle der alten Propheten vertreten. Im anderen Falle, wo die Freimüthigkeit es mit Privatangelegenheiten zu thun hat, ist dieselbe Pflicht für Freunde, wo das Stillschweigen oder Schmeicheley Verrath an der Freundschaft wäre. Freunde aber, welche die Ihrigen irren, fehlen, sündigen, unglücklich werden lassen, ohne in das Mittel

zu

*) Aristoteles in der Ethik.

zu treten; stumme Freunde, welche fühlen, daß sie den Andern warnen sollten, und doch schweigen, aus Furcht, der Andere könnte es übel nehmen, die also mehr auf ein sogenanntes gutes Vernehmen mit einem Freunde, als auf dessen wahres Wohl sehen, — sind keine Freunde, denn sie haben mehr sich, als den Freund im Auge. Paulus aber spricht: ich suche nicht das Eurige, sondern euch; 2. Cor. 12, 14.

Es ist etwas wahrhaft Erhebendes, Beyspiele edler Freimüthigkeit zu betrachten, dergleichen uns die heil. Schrift insbesondere so viele aufstellt. Da erblicken wir edle Menschen in ihrer Größe, in ihrem Muthe, in ihrer Unerschrockenheit, in ihrer Freudigkeit, die sich auf den Glauben und auf das Vertrauen auf die Göttlichkeit der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Religion gründet, welcher Muth und welche Freudigkeit aus einer höheren Welt und aus dem Glauben an dieselbe stammt, und ohne welche Zuversicht keine Freimüthigkeit möglich ist. Es ist ein erhebender Anblick, wenn Nathan im edlen Unwillen über des Königs David heimliche Ermordung des Urias vor den König hintritt, im Gleichnisse demselben sein Unrecht vorhält, daß er sich selbst das Urtheil sprechen muß. Es ist ein erhebender Anblick, wenn Petrus voll heiligen Geistes vor den Hohenpriestern von Jesu, von seiner Auferstehung zeuget, wenn er sagt: das ist der Stein, der, von euch Bauleuten verworfen, zum Eckstein geworden ist, und ist in keinem Andern Heil; es ist erhebend, wie die Hohenpriester die Freudigkeit des Petrus und Johannes verwundernd ansahen, weil sie wußten, daß es ungelehrte Leute seyen; Ap. 4, 8 — 13. Es ist erhebend, zu hören, wie Paulus mit aller Freudigkeit das Reich Gottes predigt, und von dem Herrn Jesu lehret, Ap. 28, 31.; wie er in seinen Banden zu Rom so voll innerer Zuversicht, so voll innerer Freudigkeit ist, wie er seine Bande segnet, weil viele Brüder durch dieselben Zuversicht gewannen, das Wort zu reden ohne Scheu, wie er sich freuet, wenn nur Christus gepriesen werde, sey es durch sein Leben, oder durch seinen Tod; Phil. 1, 13. 14. 20. Hier ist Muth aus

höhe-

höherer, göttlicher Begeisterung, die aus dem Glauben, aus der Liebe zu dem Evangelio, aus unüberwindlicher Liebe zum ewig Wahren, Guten und Seligen stammt, welcher Glaube und welche Liebe stärker ist, als der Tod. Und wen hat sie nicht innerlich erhoben, gestärkt, befestigt, die Freimüthigkeit, der edle Unwille, der eifernde Zorn, und die Kraft der Sprache Luthers, des Propheten, der, gleich dem Elias, den Baalspfaffen das Ende bereitete, und wie ein Sturmwind die Tenne fegte!

Verschweigen dürfen wir aber auch nicht, daß es auch eine falsche, unedle, trotzige, beleidigende, unbescheidene und dummdreiste Freimüthigkeit giebt, welche auf eine beleidigende Weise sich in Angelegenheiten mischt, ohne doch weder durch Pflicht, noch durch Verhältnisse, noch durch inneren Beruf dazu aufgefordert zu seyn. Die wahre Freimüthigkeit ist stets eine edle, die nie beleidigen, sondern nur bessern will, die auch da, wo sie der Natur der Sache nach wehe thun muß, heilenden Balsam in sich selber hat. Eine solche edle Freimüthigkeit ist die des Erlösers im Evangelio. Ihm kam es zu, Fehler zu rügen, auf das Bessere aufmerksam zu machen. Aber bemerket, mit welcher zarten Schonung der Heiland die ungereimte und übertriebene Auslegung des Sabbathsgebotes rügt! Machte er etwa die Pharisäer zu Schanden vor dem Wassersüchtigen, und verletzte dadurch das Gefühl ihrer Ehre? Nein, erst ließ er den geheilten Wassersüchtigen gehen; dann erst wendete er sich an die Pharisäer; Luc. 14, 4. 5. Und als er den Rangstreit um die Oberstelle bey Tische bemerkte: ließ er sich Persönlichkeiten zu Schulden kommen, und verletzte er die Personen? Nein; sondern er sprach ein Gleichniß; vergleichungsweise, im Allgemeinen, richtete seine Rede nicht an diesen oder jenen. Eben so sprach Nathan, im Gleichnisse, im Allgemeinen. Nie ziehet die Freimüthigkeit Fehler herbey, oder greift dieselben aus der Luft, um einen gallsüchtigen Tadel darüber zu gießen, sondern sie macht wirkliche, gegenwärtige, eben vorhandene Fehler bemerklich. Die edle Freimüthigkeit, die nie beleidigen, sondern immer nur bessern will,

will, äußert sich nicht im bitteren Tone, und ist dabey so klar, so überzeugend, so gründlich, daß alle vernünftige Gegenrede unmöglich wird. Und sie konnten ihm darauf nicht wieder Antwort geben, heißt es von den Pharisäern, die Jesu freimüthige Rede gehört hatten. Die Freimüthigkeit ist kein bitterer und sauerer Erguß eines übelwollenden, tadelsüchtigen Herzens, sondern vielmehr freier Erguß der Liebe, sie redet auf das innere Geheiß der Wahrheit und des Rechts, und nur dann, wenn sie gewiß ist, die Wahrheit und das Recht auf ihrer Seite zu haben, aus welchem Gefühle eben ihr Beruf und ihre Zuversicht stammt.

2.

Wer ahnet nicht schon aus dem Gesagten, daß diese Freimüthigkeit, die edle, die schonende, eine wichtige und nothwendige Tugend, daß sie oft ein Bedürfniß sey, wo man sich sehnet nach einem Propheten im Lande, und daß der Freimüthige, welcher verderbliche Grundsätze und Laster bekämpft, nicht kleineres Verdienst habe, als der Muthige, der die Grenzen des Landes beschützt.

Diese Prophetentugend aber ist keine allgemeine und unbedingte Pflicht für Jedermann, sondern sie tritt nur unter besonderen Verhältnissen, Zeiten und Bedingungen ein, und ist die Pflicht derjenigen, an die des Herrn Wort ergeht. Für wen aber wäre die Freimüthigkeit wohl größere, heiligere Pflicht, als für den Religionslehrer, in dessen Munde das Wort und das Gesetz Gottes ist? Wohl mag es der Aemter viele geben, wo man zu beten Ursache hat: „und wenn in meinem Amt ich reden soll und muß, so gieb den Worten Kraft und Nachdruck ohn' Verdruß." Allein das öffentliche Wort ist ganz besonders dem Religionslehrer gegeben; er ist ein Bote Christi, er soll ein Engel des Herrn Zebaoth, (Maleachi 2, 7.) das Gesetz der Wahrheit, das Gebot der Liebe und der Menschlichkeit, soll auf seinen Lippen seyn, und in allen Stücken soll er zu dem Besten, zu dem Höchsten rufen, und das Reich Gottes und Christi fördern.

Wenn

Wenn nun aber Grundsätze herrschend werden, die von Gott und Christo von der Wahrheit und der Liebe abführen; wenn es Zeiten giebt, wo man aus ehrlichem, aber mißverstandenem Eifer für das Wahre eine Feindschaft stiften will zwischen Bibel und Vernunft; wenn man mehr für das Alte, als für das Wahre eifert, und die von den Aposteln gebotene Prüfung verbietet und lästert; wenn es immer sichtbarer, immer unläugbarer wird, daß heimliche und offenbare Feinde die evangelische Freiheit des Glaubens untergraben, und über das Wort Christi Menschenworte und Menschensatzungen erheben wollen; wenn die Verlästerungen der evangelischen Kirche immer dreister, immer allgemeiner werden, und wo man hinauswolle immer deutlicher zu verstehen giebt; wenn in das Reich des Glaubens, der Liebe und der Freiheit die Gewalt hereinzubrechen droht; wenn das Reich des Satans und der Laster mit Gewalt zu kommen scheint; wenn Ungehorsam und heimliches Auflehnen gegen die Obrigkeit, wenn Arbeitsscheu, Genuß- und Vergnügungssucht, wenn Verarmung und Untergang einer Familie nach der anderen immer allgemeiner, wenn Betrug ein öffentliches Gewerbe wird: wessen heilige und dringende Pflicht ist es da, vor hereinbrechenden Irrthümern, Lastern, falschen Richtungen die Seinen zu bewahren, die heimlichen und öffentlichen Feinde der Wahrheit und Tugend mit dem Schwerdte des Geistes, welches ist das Wort Gottes, zu schlagen, hereinbrechende Wölfe mit dem Hirtenstabe zu verscheuchen, als eben des freimüthigen Religionslehrers, dem die öffentliche Belehrung, Zurechtweisung, Warnung und Ermuthigung anvertrauet ist? Die Prophetentugend der edlen Freimüthigkeit soll eine besondere Tugend des geistlichen Standes seyn; denn wenn diese schwiegen, so müßten die Steine schreien. Aber wehe! wenn das Salz dumm wird: womit soll man salzen! Wehe, wenn des Propheten Wort in Erfüllung gehet: ihre Wächter sind blind, sie wissen nichts; stumme Hunde sind sie, die nicht strafen können, sie sind faul, liegen und schlafen gerne; Jes. 56, 10.



Doch keine Tugend, so auch nicht die Prophetentugend der Freimüthigkeit, ist ausschließlich an irgend einen Stand gebunden. Wenn Religion, wenn Vaterlandsliebe, wenn Freundschaft deinem Herzen heilig, einheimisch sind: sollten diese dich nicht vermögen, aufzutreten mit einem freien und kühnen Worte, und für die Heiligkeit deines Glaubens, für die Unverletzlichkeit deines Vaterlands, für die Ehre und Sicherheit deines Freundes, zu zeugen? Wie matt müßten diese heiligen Gefühle in dir, wie unwerth müßten diese hohen Güter in deinen Augen seyn, wenn du ihrem Raube, ihrer Entwürdigung zusehen könntest, ohne von heiligem Unwillen ergriffen zu werden, und ein freies, furchtloses Wort zu reden für so heilige Güter? Wenn Grundsätze aber umherschleichen, heimlich und öffentlich ausgestreut werden, welche das religiöse, fromme Leben vor Gott, welche das öffentliche, bürgerliche, rechtliche, ruhige Leben gefährden, wenn deine Freunde unschuldig, ungerecht angegriffen, verlästert, unterdrückt werden: so fordert es die Religionsliebe, die Vaterlandsliebe, die Freundesliebe, mit freiem Muthe aufzutreten, und zu zeugen für Religion, Vaterland und Freunde, um nicht zum Verräther zu werden an dem, was jedem guten Menschen heilig ist.

Es giebt auch Zeiten und Umstände, welche vor anderen eine freimüthige und öffentliche Vertheidigung der Wahrheit, der Sittlichkeit, der Religion, des Rechts und der Unschuld fordern. Nicht zu allen Zeiten traten die Propheten des alten Bundes auf; aber ihr Wort erscholl in Zeiten der Unterdrückung, der öffentlichen Gefahr, wenn das Volk zum Götzendienste, zur gröbsten Unsittlichkeit sich hinneigte, wenn Israels Könige selber den Baalsdienst begünstigten. Da erhob sich ein Elias, eifernd für den einigen wahren Gott, für das Gesetz, für die Verbesserung der Sitten. So bieten denn Zeiten und Umstände der Freimüthigkeit mehr oder minder Stoff dar; aber keine Zeit giebt es, wo die Weisen nicht zu lehren, zu berichtigen, zu ermahnen, zu warnen, zu trösten hätten. In solchen Zeiten zu reden für die Rechte der Wahrheit, für öffentliche

Gerechtigkeit und Sicherheit, für Religion und gute Sitten, zu bestrafen, was diese antastet, den Glauben an das Wahre und Gute, an seinen Sieg und Triumph zu erhalten, daß das Herz geduldig in Trübsal, und fröhlich in Hoffnung bleibe: das ist ein Verdienst um die gute Sache, um die Menschheit.

III.

Daß der Bescheidene weit besser für seine Ehre sorgt, als der Unbescheidene.

Mit manchen Tugenden ist es wie mit den Sternen; sie verschwinden eine Zeitlang aus unserem Gesichtskreise, und werden unsichtbar. Als das Losungswort des vorigen Zeitalters die Aufklärung war, da galten nur die Tugenden des Verstandes, die Vollkommenheiten der Erkenntniß, und die eigentlichen Tugenden des Willens, insbesondere frommer Sinn, frommer Glaube, und Handeln im Glauben, wurden seltener. Es war eine Einseitigkeit der Bildung, deren Nachwehen bey unserer kränkelnden Zeit in dem Mangel an religiösem Sinne und Gefühle bisweilen nur noch allzuempfindlich werden. Unsere Zeit neigt sich auf die andere entgegengesetzte Seite hin, und verlangt Wärme, aber ohne Licht, Gefühl ohne Erkenntniß, Glauben ohne Gründe, es sey denn der Grund des Ansehens, menschlichen oder übermenschlichen. Es ist dieses aber eine andere Einseitigkeit, deren Folgen schon verspürt werden. Denn so wie Aufklärung ohne sittliche und religiöse Bildung, so wie einseitige Auffassung des Heiligen mit dem Verstande ohne Auffassung desselben mit dem Herzen ungläubig macht: so macht die einseitige Bildung des Gefühls ohne Verstandesaufklärung abergläubisch und blind. Andere Zeiten begünstigen wieder patriotische, gemeinnützige Tugenden, und die stilleren Tugenden, welche



weniger mit glänzenden Erfolgen prunken, treten in Schatten, scheinen weniger geachtet, sondern von jenen überschrieen, überglänzt zu werden. Eine Tugend aber, die nur selten recht sichtbar werden will, ein Stern, der nur selten, nur bey dem heitersten Himmel, hervortritt, ist die Tugend der Bescheidenheit, die bey denen, welche nach Rang und Würden laufen, und die Anderen zuvorkommen wollen, die insbesondere bey unserer jüngeren Welt immer weniger sichtbar wird.

Blicken wir in unser Evangelium, so finden wir einen Streit um die oberste Stelle bey Tische, wie die anwesenden Gäste erwählen obenan zu sitzen. Da giebt Jeder unverhohlen selbst zu verstehen, daß ihm eigentlich die oberste Stelle gebühre; Keiner will es erwarten, wem der Hausvater diese Stelle zuerkenne, sondern Jeder drängt sich selbst dazu. Jeder hat mithin von seinem eigenen Werthe einen viel höheren Begriff, als von dem Werthe der Uebrigen. Wer kennt ihn nicht, diesen kleingeistigen, kleinstädtischen Rangstolz, diesen in nichts begründeten persönlichen Dünkel, dieses Wohlbehagen bey dem süßen Klange eines kleinen Titels, und den Neid und den Haß gegen die, welche es dem Eingebildeten an einem kleinen Vorrang, oder an wahrer Ehre zuvor thun! Wie wäre es da möglich gewesen, daß der Heiland bey dem lächerlichen Schauspiele, das die Gäste gaben, die ernste Zurechtweisung hätte zurück halten sollen! Sey bescheiden! Bestimme dir deinen Rang nicht selber! Erniedrige dich lieber, um erhöhet zu werden, ehe du — dich selbst erhöhend — erniedriget werdest! So spricht der Heiland, so empfiehlt er die Bescheidenheit.

Daß der Bescheidene m[illegible]t besser für seine Ehre sorge, als der Unbescheidene.

Achtung vor sich selbst, vor der Menschheit in seiner Person, vor seinem sittlichen Sollen, Wollen und Können; und Ehre bey Anderen, Anerkennung des menschlichen und persönlichen Werthes, soll jeder Mensch haben. Wer daher das Gefühl der Ehre verläugnet; wer innere Schande tragen,

Selbst-

Selbstverachtung nicht mehr fühlen kann, und wem es gleichviel ist, was Andere von ihm urtheilen: den werfen wir weg, darum weil er sich selbst und alle Achtung seiner Person schon weggeworfen hat, und damit alle Fähigkeit zur Tugend. Unsicher aber wird die Selbstachtung, wenn diese nicht gerechtfertiget wird durch die Achtung von Anderen, wenn vielmehr der Mangel an Ehre bey Anderen der Achtung, die wir gegen uns selber hegen, entschieden entgegen ist. Achtung vor uns selbst und Ehre bey Anderen müssen daher Hand in Hand gehen, und es ist erlaubt, durch achtungswürdige Eigenschaften und Thaten nach der Ehre bey Anderen zu streben. Aber der allerverkehrteste Weg dazu ist die Unbescheidenheit, — wenn Jemand seine Vorzüge der Beobachtung Anderer aufdringt, wenn die Ehrliebe in eine unruhige Ehrbegierde ausartet, wo der Mensch Zeichen der Achtung fordert, als einen Tribut, nicht diese Zeichen der Achtung still erwartet, als eine freiwillige Gabe. Nicht nur die Erfahrung, sondern die Natur der Sache selber bestätiget die Wahrheit, daß man für seine Ehre nicht besser sorgen könne, als auf dem Wege der Bescheidenheit.

Wir nennen aber denjenigen einen bescheidenen Menschen, der bey dem Bewußtseyn seiner Vollkommenheiten seine Ansprüche auf Ehre und Vorzug mäßigt, dem Urtheile Anderer über ihn nicht vorgreift, und nicht selber anmaßend die Zeichen der Ehre bestimmt, die ihm nach seiner Meinung gebühren. Die Bescheidenheit setzt voraus, daß ein Mensch Vorzüge besitze, Ansprüche auf Ehre habe, daß er aber diese Ansprüche nicht übertreibe, sondern dieselben zu mäßigen wisse. Der unfähige und leere Kopf, der Unwissende und Ungeschickte, der, von dessen Verdiensten noch nie etwas verlautete, mit einem Worte: wer sich weder durch Gaben des Glückes, noch des Geistes, weder durch Thaten, noch durch Verdienste auszeichnet, kann nicht bescheiden seyn. Denn er hat ja keine Ansprüche auf irgend eine Auszeichnung: wie könnte er dieselben mäßigen? Bescheidenheit ist Milderung des eigenen Glanzes. Wo aber nichts leuchtet, wo Alles finster ist an einem Menschen, da ist keine Milderung des



Glanzes möglich. Die Bescheidenheit verhütet daher, daß ein Mensch seine Verdienste nicht überschätze, den Vorzug vor anderen Verdienstvollen nicht begehre, daß er die Art und den Grad, wie man ihn ehren solle, nicht selber bestimme und fordere.

Der bescheidene Mensch will also nie, weder in seinen Reden, noch in seinem Betragen, seine Vorzüge absichtlich bemerklich machen, zur Schau stellen, er will Niemanden neben sich verdunkeln, sondern auch Andere etwas gelten lassen. Noch weniger will er über die Grenzen hinausgehen, die seinen Verdiensten oder seinem Range in der Gesellschaft gesteckt sind, und für sich fordern, was seinen Verhältnissen widerspricht. Dadurch aber sorgt Jeder am Besten für seine Ehre. Denn für Jeden ist es ein unangenehmes, demüthigendes Gefühl, durch Andere verdunkelt und überstrahlet zu werden, und als Zwerg neben dem Riesen zu stehen. Beleidigend aber ist es, wenn der Unbescheidene sein Etwas zum Alles, und das Etwas des Anderen zu Nichts machen will. Darum ist man so geneigt, gerade an unbescheidenen Menschen Flecken aufzusuchen, ihre Schwächen zu höhnen, ihrer bunten Federn sie zu berauben. Hingegen der Bescheidene, bey welchem keine Ansprüche zu sehen sind, der seine Vorzüge, sey es sein Rang in der Gesellschaft, oder Scharfsinn, Witz und Laune des Geistes, zu mildern, herabzustimmen versteht, gleicht einer von der Abendsonne erleuchteten Gegend, wo Alles in einem so milden, wohlthuenden Lichte dasteht, während der Glanz der Mittagssonne das Auge nur blendet, und eine Sehnsucht nach Schatten erweckt.

Wenn nun ein Mensch Vorzüge und Verdienste besitzt, es aber nicht darauf anlegt, dieselben bemerklich zu machen, vielmehr den Glanz derselben absichtlich mildert; wenn er es selbst nicht weiß oder zu wissen scheint, welche Talente, Geschicklichkeiten und Vorzüge er habe, wenn er Niemanden durch seine Gegenwart drückt und demüthiget: dann befindet man sich bey dem Bescheidenen wohl, doppelt gefallen dann seine Vorzüge, einmal, weil sie an sich etwas Erfreuliches sind, und dann, weil er Niemanden damit lästig wird. Der bescheidene und ver-

dienst-

dienstvolle Mann also, der Anderen das Urtheil über sich nicht in den Mund legt, die Zeichen der ihm gebührenden Ehre, Rang und Auszeichnung nicht fordert: der ist es, den wir achten und lieben, um dessen Freundschaft wir uns bewerben. Die schönste Einfassung des Diamantes der Tugend und der Verdienste ist die Bescheidenheit.

Wie ganz anders ist es mit dem Unbescheidenen, der im lebhaften Gefühle seiner Vorzüge wähnet, man möge sie übersehen, sie nicht genug schätzen, und der darum sein eigener Geschichtsschreiber und Lobredner wird, der die erste Stelle sich nicht etwa von Anderen anweisen läßt, sondern sich zu ihr hindrängt, sie als sein gutes Recht in Anspruch nimmt. Es giebt in der That nichts Widerlicheres, Zurückstoßenderes, als einen solchen unbescheidenen Thoren. Denn entspringt solche Unbescheidenheit nicht aus einer Eigenliebe, die Andere neben sich wie nichts achtet? aus einer Eingenommenheit von sich selber, die Anderen ansinnet, sich im Vergleich mit ihm geringzuschätzen, und dem Götzenbilde der Selbstvergötterung demüthige Opfer darzubringen? Wo die Unbescheidenheit mit ihren Anmaßungen auftritt: ist sie nicht von den ekelen Trabanten der Großsprecherey, der Aufgeblasenheit, der Rangsucht, der Eitelkeit begleitet, die mehr an äußeren Zeichen der Ehre, an kleinen Aufmerksamkeiten sich labet, als an gründlicher Achtung und Ehre selber? Aber wer zerstöret seine eigenen Zwecke mehr, als der unbescheidene Thor?

Er will geachtet seyn, er wünscht, daß man seine Vorzüge und Verdienste anerkenne, schätze. Aber doch nicht über die Gebühr, als Etwas, das gar nicht seines Gleichen habe? — So weit ist der Wunsch natürlich. Aber indem er sich hervordrängt, es nicht bergen kann, daß er als der Erste glänzen will, — macht er dadurch seine Vorzüge und Verdienste nicht verdächtig, wie es ihm mehr um den Schein und den Farbenglanz seiner Tugenden, als um ihren Besitz und um innere Achtungswürdigkeit zu thun sey? Allein anstatt der äußeren Achtung, die er erzwingen will, wird ein mitleidiges Lächeln

ihm zu Theil, der vermeinte Weise steht da als ein Thor, der nicht nur Demüthigungen erfährt, sondern die ihm auch gegönnt werden. Wem anders, als dem Unbescheidenen, der sich selber die erste Stelle wegnimmt, ruft man zu: Freund, rücke hinab, räume Diesem den Platz? Wessen Schwächen werden mehr hervorgesucht, als die des Unbescheidenen, die man bey Anderen gerne übersiehet? Achtung will der Unbescheidene erzwingen, und er findet Verachtung, Auszeichnung will er ertrotzen, und er findet Demüthigung. Der Thor zerstört seine eigenen Zwecke.

Der Unbescheidene will geliebt seyn, will als Gegenstand des Wohlgefallens und einer wohlgefälligen Aufmerksamkeit dastehen, und nimmt für sich allenthalben den ersten Platz, nimmt überall das erste, das entscheidende Wort, kränkt und beleidigt dadurch Andere, und statt der Liebe empfängt er Haß. Gerne sähe er um sich einen Zirkel von Freunden, dessen Mittelpunkt er wäre, einen Kreis von Auserwählten, die als Sterne seine Sonne umgäben, die ihm als Herolde seines Ruhms dienten. Allein zur Freundschaft ist kein Unbescheidener gemacht; denn er vernichtet die Gleichheit, ohne welche keine Freundschaft möglich ist; denn für sich nimmt er die Oberstelle, und sinnet allen Uebrigen eine untergeordnete Stelle nach ihm an. Der Unbescheidene findet weder Liebe, noch Freunde.

So spricht die Erfahrung. Jedes Talent erscheint größer, jeder Vorzug liebenswürdiger, wenn Bescheidenheit ihren Glanz mildert. Jede Tugend, jedes Verdienst hingegen erregt Verdacht, reitzt zum Tadel, wenn der Unbescheidene damit blenden will, und man sucht sich dadurch schadlos zu halten, daß man auch ihn demüthiget. Denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden.

Jünglinge! die ihr nach Achtung, Geltung und Liebe bey Anderen strebet, thut eueren gerechten Wünschen nicht selber Abbruch durch Unbescheidenheit, verletzet die Achtung gegen die Alten und Ehrwürdigeren nicht! Wie kann ein Mensch den Mangel an gründlichem Wissen, den niedrigen Grad seiner

Vor-

Vorzüge, den Mangel an Menschenachtung und an wahrer Tugend mehr verrathen, als durch Unbescheidenheit? Je weiter wir es im Wissen bringen, destomehr erkennen wir unsere tiefe Unwissenheit auf allen Seiten. Nur wer am Anfange noch stehet, und weder das unendliche Ganze, noch sein Ziel erkannt hat, wähnet die Weisheit schon ergriffen zu haben. Je weiter wir es in der Tugend bringen, zur Herrschaft über uns selbst, desto mehr erkennen wir, wie alle menschliche Tugend nur ein beflecktes Kleid sey. Je mehr ein Mensch gethan und geleistet hat, destomehr erkennet er, wie seine Leistungen nicht der Rede werth sind, und wie viel mehr noch zu thun sey. Aber Stolz und Unbescheidenheit sind immer untrügliche Kennzeichen eines beschränkten Kopfes, eines eigenliebigen Herzens, das weder Achtung noch Liebe zu Anderen kennet.

Und wenn unser Auge sich erhebet zu Christo, der die Geisterwelt umgestaltete, ein Reich der Tugend und der Liebe gründete, in welchem wir die Fülle aller Vollkommenheit und Tugend in menschlicher Gestalt erblicken; wenn unser Auge sich erhebt zum ewigen und unendlichen Vater, der über Alle ist, von dem jegliche gute Gabe, jegliches Talent, jeglicher Vorzug herabkömmt, — denn der Mensch kann ihm nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von Oben: so verschwindet uns alle unsere Vollkommenheit in nichts, wir sinken anbetend nieder, und rufen in Demuth:

Was ist mein Stand, mein Glück, und jede gute Gabe?
Ein unverdientes Gut.
Bewahre mich, o Gott, von dem ich Alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth!

IV.

Wie wir uns zu verhalten haben im Umgange mit solchen Menschen, deren Meynungen der gesunden Vernunft widersprechen.

Wir finden in dem heutigen Evangelio den Heiland in einer Gesellschaft, wo wir denselben nimmermehr gesucht hätten, unter Menschen, deren Meynungen er bestritt, vor deren Sitten er warnte; — wir finden ihn an der Tafel eines Pharisäers und in der Gesellschaft von Pharisäern. Der Erfolg zeigt, daß es weder Hochachtung noch Liebe gegen ihn war, daß man ihn einlud, sondern man legte ihm eine Schlinge, um zu erfahren, wie er wohl in Absicht des Sabbathsgebotes handeln werde. Die Pharisäer nämlich, deren Einige das Sabbathsgebot für das Höchste erklärten, und sogar über das Gebot der Liebe setzten, dehnten die Worte: an dem Tage sollst du kein Werk thun! so weit aus, daß sie selbst die Werke der Liebe und der Barmherzigkeit für eine Sabbathsentheiligung erklärten. Was kann der gesunden Vernunft, die in dem reinen sittlichen Gefühl sich ankündigt, mehr zuwider seyn, als eine solche Meynung! Eine Meynung, d. i. eine in Nichts begründete, unhaltbare, aller vernünftigen Gründe ermangelnde, ja der gesunden Vernunft in jedem Menschen widersprechende Behauptung war jene Erklärung. Es giebt aber so viele Menschen, die vornehm von Grundsätzen, von ihren Ueberzeugungen, von ihrem Glauben reden, und die nichts weiter haben, als Meynungen, gehalt- und grundlose Behauptungen, die sich bey ihnen festsetzten, die durch Wiederholungen und durch Gewohnheit ihnen immer eigenthümlicher wurden, und bey ihnen die Stelle der Grundsätze vertreten. So beherrschen Meynungen die Welt. Sie sind blinde Voraussetzungen, daß Etwas wahr oder gut sey, sind Vorurtheile, die vor der Prüfung vorhergehen, auf die oft keine Prüfung folgt, und die aller Prüfung oft unüberwindlich

und durch Gründe nicht zu besiegen sind. Die unheilbarsten Meynungen aber waren immer die religiösen, zumal wenn sie das Unterscheidungszeichen einer Parthey, die vermeynte Burg waren, die nicht schützte, sondern des Schutzes bedurfte, und die Streitkräfte immer in Thätigkeit erhielt. Wie oft kommen die Pharisäer auf diese Meynung zurück, wenn Jesus am Sabbath Unglückliche heilete, oder wenn die Jünger am Sabbath beym Wandeln durch's Kornfeld Aehren ausrauften? Wie oft haben auch wir mit Menschen zu thun, deren Meynungen ihnen lieber sind, als das Leben, und die ihre Meynungen wie das eigene Leben vertheidigen! Wirklich haben die Meynungen über den Menschen eine sehr hohe Gewalt, denn die Meynung ist vieler Menschen einzige Wahrheit, sie haben keine andere Wahrheit, als eben ihre Meynung, diese ist in ihr Denken und Handeln übergegangen, hat in ihnen gleichsam Fleisch und Blut angenommen, lebt in ihnen, und macht ihr inneres Leben aus. Ja, je mehr solche Meynungen aller gesunden Vernunft widersprechen, um so heiliger werden sie gehalten, desto weniger will man sich dieselben rauben lassen. Lasset uns von dem Heilande, der durch die That und durch das Wort die Pharisäische Meynung bestritt, lernen, wie wir uns zu verhalten haben im Umgange mit solchen Menschen, deren Meynungen der gesunden Vernunft widersprechen.

Gesunde Vernunft! Diese ist, streng genommen, etwas Anderes, als gesunder Verstand. Der Verstand nämlich hat es allein mit irdischen und sichtbaren Dingen zu thun, und siehet nach der Welt hin, und wer in Dingen dieser Welt und des gemeinen Lebens richtig, treffend urtheilet, überall das Rechte trifft, dem legen wir gesunden Verstand bey. — Die Vernunft hingegen ist das geistige Auge, die geistige Sehkraft, die nach einer anderen, höheren, unsichtbaren Welt hinsiehet, sie hat es mit geistigen, ewigen und himmlischen Dingen zu thun. Die Vernunft aber offenbaret sich und ihr höheres Wesen durch allerhöchste Aussprüche, die sich dem Menschen mit einer Gewalt aufdringen, daß er sich derselben nicht erwehren

kann, und die des Menschen höchste Wahrheit, seine Würde und Seligkeit sind. Diese Aussprüche, durch welche sich das Daseyn, Thun und Walten der Vernunft ankündigt, sind: es ist ein Gott, ein allerhöchstes, lebendiges, weises, heiliges, allgütiges Wesen; der Mensch ist frey, seine Handlungen stehen nicht unter dem Naturlaufe, darum macht sich der Mensch Vorwürfe, schämt er sich, wenn er Unrecht that, und siehet sich als den freyen Urheber seiner Handlungen an. Es giebt wirklich eine Tugend, etwas über Alles Achtungs- und Liebenswürdiges; Tugend ist mehr werth, als Glück, ja beyde können gar nicht verglichen werden, darum fühlt das Herz sich zu dem Edlen, der da leidet, hingezogen, fühlt es sich von dem beglückten Bösewichte, denselben verachtend, abgestoßen. Diese allerhöchsten, dem Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt sich aufdringenden Aussprüche kündigen sich vor Allem in Gefühlen an, und haben eben darum eine Lebendigkeit und Stärke, daß der Mensch sich ihrer nicht erwehren kann. In wem nun jene genannten Aussprüche im Gefühle leben, wo diese Gefühle, die nach einer höheren Welt hinweisen und von derselben Zeugniß geben, dem Urtheile, Sinnen und Leben des Menschen eine höhere Richtung, höheren Schwung und Adel geben: dem legen wir gesunde, ungehindert sich äußernde, Vernunft bey. Sie ist des Menschen alleiniger höchster Vorzug, und in ihr liegt die Wurzel und der Keim aller übrigen Vorzüge. Wenn nun Jemand aufträte und behauptete: es gebe Tage, ja sogar heilige Tage, an welchen die Ausübung der Tugend, der Liebe, der Barmherzigkeit verboten sey, wo ein Ruhestand und Stillestand aller Tugend und Liebe eintrete, und wer an solchen Tagen ein Werk der Barmherzigkeit übe, der sey ein gottloser Mensch: saget, würde nicht unser Inneres, würden nicht alle unsere Gefühle sich gegen eine solche Behauptung sträuben? Und wenn wir auch nicht vermöchten, eine solche Ungereimtheit mit Worten auseinander zu legen, so würden wir doch dieselbe fühlen, und sagen: es widerstreite aller gesunden Vernunft.

Wie

Wie oft aber haben wir mit Menschen zu thun, in welchen jene genannten allerhöchsten Aussprüche, und diese des Menschen Würde ankündigenden Gefühle verdunkelt, durch abergläubige und ungläubige Meynungen ganz unterdrückt sind! Wie Viele haben behauptet, daß wir nicht durch ein Leben im Glauben an Gott, an Christum und an Tugend, nicht dadurch, daß wir unser Denken, Wollen und Thun in das Ebenbild Gottes und Christi verwandeln, gerecht und selig werden, sondern allein durch den Glauben an gewisse geschichtliche Thatsachen: daß Jesus von Gott zum Retter der Menschen gesendet sey, daß er lebte, starb, auferstand, und zu Gott zurückkehrte! Auch wir behaupten, daß man ohne den Glauben an diese Thatsachen der Geschichte nicht gerecht und selig werden könne, aber nicht darum, als ob das Fürwahrhalten, das Nichtläugnen derselben an sich selig mache, sondern weil wir in dieser irdischen Schale einen himmlischen Kern, eine himmlische Frucht erkennen, weil uns in jenen ausgemachten Thatsachen der Geschichte etwas Höheres, nämlich Gottes erbarmende Liebe gegen uns arme Menschen, Gottes Plan und Rath zu unserer Seligkeit dargestellt, geoffenbaret wird, weil wir in Jesu den Christus erkennen, durch welchen der ganzen Welt geholfen werden, und Jeder zu der Erkenntniß der Wahrheit, zu wahrer Veredelung, zu wahrer Beseligung gelangen soll. Wenn nun auch wir mit Menschen zu thun haben, die Behauptungen aufstellen, wie die der Pharisäer; wenn wir in Umgang, in Gedankenwechsel gerathen mit Menschen, die bey dem Aeußeren des Christenthums stehen blieben, und nicht in das Innere desselben eindrangen, die sich an die äußere Schale halten, und diese zugleich auch für den Kern, für das Ganze erklären: wie sollen wir uns da verhalten?

1. Wenn wir mit Menschen zusammenkommen, deren Meynungen nicht nur von unseren wohlgeprüften Ueberzeugungen abweichen, sondern von deren Meynungen wir sogar sagen müssen, daß sie der gesunden Vernunft, den höchsten heiligen

Wahrheiten des Menschen widerstreiten: so müssen wir vor Allem darauf gefaßt seyn, daß man auf uns halte, daß man uns scharf beobachten, daß man unsere Reden und Handlungen streng beurtheilen, daß man es uns nahe legen werde, unsere Ueberzeugungen, unsere Grundsätze zu offenbaren. Indem Jesus zu einem Pharisäer, zu einem Sabbathmale eingeladen ward: sollte da der Gedanke nicht in seiner Seele entstanden seyn, daß man ihn abermals versuchen möge? Und ward diese Vermuthung nicht zur Gewißheit, als er den Wassersüchtigen sahe, der wie absichtlich herbeygerufen worden? Ward aber der Heiland durch diesen Anblick überrascht? Er war schon im Voraus darauf gefaßt, der Wassersüchtige war für ihn keine unerwartete Erscheinung. Der Aberglaube, der sich gleichwohl für den einigen rechten Glauben hält, bindet so gerne mit dem schlichten wahren Glauben, die Halbwisserey mit dem Wissen, der vornehme Dünkel mit der bescheidenen Weisheit an, daß die Gläubigen, die Denkenden, die Weisen immer darauf gefaßt seyn können, man werde auf sie halten.

2. An dem Heilande bemerken wir eine innere Ruhe, eine Heiterkeit, eine Besonnenheit, die gar nicht in Verlegenheit kommt, die des Sieges schon im Voraus gewiß ist. Er fürchtete das Halten auf ihn nicht. Wenn daher auch wir mit Menschen zusammenkommen, mit deren Sektenmeynungen wir nicht zufrieden seyn können, so müssen auch wir die innere Ruhe und Besonnenheit des Geistes bewahren, und uns nicht vor dem Zusammenkommen mit Andersdenkenden fürchten. Diese Ruhe und Besonnenheit aber entspringt nur aus innerer Klarheit des Geistes, aus fester Ueberzeugung, aus innerer Gewißheit. Diese Ruhe und Besonnenheit wird vollendet, wenn man sich der Gabe und Geschicklichkeit bewußt ist, seine eigene Ueberzeugung treffend darzustellen, und die Ungereimtheit der Andersmeynenden aufzudecken. Mit dieser Ruhe, die aus innerer Ueberzeugung, aus unwandelbarer Gewißheit stammt, sehen wir immer den Heiland gegen seine Widersacher, die Pharisäer,

risäer, kämpfen; da sehen wir, wie er immer den rechten Punkt trifft, im handgreiflichen Beyspiele oder Gleichnisse immer seine Gegner zum Schweigen bringt. Nicht fürchten müssen wir die Angriffe derer, deren Meynungen von unseren Ueberzeugungen abweichen. Damit aber unsere Ruhe nicht durch Furcht gestört, unsere Besonnenheit nicht durch Furcht vermindert werde, muß eine gewisse und lebendige Ueberzeugung in uns wohnen, die, gleich einem Felsen, dem Anprallen jeder Welle der Meynungen gewachsen ist.

3. Es würde thöricht seyn, wenn wir die Gelegenheiten aufsuchen wollten, um mit Menschen zusammen zu kommen, deren Meynungen mit unseren Ueberzeugungen streiten; aber furchtsame Schwäche wäre es, wenn wir solche Gelegenheiten ängstlich fliehen wollten.

Aufgesucht hat der Heiland die Gelegenheit nie, mit den Pharisäern zusammen zu kommen; sie suchten ihn auf, schlichen ihm nach, und ihr Auge verfolgte ihn allenthalben. Es wäre auch Thorheit, wenn wir solche Gelegenheiten suchten. Denn aus welchen Gründen sollten wir das? Das Vergnügen, mit solchen Menschen zusammen zu seyn, welche unsere heiligen Gefühle, die Aussprüche der gesunden Vernunft verletzen, kann es nicht seyn. Es könnte dieses nur ein Mensch thun, welcher Streit suchte, der Anderen ihre Schwäche aufdecken, sich selber in seiner Ueberlegenheit zeigen, und sich seiner Triumphe freuen wollte. Nicht edle Gründe, nicht das sittliche Gefühl, nicht die Liebe zur Wahrheit wären dann die Triebfeder, und ein solches Verfahren würde selber der gesunden Vernunft widerstreiten.

Eben so würde es eine Schwäche verrathen, wenn wir den Umgang mit anders Meynenden ängstlich fliehen wollten. Unser Muster, Jesus Christus, that es nicht. Wie leicht wäre es gewesen, die Einladung des Pharisäers abzulehnen! Aber dann würde es ja geschienen haben, als ob er es sich nicht getraue, die Anfälle der Pharisäer auszuhalten, ihre verfänglichen

Fragen zu beantworten. Gleicher Schein der Schwäche würde auch uns treffen. Und wie wäre es überhaupt möglich, den Umgang mit Menschen zu vermeiden, deren Meynungen von unseren Grundsätzen und von der gesunden Vernunft abweichen; da müßten wir ja, wie der Apostel Paulus spricht, ganz und gar aus der Welt gehen. Nur Schwäche, bestehe diese in eigenen Vorurtheilen, oder in Mangel an fester Ueberzeugung, oder in Mangel an Gewandheit, in fremde Vorstellungen einzugehen, ihr loses Gewebe zu zerreißen, und sie zu berichtigen, oder bestehe diese Schwäche in Stolz, welcher Andere keiner Rede würdigt, oder in wohlbewußter Heftigkeit, die keinen Widerspruch und keine Gegenrede ertragen kann, und die leicht beleidigend wird, — nur Schwäche des Kopfes oder des Herzens könnte denen ängstlich ausweichen, welche anders denken, wie wir. Wenn du daher ängstlich dich von Menschen zurückziehest, weil du fürchtest, von ihren Meynungen und Sitten angesteckt zu werden: welche Schwäche würde das verrathen! Da erschienest du wie eine schwächliche, kränkliche Treibhauspflanze, die aus ihrer künstlichen Wärme gar nicht heraus an das freye Sonnenlicht, und in den Kampf mit den Elementen kommen dürfte. Und wie viele Gelegenheiten, deine eigene Ueberzeugung zu befestigen, fremde Irrthümer und Thorheiten durch ein klares, vernünftiges, treffendes Wort abzuthun, würden dir entgehen? Nein, ängstlich fliehen dürfen wir die Menschen nicht, mit welchen wir nicht übereinstimmen können, von welchen wir durch Meynungen und Ansichten getrennt sind.

4. Bey solchem Zusammenstoßen verschiedener Meynungen dürfen wir aber auch die richtigen Grundsätze und die besseren Gesinnungen, deren wir uns bewußt sind, nicht verläugnen. Dieses würde aber geschehen, wenn wir aus Menschengefälligkeit scheinbar die Meynungen Anderer billigten, und unsere Ueberzeugung aus Schwäche zurückhielten. Bedauernswerthe Schwäche, elende Menschengefälligkeit, wenn man gegen seine Ueberzeugung und Gewis-

Gewissen Anderen Beyfall zunickt, Anderen zu gefallen heilige Wahrheiten mit belächelt und verspöttelt, wenn man nicht den Muth hat, Anderen gegenüber seine Ueberzeugung und seine Denkart zu behaupten, sondern, gleich dem Chamäleon, die Farbe derer annimmt, mit welchen der Zufall uns zusammenführt! Nein, es giebt nichts Widrigeres, nichts Verachtungswürdigeres, als wenn wir Menschen, deren Denkart uns wohl bekannt ist, dennoch den Andersgesinnten Beyfall zulächeln, ihnen schmeicheln, ihre Meynungen vertheidigen, herausputzen, ja dieselben wohl gar überbieten sehen, sobald der Andersmeynende ein Mann von Einfluß ist, wo der Widerspruch unartig scheinen, oder gar gefährlich werden könnte. Ihr, die ihr mit falschem Munde bejahet, was eure Ueberzeugung verneinet, die ihr mit erlogener Freundlichkeit billiget, was ihr zu anderen Zeiten bestreitet und tadelt, ihr Heuchler! wer mag eueren Aussprüchen, eueren Urtheilen trauen, die ihr, Menschen zu gefallen, Wahrheit, Tugend und Religion verläugnet! Sehet an einen Anderen, einen Höheren, Jesum! drückte er etwa vor den irrigen Meynungen der Pharisäer ein Auge zu, weil er diesesmal ihr Gast war? Stellte er aus Menschengefälligkeit sich ihnen gleich, und hielt er seine bessere Ueberzeugung zurück? Nein, auch hier erscheinet er als der feste Freund der Wahrheit und Tugend, als der erklärte Gegner des Irrthums und der Heucheley; überall hebet er den Gegensatz, in welchem er zu den Pharisäern stand, und sein: ich aber sage euch! hervor. Wir werden feile, schwache Verräther an unserer Denkart und an der Wahrheit, wenn wir aus Menschengefälligkeit uns Anderen gleichstellen.

Wir dürfen unsere Ueberzeugung, die mit den Meynungen Anderer streitet, nicht aus Schwäche zurückhalten. Wir würden ja sonst mit uns in Widerspruch gerathen, würden uns heimlich als Ehrlose vorkommen, würden der Wahrheit, der Tugend, dem Ehrwürdigen unser Zeugniß verweigern, ja durch unser Schweigen falsches Zeugniß reden. Denn sind wir es nicht der Wahrheit schuldig, den Irrthum aufzudecken, der die

Wahr-

Wahrheit verhüllt, und sich an die Stelle der Wahrheit setzt? Fordert es nicht die Liebe, daß wir den Bruder von seinem Irrthume bekehren, und seine Seele vom Verderben erlösen? Hielt auch Jesus seine Ueberzeugung zurück, wie er von der falschen Auslegung des Sabbathsgebotes, von der Rangsucht der Gäste denke? Nicht feine Lebensart, sondern Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Tugend wäre es, wenn wir Irrthümer bemerkten, ohne sie zu berichtigen, wenn wir wichtige Grundsätze bespötteln, übertreten sähen, ohne unsere Mißbilligung zu erkennen zu geben, wenn wir das Christenthum verlästern hörten, ohne als die Vertheidiger desselben aufzutreten. Offenbar hätte der, der seine eigene Ueberzeugung zurückhielte, verheimlichte, nicht die Prophetentugend der edlen Freimüthigkeit; auf einem solchen würde nicht der Geist des Herrn ruhen.

5. Diese Aeußerung unserer Ueberzeugung aber geschehe auf eine gute Art! Wir wollen unsere Ueberzeugung aussprechen auf eine ernste Weise, doch ohne zu beleidigen; gründlich, ohne bitter zu werden; wollen die Widersprüche aufdecken, in welche sich Menschen mit falschen Meynungen verwickeln; wollen so klar, so treffend die Wahrheit in Schutz nehmen, als wir es vermögen. So deckte der Heiland die Widersprüche auf, in welche sich die Pharisäer mit ihrer Sabbathsmeynung verwickelten, wie sie die Rettung eines Thieres am Sabbath verstatteten, hingegen die Rettung eines Menschen am Sabbath für eine Entheiligung erklärten. Und was thut hier eigentlich der Heiland? Er macht die Rechte der gesunden Vernunft geltend. Lassen wir daher jene Unweisen, die alle Vernunft aufbieten, um die Vernunft zu lästern! Sie wissen nicht, was sie thun. Wir wollen bey Vernunft bleiben, und — wie Christus, unser Meister — Freunde der gesunden Vernunft seyn.

Andere Sätze.

1. Ueber die weise Vorsichtigkeit im Umgange mit Menschen, die anderer Meynung sind, als wir. Die Predigt IV. enthält vieles hieher Gehörige.
2. Ueber die Schändlichkeit, Anderen heimlich eine Grube zu graben. Dieses war das beständige Streben der Pharisäer gegen Jesum. Dieses Bestreben war ein heimliches, unter der Miene der Freundschaft suchte es die Verdächtigung Jesu und seinen Untergang zu bewirken. Auf zweyerley Weise grub man Jesu eine Grube: durch verfängliche Fragen und durch Gelegenheiten zu vermeintlich tadelhaften Handlungen. Anwendung: wenn man dem Streitsüchtigen, Rangsüchtigen, dem Unmäßigen, dem Wollüstigen absichtlich die Gelegenheiten bereitet, sich zu vergessen, zu sündigen. Ein solches Bestreben ist schändlich, entgegen aller Gerechtigkeit, aller Liebe, die wir dem Nächsten schuldig sind. Die Liebe bewahrt den Nächsten vor Fehlern, warnet ihn vor den Gelegenheiten dazu, ermuntert zur Wachsamkeit. Dieses Bestreben ist um so schändlicher, je heimlicher, listiger es ist, je mehr die Freundschaftlichkeit gemißbraucht wird. Judaskuß; zeigt eine innerlich schlechte, dabey feige und unmännliche Gesinnung an.
3. Eine Vergleichung der alten und neuen Zeit in Absicht der Sonntagsfeyer. Wie herrlich ist es, einen Tag zu haben, nur gewidmet den höheren ewigen Angelegenheiten des Menschen, um zu wachsen an dem inwendigen Menschen! Wie erhebend die öffentlichen religiösen Versammlungen, wo jede Gemeine ihren religiösen Gemeinsinn, ihre Gemeinschaft am Evangelio, ausdrückt! Wie wohlthätig der Sonntag für die, deren Loos sauere Mühe und Arbeit ist! Aber wie ganz anders dachte und handelte man sonst in Absicht der Sonntagsfeyer, wie jetzt! Sonst legte man darauf vielleicht einen überschwänglichen Werth, der den Dienst Gottes in guten Thaten ersetzen sollte. Aber der Tag ward geheiligt, ward

der Andacht, der Betrachtung, der Nahrung des geistigen Menschen, guten Vorsätzen gewidmet. Welcher Leichtsinn jetzt! Kein Tag der Erhebung mehr, — alle Lüste losgelassen. Mit welchem Leichtsinne behandelt insbesondere die junge Welt, die dienende Klasse, den Sonntag! Welche verderbliche Beyspiele von oben! die Eltern, Lehrherren, Herrschaften sich zu Schulden kommen lassen. Ausmahlung des Verderbens nach Zeit und Ort. — Sichtbare Folgen dieses Leichtsinns.

4. Ueber den religiösen Aberglauben, der das Mittel für den Zweck hält. Dem Abergläubigen ist der Glaube an Gott und an religiöse Wahrheiten nicht ein Mittel, ein Gott wohlgefälliger und darum seliger Mensch zu werden, keine Herzensangelegenheit, sondern das Wissen von Religion ist ihm die Religion und die thätige Gottesfurcht selber. Allein ist das Wissen um die Gesundheit auch die Gesundheit selber? Der Abergläubige verehret oder fürchtet in der Gottheit mehr die Macht, als die Weisheit und Güte, und wenn Gott nicht Haus und Hof behütete, wenn er nicht strafen und belohnen könnte, würde der Abergläubige sich wenig um Gott bekümmern. Sein Dienst ist eigennützig; nicht er will Gott dienen von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe, sondern Gott soll *ihm* dienen. Gottes Gebote sind ihm nicht nothwendige, ewige Gesetze, die das *Gute an sich, um sein selbst willen*, fordern, sondern willkührliche Vorschriften des Allmächtigen. Darum sucht er sie zu umgehen, und den Ungehorsam durch selbstersonnene Büßungen, Kasteiungen, Gelübde, Almosengeben, Gebete rc. zu ersetzen. In Beziehung auf das Christenthum sagt der Abergläubige gerne: Herr! Herr! er thut aber nicht den Willen des himmlischen Vaters, — siehet den öffentlichen Gottesdienst, die Weihe des Herzens zu gottgefälligen Thaten und zum wahrhaftigen Gottesdienst, als einen Ersatz und Stellvertreter des letzteren an, — hält auf die *äußere* Weihe der Taufe, ohne an die *innere* Weihe zu denken, und als ein

ein Glied einer heiligen Gemeine Christi zu leben, — feyert im h. A. den Tod Christi, ohne sein Fleisch und die Lüste und Begierden zu kreutzigen, der Sünde abzusterben, und mit Christo zu einem neuen Leben aufzustehen. Ueberall soll das Mittel für den Zweck gelten, welcher ist: ein lebendiger Tempel Gottes, voll heiligen Geistes zu seyn, und Gott zu verehren durch kindliche Tugend, im Geiste und in der Wahrheit. — Nachtheilige Folgen eines verkehrten Denkens, Wollens und Handelns, und einer falschen, selbsttäuschenden Ruhe im Leben und Sterben.

5. Ueber die Thorheit des Rangstolzes. Er ist nicht bloß bey vornehmen, sondern auch bey den niederen Ständen zu finden, und gehet hier am Meisten in's Kleinliche. Rangstolze haben in der Regel keinen Begriff von dem, was Ehre und Vorzüge in der Gesellschaft giebt, und der Rangstolz beruhet immer auf einem eingebildeten Dünkel, gegründet auf äußere zufällige Dinge. Er thut sich kund durch scheelsüchtigen Neid und Verläumdung derer, die einen kleinen Vorrang haben, zumal wenn sie denselben durch ein überspringendes Aufrücken erlangten. Dieser Neid offenbaret sich besonders gegen diejenigen, die es durch Reichthum denen zuvorthun, welche durch Geburt oder Aemter auf Rang Ansprüche machen. Sie drängen sich zu der Oberstelle hin, messen mit vornehmen Augen diejenigen, welche ihnen den Rang streitig machen; sind hochmüthig, vornehm steif gegen ranglose, niedere Stände, hingegen lakeyenmäßig unterwürfig gegen wirklich Vornehme. — Diese Rangsucht ist Thorheit, darum lächerlich; stört, verbittert das gesellige Vergnügen; erfüllt das Herz mit einer Menge übelwollender Empfindungen; ist entgegen der christlichen Liebe, die sich nicht blähet, nicht eifert. Wo der edle und verdienstvolle Mann auch stehe oder sitze: er wird immer seyn, der er ist, überall am rechten Orte; da hingegen der Thor nirgends am rechten Platze ist, am Wenigsten aber, wenn er obenan sitzt.

Am Achtzehnten Sonntage nach Trinitatis.

I.

Daß die Frage: Was dünkt euch um Christo? Weß Sohn ist er? vom Anfange eine Streitfrage gewesen, und was wir daraus lernen sollen?

Nein! einen reicheren und unerschöpflicheren, einen anziehenderen Gegenstand der Betrachtung, der mehr den Geist und das Herz fesselte, giebt es nicht, als den Gottes- und Menschensohn, Jesum Christum, bey dessen Namen sich in uns Geist und Herz bückt. Einen unerschöpflichen Reichthum an Betrachtungen bietet uns der Gottes- und Menschensohn dar, wir mögen ihn in seiner Würde und Erhabenheit über die gewöhnlichen Menschen, oder in seiner Knechtsgestalt, in seiner Armuth und Niedrigkeit betrachten. Freilich, wenn wir die höhere Würde Jesu ansehen, und was dahin zu rechnen ist, wenn wir sein Kommen vom Himmel und seine Erscheinung auf der Erde, wenn wir den Anfang seines Lebens auf Erden, seine wunderbare übernatürliche Entstehung, wenn wir sein wunderbares, herrliches Ende auf Erden, seine Rückkehr in den Himmel ansehen: so verliert sich der Anfang und das Ende seines Lebens, sein Kommen und

Gehen, sein Erscheinen und Verschwinden im Wunderbaren und Uebernatürlichen, und die Betrachtung stockt, staunt, kann sich nicht zurecht finden, und befindet sich in dem Wunderlande des Außerordentlichen. Hingegen das Leben Jesu, das zwischen diesen beyden Enden mitten inne liegt, sein Lehren und Trösten, sein Thun und Wirken, sein Leiden und Sterben, und die natürlichen Ursachen, die Beydes herbeyführten, und dann die schnellen, durchgreifenden, die ganze Menschenwelt und alle Zeitalter umfassenden, segnenden, die Menschheit veredelnden, den ganzen menschlichen Zustand auf Erden umschaffenden, die immer fortdauernden, ewigen Wirkungen seiner Lehre und seines Thuns — sind nicht nur durchaus begreiflich, der menschlichen Betrachtung zugänglich, sondern auch wie reich und unerschöpflich! Wer will seines Lebens Länge, wer will seines Segens Reichthum ausreden? Wer will sagen: ich habe ihn erschöpft, ich habe ein vollendetes Bild von ihm in meiner Seele?

Ein so reicher Gegenstand der Betrachtung, mit dem die Seele nie fertig wird, ist seiner Natur nach schon anziehend. Manche Gegenstände aber ziehen wohl den Verstand, aber weniger das Herz an. Aber bey Jesu ist es schwer zu sagen, ob der Geist oder das Herz sich mehr angezogen fühle, vielmehr kommen beyde gemeinschaftlich zu ihm, verweilen mit Liebe bey ihm, können sich nicht von ihm trennen. Denn auch dieses ist das Große und Wunderbare an ihm, daß er, wie ein nicht christlicher Geschichtschreiber (Josephus) von ihm sagt, allen denen, die ihn kannten, eine unzerstörbare Liebe einflößte, so daß die, welche angefangen hatten, ihn zu lieben, nicht wieder aufhören konnten. „Ein Erretter aus aller Noth, ein Erlöser vom Bösen, — ein Helfer, der umherging und wohlthat, und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte! um den die Lahmen gehen, die Tauben hören, die Todten auferstehen, und der den Armen das Evangelium predigt; dem Wind und Meer gehorsam sind, und — der die Kindlein zu sich kommen ließ, und sie herzete und

„seg-



„segnete; der in die Welt kam, sie selig zu machen, und der „darin geschlagen und gemartert ward, und mit „einer Dornenkrone hinausging!" *) Giebt es etwas Rührenderes, Anziehenderes, als diesen Schattenriß des Lebens Jesu? Ja, wer das Herz an der rechten Stelle hat, der liegt im Staube, bewundert, betet an.

Gleichwohl ist dieser Menschensohn voll Gnade und Wahrheit, ist dieser Friedensfürst der Menschen der Gegenstand der leidenschaftlichsten, blutigsten, langwierigsten, verfolgungssüchtigen Zänkereyen geworden, und keine Frage hat mehr die Gemüther erhitzt, die Leidenschaften aufgeregt, mehr Blut vergossen, als die Frage im Evangelio: Was dünkt euch um Christo? Weß Sohn ist er?

Evang. Matth. 22, 34—46.

So viele Fragen hatten die Pharisäer schon Jesu vorgelegt, um ihn in Verlegenheit zu setzen. Er hatte so eben die Sadducäer zum Schweigen gebracht, hatte sie es fühlen lassen, daß sie irreten und die Schrift nicht wüßten: da hofften die Pharisäer einen glänzenderen, für sie ehrenvolleren Ausgang, indem sie Jesu die Frage vorlegten: welches das vornehmste Gebot im Gesetze sey? Aber der Heiland beantwortete die unter den Pharisäern vielfach verhandelte und verschieden beantwortete Frage nicht nur zu ihrer Zufriedenheit, sondern er legte auch ihnen einmal eine Frage vor, die sie nicht zu beantworten, deren Schwierigkeit sie nicht zu lösen wußten. Es war die Frage von dem Messias oder Christus, der ein Nachkomme Davids seyn sollte, und den doch David seinen Herrn nenne. Die Frage: Was dünkt euch von Christo? Weß Sohn ist er? war schon vom Anfange an eine Streitfrage.

Daß

*) Matthias Claudius.

Daß sie das war, und was wir hieraus zu lernen haben, lasset uns jetzt gemeinschaftlich untersuchen. *)

1.

Die Frage: wie dünkt euch um Christo? Weß Sohn ist er? war vom Anfange an eine Streitfrage. Als eine solche wirft sie der Heiland auf, als eine Aufgabe, an welcher die Pharisäer ihren Scharfsinn versuchen, oder ihr Unvermögen empfinden sollten. Sie hatten ihn so oft mit verfänglichen Fragen versucht, er hatte diese immer auf der Stelle beantwortet; aber an der von Jesu vorgelegten Frage scheiterte ihr Witz, und sie erfuhren, daß es leichter sey, Räthsel aufzugeben, als sie zu lösen. Denn obgleich mehrere Pharisäer bey einander waren, so konnte doch Niemand ihm ein Wort antworten. Aber auch der Heiland selber lösete und entschied die Frage nicht, sondern ließ sie als eine Streitfrage liegen.

Hierbey dürfen wir durchaus nicht übersehen, daß der Heiland diese aufgeworfene Streitfrage nicht in Beziehung auf sich, sondern nur im Allgemeinen aufwarf. Die Frage von dem Messias oder Christus, den das jüdische Volk erwartete, auf den die Propheten hindeuteten, von welchem man die Wiedergeburt aller Dinge, insbesondere die Erhebung des so sehr gesunkenen jüdischen Volkes erwartete, war damals eine der gewöhnlichsten Fragen. Allgemein stimmte man darin überein, daß der Christus oder Messias, den man erwartete, aus dem Hause und Geblüte Davids, ein Nachkomme desselben seyn werde. Diese eine Hälfte der Frage war also im Klaren; über alles

*) Ich weiß wohl, daß die Meisten solchen theoretischen und abstrakten Erörterungen aus dem Wege gehen, und daß es schwer sey, vor einer Erbauung suchenden Gemeine von obigem Gegenstande zu reden: allein der Gegenstand gehöret zu dem Umfange christlicher Belehrungen, und das Ev. legt uns die Sache in den Mund.

alles Andere hingegen, über dessen höhere Würde, über sein besonderes Verhältniß zu Gott wurde gestritten. Diese damals so oft verhandelte Frage nun warf auch der Heiland auf, und zwar bloß im Allgemeinen, ohne sie auf seine Person und auf seine Sendung anzuwenden. Denn hätte er gefragt: was dünket euch um mich, als den Christus, den Gott verheißen hat? so würden die Pharisäer nicht geschwiegen, sondern Lärm geschlagen, würden gerufen haben: er hat sich selber zu Gottes Sohn gemacht, oder hätten Steine aufgehoben, wozu sie ja ihre Zuflucht nahmen, wenn ihnen die Gründe und vernünftige Rede ausgingen. Denn immer wird das Schwerdt der Gewalt gewetzt, wenn das Schwerdt des Geistes stumpf wird.

Und welches war denn der schwierige und unauflösliche Punkt in der Frage, wodurch die in der gelehrten Haderkunst nicht unerfahrenen Pharisäer zum Stillschweigen gebracht wurden? Der unauflösliche Knoten war: wie Christus, der verheißene Retter, Davids Sohn und Nachkömmling, und doch auch Davids Herr seyn, wie er nach Abraham leben, und doch vor Abraham gewesen seyn sollte? Wie man die höhere Würde des Messias mit seiner leiblichen Abstammung, wie man das Höhere, Göttliche desselben mit dem Menschlichen in einer und derselben Person vereinigen solle, und wie derselbe zugleich Gottes- und Menschensohn genannt werden könne? — das war der schwere und unauflösliche Knoten, welchen die Pharisäer nicht zu lösen wußten.

Was nun die Pharisäer nicht beantworten konnten, was Christus selber unentschieden ließ: das suchten spätere Jahrhunderte zu entscheiden. Grübelnder Scharfsinn wagte es zu bestimmen, wie der Sohn der Maria, aus dem Geschlechte Davids, auch Gottes Sohn seyn, und wie man sich diese Vereinigung zu denken habe. Man sprach und stritt über die zwey verschiedenen Naturen in Christo, wollte festsetzen, wie dieselben mit einander verbunden seyen, so, daß sie nur Eine Person ausmachen. Das wagte menschlicher Vorwitz, während man nicht zu entscheiden vermag,

wie Leib und Seele in uns Allen verbunden seyen, und Einen Menschen ausmachen. Nun aber erhob sich erst recht die Flamme des Streites, die einen allgemeinen Brand herbey führte, wobey so viel christlicher Sinn, so viel Menschenwohl unterging. Daß Jesus der Christ, der Verheißene — daß er Gottes- und Menschen-Sohn sey, das sagt deutlich und unwidersprechlich die heilige Schrift; aber nirgends sagt sie, wie das zugehe. Allein nun erfand man Worte und Bestimmungen, in welchen das Geheimniß, das unauflösliche, gelöset seyn sollte; diese unter heftigen, langwierigen Streitigkeiten festgesetzten Worte wurden als das Zeichen und Losungswort des rechten christlichen Glaubens angesehen. Da aber eine allgemeine, freywillige, aus Ueberzeugung hervorgehende Uebereinstimmung nicht möglich war, und der Streit immer fortdauerte: so wurden jene menschlichen Worte und Bestimmungen, eben als wenn sie Christi Worte wären, zu Reichs-Glaubens-Gesetzen nicht ohne äußere Macht erhoben. Ein einziges Wort erschütterte die Kirche und den Staat, störte die öffentliche Ruhe, verwirrte das Römische Reich, vergoß Menschenblut, und trennte die Kirche in mannichfaltige Partheyen, während man mit menschlichen Worten dieselbe vereinigen und zusammenhalten wollte. Die Frage: wie dünket euch um Christo? ward also nicht mehr im Allgemeinen verhandelt, wie Jesus dieselbe aufwarf, sondern sie wurde nun in Beziehung auf Jesum aufgeworfen und beantwortet. Man begnügte sich nicht mit den Aussprüchen der Schrift, daß der Sohn der Maria Gottes Sohn sey, sondern man erklärte, setzte fest, wie er es sey, und entschied also, was Christus selber unentschieden ließ.

Man ging also in dieser Streitfrage über Christum und über die heilige Schrift hinaus, bestimmte, was Er unbestimmt ließ, und was Er als Streitfrage aufgestellt hatte, erhob man zur Glaubenssache. Allein es waren nur menschliche Meynungen, menschliche Worte, nicht Worte Christi, wofür man Glauben forderte, und eben darum, weil man menschliche Weisheit über die Weisheit Christi setzte, als ob es eine Weisheit gebe, die nicht in Christo, der Fülle aller

Weisheit, verborgen und enthalten sey, waren Verketzerungen, Verfolgungen, blutige Kämpfe und Spaltungen in der Kirche unvermeidlich. — Die von Jesu in unserem heutigen Evangelio aufgeworfene Frage war eine Streitfrage vom Anfange, und blieb es.

2.

Was lernen wir hieraus?

Vor Allem Bescheidenheit und Mißtrauen gegen den menschlichen Verstand, wenn dieser sich erkühnt, bestimmen zu wollen, was doch Christus selber nicht bestimmte. Wir lernen, wie gefährlich es sey, wenn wir über Christum hinausgehen, wenn wir menschlichen Erklärungen und Worten ein Ansehen beylegen wollen, das eben so groß sey, als das Ansehen Christi. Wir werden aufgefordert, uns mit dem Worte Christi, mit den Belehrungen der h. S. bescheiden zu begnügen, uns nicht zu vermessen, als ob wir ausmachen könnten, was Christus unausgemacht ließ. Die heilige Schrift aber lehret, die Erfahrung der Jahrhunderte, die neue Gestalt und die Wiedergeburt des menschlichen Geschlechtes hat es bestätiget, daß Jesus der Christ, Gottes Sohn und Gesandter, daß er der Retter und der Erlöser der Menschen von Sünden und ewigem Verderben, daß in keinem Anderen Heil sey, als in Ihm; ohne künstlich zu bestimmen, wie das Göttliche in ihm zusammenhange mit dem Menschlichen. Bescheiden bekennen wir daher, daß wir an Jesum Christum glauben, Gottes eingeborenen Sohn, unseren Herrn, ohne vermessen bestimmen zu wollen, was doch Christus nicht bestimmte.

Und welches ist die seligmachende Lehre? Ist es die Lehre von der Person Christi, die mit so vielen menschlichen Meynungen verwebt ist, oder ist es die Lehre und das Wort des Lebens, das aus dem Munde Christi kam? Das Evangelium, welches Christus verkündigte, welches uns zu neuen Menschen macht, welches uns die Liebe und Gnade Gottes, Leben und Seligkeit, verkündigt, das Evangelium nennet Paulus eine Kraft

Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben, und zwar aus dem Grunde, weil darinnen geoffenbaret wird diejenige Gesinnung und Beschaffenheit, wodurch wir Gott wohlgefällig werden. Ein Anderes ist also die Lehre, die von Christo handelt, und die bestimmen will, wie der Menschensohn zugleich auch Gottessohn sey; und wieder ein Anderes ist die Lehre, welche Christus zum Heil der Menschen offenbarte, das göttliche Wort, das er den Menschen gab; Joh. 17, 8. In dieser Lehre ist das Heil; diese Lehre hat die Menschen und Völker im Glauben an den Einen Gott, in der Liebe zu dem Einen Erlöser, im Streben nach einer und derselben Liebe, Tugend und Vollkommenheit vereiniget, die oft genannte Streitfrage hingegen hat selbst diejenigen, die durch die christliche Lehre gläubig geworden waren, getrennt; das Evangelium hat auf Erden den Geist der Liebe geweckt, in alle Verhältnisse des Lebens eingeführt, aber die genannte Streitfrage hat den Haß erregt und alle Leidenschaften aufgeweckt.

Der Umstand, daß die Frage: wie dünket euch um Christo? vom Anfange an eine Streitfrage war, lehret uns auch christliche Duldung gegen Andersmeynende, christliche Verträglichkeit mit denen, welche sich jenes dem Streit unterworfene Wie? anders denken, als wir. Immer stehet nur menschliche Meynung der menschlichen Meynung entgegen; denn ein entscheidendes, lösendes Wort Christi haben wir über die Streitfrage vom Anfange — nicht. Wie könnten wir darum Andere verketzern, verfolgen? Wie könnten wir unsere Meynung als die allein wahre, als die Wahrheit an sich hinstellen, sie zu der alleingeltenden machen, Jedermann ansinnen oder gar zwingen, unserer Meynung zu seyn, als ob diese Gottes und Christi Wort wäre, da doch Gott über jenes „Wie?" nicht geredet hat? Christliche Duldung und Verträglichkeit sollen wir daher aus der vielberührten Streitsache lernen. Denn nicht zum Streiten ist Christus uns gegeben, sondern er ist unser Friede, der die trennenden Scheidewände hinwegnahm, und Alles vereinen will in Liebe; Eph. 2, 14.

Nicht



Nicht die Frage: wie dünket euch um Christo? ist die Hauptsache des Christenthums, sondern das Gebot: du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe; und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. In diesem Gebote, nicht in jener Streitfrage, hanget das ganze Gesetz und die Propheten. Nicht als die Hauptsache, sondern nur als eine Zugabe, um die sich weise dünkenden Pharisäer zu beschämen, behandelt der Heiland selber die Streitfrage. Unsere Hauptsache sey also Liebe gegen Gott, der seine unendliche Liebe und Erbarmung nicht bloß in dem grenzenlosen Weltgebäude, sondern vor Allen und unendlich rührender in der Sendung Jesu offenbarte, indem er seines eingeborenen Sohnes nicht verschonte, sondern ihn für uns Alle dahin gab. Unsere Hauptsache sey dankbare Liebe gegen Gott, gemeinnützige Liebe gegen den Nächsten, thätiger Eifer für Gottes Endzweck, für die Würde, die Bildung und für das Wohl des menschlichen Geschlechts. Die Hauptsache also ist nicht Streiten, sondern Glaube an Jesum und Liebe zu ihm, Vertrauen auf seine Anstalt, auf sein Evangelium, daß Alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben sollen. Nicht streiten wollen wir daher über Jesum, sondern ihn lieben und sein Wort halten. Sein Friede sey mit uns Allen!

II.

Wie sehr wir Ursache haben, auf den Grundsatz der Liebe in Lehre und Leben zu halten.

Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Aber nicht jene knechtische Furcht, die nur vor der Strafe, nicht vor der Sünde sich scheuet, die sich in Gott nicht das weiseste, heiligste,

heiligste, gütigste Wesen denket, sondern ein übelwollendes, willkührlich handelndes, das zum Strafen und Wehethun aufgelegt ist; nicht jene knechtische Furcht, die gerne das Böse vollbrächte, wenn es nur nicht bestraft würde. Diese knechtische Furcht ist alles Aberglaubens Anfang. Denn was hat jene verkehrte Denkungsart hervorgebracht, wo man Gott in den furchtbaren und zerstörenden Wirkungen mehr erblickte, als in der Schönheit und in dem Segen der Natur? Was hat alle die Schreckbilder des Aberglaubens und jenen knechtischen Gottesdienst geschaffen, wo man durch willkührliche Büßungen, Selbstpeinigungen, selbst durch Menschenopfer, den Zorn der übermenschlichen Mächte versöhnen wollte? Das hat die knechtische Furcht gethan, sie hat den Götzendienst und allen abergläubigen Gottesdienst geboren. Aber die kindliche Ehrfurcht vor Gott, wo man tief im Herzen Gott als den heiligen Gesetzgeber, als den allwissenden Zeugen, als den gerechten Vergelter aller menschlichen Handlungen verehret, wo man eine geheime Scheu in sich fühlet, Gottes Gebote zu übertreten, wo man wie von unsichtbarer Hand von jeder Sünde in Gedanken und Werken sich zurückgezogen fühlt: diese Furcht ist aller Weisheit und Tugend Anfang. Denn womit kann die Tugend anfangen, als damit, daß man das Böse fliehet, daß man ein Gegengewicht gegen das Böse in die Seele leget? Der Weg zur heiteren, unumwölkten Höhe der Tugend gehet durch die Mittelstufe der Besserung, und der erste Anfang der Besserung ist, daß man den Hang zum Bösen bekämpfe. Aber eben die innere Kraft dazu liegt in der Achtung gegen die Pflicht, in der Ehrfurcht vor dem heiligen Gesetzgeber, und wer nur immer Gott vor Augen und im Herzen hat, der wird in keine Sünde willigen, noch thun wider Gottes Gebot. Um also das Gemüth in das sittliche Geleise, in die sittliche Ordnung zu bringen, muß man den Anfang machen mit der Furcht des Herrn. — Doch noch roh ist das Gemüth, es hat das Gute noch nicht liebgewonnen, so lange es gleichsam eines Zuchtmeisters bedarf, der die Neigung zum Bösen einschränke, ob man gleich anfänglich nicht ohne



diesen Zuchtmeister auf den Weg des Guten gelangen kann. Darum ist in dem Alten Testamente vorherrschend die Furcht des Herrn, um ein zum Götzendienst und allen Lastern der Rohheit geneigtes Volk im Zaume zu halten, daß es das Böse vermeiden lerne. Aus dem Munde des Erlösers hingegen spricht nur das Gebot der Liebe, alle seine Thaten athmen Liebe, und auch die Apostel lehren, daß die Furcht nicht in der Liebe sey, daß die vollkommene Liebe die Furcht austreibe. Ja, es giebt eine Sicherheit, Festigkeit und Freudigkeit im Guten, wo man des Zaumes, der vor Fehltritten bewahren soll, nicht mehr bedarf. Das ist die Liebe zu Gott, die Liebe zum Guten, wo das Wohlgefallen am Guten den Hang zum Bösen nicht aufkommen läßt, und wenn also die Furcht vor Gott der Weisheit Anfang ist, so ist die Liebe zu Gott der Weisheit Vollendung und das Ziel derselben. Ja, unser Ziel ist die Liebe zum Guten; aber selten ist sie die Stufe, auf der wir stehen; wir ringen aber darnach, ob wir sie wohl erreichen möchten. Denn nie verläßt uns der Hang zum Bösen, und darum bedürfen wir immer noch der Furcht des Herrn. Aber das höchste und vornehmste Gebot im Gesetze, die höchste und vornehmste Tugend bleibt immer die Liebe des Guten. — Wie sehr wir Ursache haben, auf den Grundsatz der Liebe in Lehre und Leben zu halten.

Liebe zu Gott und zu den Menschen ist keine sinnliche Neigung, kein sinnliches Wohlgefallen an äußeren Reitzen und Vollkommenheiten, welche uns Lust und Vergnügen gewähren. Gott ist kein Gegenstand für die Sinne und für die sinnliche Empfindung; wir nehmen ihn nur wahr im Glauben und Thun, im Lieben und Hoffen. Und wenn der Nächste noch so häßlich wäre von Gestalt, und da läge in seinem Blute, zerschlagen, entstellt, wie jener Unglückliche, dessen der Samariter sich erbarmte, so wäre er doch ein Gegenstand unserer höheren Liebe, der menschenfreundlichen, der hülfreichen. Alle äußere Gestalt, alle sinnlichen Reitze denken wir

also hinweg, wenn von dem Gebote der Liebe die Rede ist. Vielmehr lieben wir in Gott nur das Wahre, das Gute, so wie wir hinwiederum im Guten und in der Tugend Gott lieben. — Man kann aber das Gute thun mit Unlust und Verdruß, aus Zwang und Furcht; die Ausübung des Guten kann uns noch Kampf und viele Selbstüberwindung kosten. In diesem Falle gelüstete das Fleisch noch wider den Geist, und wäre noch ein mächtiger Widerstand gegen das Gute, ein geheimer Feind desselben in der Seele übrig. Wir können uns aber auch eine solche Vollkommenheit im Guten denken, wo uns das Gute, die Erfüllung des göttlichen Gebotes, nicht mehr schwer wird, gar keine empfindlichen Opfer mehr kostet, wo vielmehr das Gute mit Leichtigkeit, mit fröhlichem Gemüthe, vollbracht wird, und wo der innere Widerstand überwunden ist. Das wäre die höchste Stufe, zu welcher ein Mensch sich erheben kann, und dieses Gernethun des Guten, dieses fröhliche Rechtthun nennet man eben die Liebe zu Gott und den Menschen. Denn das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und daß diese Gebote uns nicht schwer sind. Die Liebe, welche das Christenthum als die höchste Tugend und Vollkommenheit preiset, ist demnach keine sinnliche Empfindung, sondern eine sittliche Gesinnung, und gehet allein auf Gottes Gebote und auf das Gute. Die Liebe, welche das Christenthum fordert, ist keine mittelbare Liebe, wo man das Gute gerne thut um etwas Anderen willen, in Hoffnung irgend einer Belohnung, wo mithin zwischen uns und zwischen das Gute noch eine andere Liebe eintritt, nämlich die sinnliche Liebe zu dem, was angenehm oder nützlich ist: sondern die Liebe zu Gott und zu dem Nächsten ist eine unmittelbare Liebe, die geradezu und unmittelbar das Gute liebend umfaßt. Da thut man das Gute allein darum, weil es gut ist, und fragt nach keinem anderen Grunde; da vollbringt man den Willen Gottes, weil er Gottes Wille ist. Wo aber diese unmittelbare Liebe zum Guten im Menschen lebet, da ist Alles, was dem Guten widerstrebt, es hindert, erschwert, auf-

gehoben und überwunden; das Gute, jede Pflicht gegen Gott oder gegen den Nächsten, wird mit Leichtigkeit, mit fröhlichem Gemüthe vollbracht. Und so ist also die christliche Liebe ein sicheres und fröhliches Rechtthun, wo Gott, Recht und Pflicht uns über Alles gehet, – wo wir des Nächsten Würde, Ehre, und Wohlseyn achten, vertheidigen, befördern wir unsere eigene Würde, Ehre, und Wohlseyn. — Aus dem Gesagten aber gehet hervor, daß diese Liebe nicht der Anfangspunkt unseres Strebens, sondern der Endpunkt desselben ist, nicht der Punkt, von welchem wir ausgehen, sondern das Ziel, zu welchem wir hingehen, und Tausende verlassen die Erde wieder, ohne diese höhere Liebe gekannt und in sich wahrgenommen, ohne diese höchste Vollkommenheit errungen zu haben.

1. Auf diesen Grundsatz der Liebe gegen Gott und Menschen müssen wir nun in Lehre und Leben halten. Denn ohne diesen Grundsatz artet die Religion in eitele, unnütze Spitzfindigkeiten, und die Tugend in eigennützige Klugheit aus.

Glaube, Liebe, Hoffnung, das sind die drey großen und ewigen Gedanken aller Religion, aber die Liebe ist die größeste unter ihnen, der Mittel- und Vereinigungspunkt aller; 1. Cor. 13, 13. Der Grundsatz der Liebe allein richtet die Religionslehre auf das sittlich Gute, auf Pflichterfüllung, auf Besserung und stetes Wachsen im Guten hin. Trocken und unerfreulich, unvermögend, unser Herz zu bessern und zu erheben, würde die Religionslehre werden, wenn der Geist und der Grundsatz der Liebe aus ihr verschwände. Was ist die Religion? Ist sie nicht das unsichtbare, geistige, ewige Band, welches die Menschen mit Gott, die Kinder der Zeit mit dem ewigen Vater, verbindet? Und dieses Band, ist es nicht die Liebe, die aus dem Herzen Gottes entspringt, und die sich in der Sendung Jesu am Herrlichsten offenbaret? Ist es nicht unsere kindliche Gegenliebe zum ewigen Vater? Ist es nicht diese Doppelliebe, welche bewirket, daß wir Alle Eins seyen?

Joh. 17, 21. Nehmet diese Lehre von der Liebe aus der Religion, und ihr raubet ihr die Seele und das Leben, und es bleiben nur noch übrig einzelne Strahlen, die ihren Mittelpunkt verloren haben, oder trockene Hülsen und Spitzfindigkeiten für den Verstand, die dem Herzen keine Nahrung, keine Erhebung, keine Freude geben. Anziehend und fruchtbar wird der Religionsunterricht nur dann, wenn der Geist der Liebe in demselben wehet, die Liebe, die von Gott ausgehet, in Christo sich offenbaret, und die von den Menschen wieder zu Gott zurückkehret. In diesem Herab und Hinauf der Liebe bestehet das Herz der Religion. Hierin liegt ein wichtiges Wort für uns Prediger und Lehrer, daß wir nicht Hülsen leerer Verstandesspitzfindigkeiten verkündigen, sondern Christum und Gottes Liebe in Christo, und das Gebot: den wieder zu lieben, der uns zuerst liebte. Giebt nicht der Apostel Paulus alles Weissagen, alle Geheimnisse, alle Erkenntniß hin um die Liebe? 1. Cor. 13, 2. Warnet er nicht strafend vor den unnützen Fragen und Geschlechtsregistern, die kein Ende haben, und worüber die Lehre von der Besserung versäumt wird? 1. Tim. 1, 4. Ist nicht auch ihm die Liebe von reinem Herzen, von gutem Gewissen, von ungefärbtem Glauben, die Hauptsumma des Gebots? 1. Tim. 1, 5. Nennet er nicht diejenigen verdüstert, unwissend, seuchtig in Fragen und Wortkriegen, welche nicht bey der Lehre von der Gottseligkeit bleiben, welche Gottseligkeit eben in der Liebe und in der Verehrung Gottes durch und mit Liebe bestehet? 1. Tim. 6, 3. 4. Sehet, wie große Ursache wir haben, auf den Grundsatz der Liebe im Lehren zu halten.

Aber auch im Leben. Denn ohne den Grundsatz der Liebe artet auch die Tugendlehre in Klugheitslehre, und die Tugend in bloßen Eigennutz aus. Wenn es keine Liebe, keine unmittelbare Liebe des Guten um sein selbst willen, mehr gäbe, wenn Gottes heiliger Wille unseren Willen nicht regierte, wenn seine Vollkommenheit und Heilig-



Heiligkeit uns nicht mehr zum Streben nach der Aehnlichkeit mit ihm antriebe, wenn seine Vaterliebe keine Kindesliebe mehr in uns erregte; wenn der Nächste, seine vernünftige Natur und seine Würde, seine unvertilgbaren Rechte und Anforderungen an uns, in unseren Augen nichts mehr gälten: was bliebe dann noch übrig, als das liebe Ich und der Eigennutz, um dessen willen die Meisten Alles thun? Wenn der Gedanke an Gott, als unseren Oberherrn und Vater, wenn der Gedanke an unseren Nächsten, als unseren Bruder und Mitbürger im Reiche Gottes und Christi, über uns nichts mehr vermöchte: was bliebe dann noch übrig, was uns vom Bösen zurückhielte, als Furcht und Strafe, Galgen und Rad? Was bliebe noch übrig, das uns zum Guten reitzen könnte, als Eigennutz und Gewinn, Hoffnung und Belohnung? Um alle wahre Sittlichkeit, um alle wahre Tugend, als eine an sich gute und gottähnliche Gesinnung, wäre es geschehen, wenn wir in Lehre und Leben nicht hielten auf den Grundsatz der Liebe.

2. Halten müssen wir darum auf den Grundsatz der Liebe, **weil aus ihm allein eine reine und fruchtbare, gemeinnützige Tugend entspringt.**

Rein ist die Tugend, gleich dem Golde, wenn ihr nichts Fremdartiges beygemischt ist. Je mehr andere Metalle dem Golde beygemischt sind, desto unreiner ist es, desto weniger Gold enthält es. So ist es auch mit der Tugend, oder mit der Liebe des Guten. Je mehr an dieser Liebe des Guten der Eigennutz, die Ehrsucht, die Furcht, die Hoffnung Theil hat, je mehr eigennützige Antriebe der Liebe zum Guten beygemischt sind, desto unreiner und unächter ist die Tugend. Rein ist die Tugend aber, wenn sie nur aus dem Grundsatze der Liebe entspringt. Dann ist es die Ehrfurcht vor Gott, die Achtung für unsere Pflicht, die Scheu vor Unrecht, was unseren Willen bewegt; dann denken wir: es ist Gottes Wille, es ist Pflicht, und vollbringen die gute That, ohne daß an Furcht und Hoffnung auch nur gedacht wird. Gut seyn ohne Furcht und Hoffnung, aus unmittelbarer

Liebe zu Gott und zum Guten, ohne daß Furcht oder Hoffnung als Vermittler zwischen uns und eine pflichtmäßige That treten, das ist reine Tugend. Lasset uns annehmen, wir vollbringen eine wohlthätige Handlung, retten, beglücken einen Menschen, — aber wir sind uns des Willens des himmlischen Vaters und unserer Menschenpflicht dabey nicht bewußt, wie die That nicht von unserem Belieben abhänge, sondern nothwendig und Pflicht sey. Gesetzt, wir vollbringen die schöne That aus dem angeborenen Mitgefühl, weil wir nicht ohne Rührung den Leidenden sehen können, und weil es uns schmerzt, ihn unglücklich zu wissen. In diesem Falle hätte die Tugend und der Grundsatz der Liebe an unserer mitleidigen That keinen Antheil, es geschähe zwar, was die Liebe fordert, aber nicht aus Liebe. Die gute That müßte mehr unserer Rührung, unserem weichen Gefühle, der Feinheit und Reitzbarkeit unserer Nerven, als uns selber und unserem Entschlusse zugeschrieben werden. Wenn nun unser Leib sammt allen Nerven in's Grab sinket, so würde man zugleich auch alle unsere scheinbare Tugend und Menschenfreundlichkeit begraben, die aus dem zarten Nervenbau entsprang. Wer siehet nicht ein, daß tugendhafte Thaten aus unserem Geiste, aus unserem Willen, aus dem Grundsatze der Liebe hervorgehen müssen, und daß nur diejenige Tugend rein und ächt sey, deren Regel und Triebfeder die Liebe ist!

Aus der Liebe entspringt auch allein eine gemeinnützige Tugend, denn es giebt keine Liebe zu Gott ohne Liebe zu den Menschen, so wie es keine Liebe zu den Menschen giebt ohne Liebe zu Gott. Die Pflicht muß uns überhaupt heilig und ehrwürdig seyn, wenn uns auch die Nächstenpflicht heilig seyn soll. Die heilige Flamme der Liebe in unseren Herzen schlägt aufwärts zum himmlischen Vater, und verbreitet sich dann auch erwärmend und wohlthätig über die Brüder. Alle wohlthätigen Tugenden des Lebens, aller Eifer für das gemeine Beste, alle Aufopferung für Anderer Wohl, gehet aus dem Grundsatze der Liebe hervor, und wo wir diese Tugenden finden,



da hat sie die Liebe geboren, die aller Tugenden Mutter ist, der Grundsatz der Gottes- und Menschenliebe wecket ganz insbesondere die stillen häuslichen Tugenden, durch welche Familien und Länder blühen. Wo die Gottesfurcht und die Nächstenliebe wohnet, da wandelt sich die ärmste Hütte in einen Tempel des Friedens um. Eintracht und Friede beschirmen das Haus, gegenseitige Achtung und Liebe, freundlicher Umgang, liebreiche Hülfleistung vereinigen die Glieder des Hauses; in fester Treue sind die Gatten, in sorgender Liebe zu den Kindern sind die Eltern, in dankbarer Liebe zu den Eltern sind die Kinder vereiniget. Jeder fühlet, wie er ein Theil eines größeren Ganzen sey, ein Glied des Körpers, und strebt zu leisten, was gerade von diesem Gliede erwartet wird. Der Baum der Liebe ist der Baum des Lebens, der nur beseligende Früchte trägt; denn die Versöhnlichkeit gegen Beleidiger, die Milde gegen die Dürftigen, die Duldung und freundliche Zurechtweisung der Irrenden, — sind diese Tugenden nicht goldene Früchte am Baume der Liebe? Und was wirket Gemeingeist, thätige Liebe für das Vaterland und für das gemeinsame Wohl? Was gleichet jene große und nothwendige Verschiedenheit der Stände in der bürgerlichen Gesellschaft aus, daß der Regent im Unterthan, der Herr im Knechte, der Mächtige in dem Schwachen, den Menschen, den Bruder, das Kind des himmlischen Vaters nicht übersiehet? — Was hat die durch Religion, durch Sprache, durch Vorurtheile getrennten Völker vereiniget, die Scheidewände niedergerissen, welche die Völker trennten, daß sie riefen: wir glauben All' an Einen Gott, wir Alle sind Brüder? Was stiftet eine Annäherung und einen brüderlichen Zusammenhang unter den Völkern, daß sie sich nicht bloß die Erzeugnisse des Bodens, des Fleißes und der Kunst, sondern auch die Schätze des Geistes, ihre Erkenntnisse und Erfindungen mittheilen, so daß das menschliche Geschlecht im Ganzen an Vollkommenheit und gemeinsamer Glückseligkeit sich hebet? Das Alles that und thut der Grundsatz der Liebe; er vereiniget auch die Völker. —

3. Der

3. Der Grundsatz der Liebe befördert auch einen beständigen Fortschritt in sittlicher Vollkommenheit, lässet uns nicht träge werden im Guten, nicht stille stehen auf der Bahn der Tugend. Die Liebe zu Gott und den Menschen, die Liebe zu jeglicher Pflicht ist das Höchste, was wir erreichen können, ist das Ziel, nach welchem wir streben. Immer stehet dieses Ziel vor unserem Geiste in weiter Ferne, erreicht finden wir es nur in dem Leben des Erlösers; aber uns erblicken wir ach! noch so ferne von jenem Ziele, so ferne von diesem Vorbilde Christi. Wer kann wähnen, er sey vollkommen? wer sagen: Herr, was fehlet mir noch? Wer die Liebe des Guten und in derselben das Ziel seines Strebens erkannt hat, der kann nie stille stehen im Guten, der fühlt sich unaufhörlich weiter getrieben, und strebet vorwärts, dem Ziele entgegen.

4. Dabey ist der Grundsatz der Liebe so faßlich für Jedermann, kann in allen Verhältnissen des Lebens so leicht angewendet werden, so daß Jeder in seinem Verhältnisse mit Sicherheit zu bestimmen vermag, was die Liebe von ihm, eben jetzt, eben unter diesen Umständen, fordere. Auch von dieser Seite bewährt sich der Grundsatz der Liebe als leicht verständliche und leicht in Anwendung zu bringende Regel des Lebens.

Halten wollen wir daher auf den Grundsatz der Liebe, sowohl im Lehren, als im Leben. Unser Mund verkündige, unser Leben vollstrecke diesen Grundsatz; er mache unsere Lehre erweckend und fruchtbar, er mache unser Leben sittlich gut, menschenfreundlich und heiter. Und wenn wir im heiligen Abendmahle die höchste, die aufopfernde Liebe Christi feiern, bey seinem Tode der Liebe uns zum Leben der Liebe ermuntern, so werde es fest von uns beschlossen und treu gehalten: gesinnet zu seyn, wie Jesus Christus gesinnet war, zu lieben und zu segnen bis an's Ende.

Andere Sätze.

1. Daß wir die Liebe zu Gott nicht von der Liebe zu dem Nächsten trennen dürfen. Wie Viele hat es gegeben, wie Viele giebt es noch, welche Gott zu lieben wähnen, während sie die Menschen recht bitter hassen, verachten, verfolgen! Allein an der wahren Menschenliebe erkennet man, ob und wie Jemand Gott liebe. Unsere Liebe aber hat nur eine doppelte Richtung, sie gehet auf Gott und auf Menschen. Beyde Richtungen dürfen nicht von einander getrennt werden. Denn 1. das göttliche Gebot vereiniget beyde, und was Gott zusammenfügte, soll kein Mensch scheiden. 2. Durch die Menschenliebe beweisen wir unsere Liebe zu Gott, offenbaren wir dieselbe. Liebe zu Gott ist Liebe zu den göttlichen Geboten, — Pflichtliebe. Wie könnten wir aber Gottes Gebote lieben, wenn wir das Gebot der Nächstenliebe überträten? 3. Ohne Nächstenliebe ist die Liebe zu Gott auf dem Wege zur Schwärmerey, wo man in seligen Gefühlen schwelgt, sich ein sinnliches Bild, ein Götzenbild in Gedanken von Gott macht, wo man seine Liebe nicht durch freudige Erfüllung des Willens Gottes, sondern allein durch Umgang mit Gott in Gedanken, Gebeten, Andachtsübungen, durch eine erträumte innige Vereinigung mit Gott zu erkennen geben will. Unthätige, träumerische Liebe. Nur durch die Nächstenliebe bekömmt unsere Gottesliebe einen Gegenstand, ein weites Feld thätiger Aeußerung. 4. Durch die Liebe zu Gott wird die Nächstenliebe etwas Sittliches, eine Tugend. Dann ist die Triebfeder unserer Nächstenliebe nicht sinnliches Wohlgefallen, nicht sinnliches Mitgefühl, (sympathetische Liebe,) nicht Erzeugniß des Eigennutzes, sondern Pflichtliebe. Denn das Gebot: du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst, ist eben sowohl göttliches Gebot, wie das erste: du sollst Gott lieben über Alles. Nur in der Vereinigung beyder giebt es wahre Gottes- und wahre Nächstenliebe, beyde getrennt und verein-

vereinzelt bleibt von beyden nur der Schein übrig. Darum lasset uns den Nächsten lieben, weil wir Gott lieben.

2. Die dreyfache Liebe des Menschen. Als Einzelwesen, welches für sich lebt und von anderen verschieden ist, als Naturwesen gehet der Mensch aus von der Liebe zu sich selber. Selbstgefühl, Selbstliebe, eigenes Wohl ist ihm da das Erste. Allein da ist er auf dem Wege zur Selbstsucht, zum Egoismus, wo man sich selber liebt über Alles, und den Nächsten nur dann und wann, wenn es dem Selbstwohle keinen Abbruch thut. Das ist der Weg zur Unsittlichkeit, zur Selbstvergötterung, zu allen menschenfeindlichen Lastern; auch zur Irreligion. Denn der selbstsüchtige Mensch ehret auch Gott nur insofern, als Gott ihm nützet oder schadet, und auch die Religion wird in den Umkreis des Eigennutzes hineingezogen. Als sittliches Wesen und bey der sittlichen Bildung hingegen fängt der Mensch an 1) mit der Liebe zu Gott, seinem Gesetzgeber, Zeugen, Richter; seinem Schöpfer, Regierer, Vater. Gottes Gebot ist da das Höchste; er liebt Gott über Alles. So wird im Menschen eine sittliche Gesinnung gegründet, der Mensch lernet ein Gesetz für seine Handlungen erkennen, ehren; und da das Sittengesetz in der göttlichen Weltordnung zugleich die Regel unserer Glückseligkeit ist, so lernen wir Gott und seinen Willen lieben, gerne thun. 2. Der Gegenstand unserer sittlichen Thätigkeit ist das menschliche Leben mit seinen Freuden und Leiden, sind die Menschen, gegen welche wir Pflichten zu erfüllen haben. Ihre Vollkommenheit im Erkennen und Thun, ihre Glückseligkeit, ihr Leiden und Genießen ist da der Gegenstand unserer Thätigkeit. Wir befördern daher ihre Vollkommenheit und Würde, aber auch ihr Wohl nach unseren Kräften. Die Nächstenliebe ist daher nichts Anderes, als die Gottesliebe, die Pflichtliebe, angewandt auf den Nächsten und seine Bedürfnisse. 3. Allein Menschen, begabt mit Würde, als vernünftige und freie,

unterworfen tausendfachen Bedürfnissen als sinnliche Wesen, sind auch wir. Was wir dem Nächsten schuldig sind, sind wir auch uns schuldig: Beförderung unserer Würde, unserer Vollkommenheit und Glückseligkeit. Diese Gleichheit aber verbietet, daß wir uns nicht lieben über Alles, sondern den Nächsten wie uns selbst. Die Nächstenliebe hält die Selbstliebe in Schranken, daß diese nicht in Ungerechtigkeit, Uebermuth und Unterdrückung ausarte, und bey der Nächstenliebe werden wir auf unser Selbstgefühl zurückgewiesen, nach der Regel: was du willst, daß dir die Leute thun sollen, dasselbe thue du ihnen auch. In dieser dreyfachen Liebe liegt also der Umfang aller unserer Pflichten und des Menschen höchste und vollständige Vollkommenheit.

3. Ueber die beyden Partheyen, mit welchen die christlichen Wahrheits- und Religionsfreunde zu kämpfen haben.

Kaum hatte der Heiland den Sadducäern das Maul gestopft, und ihren Mißverstand aufgedeckt, Matth. 22, 29.: so wagten sich die Pharisäer wieder an ihn, in Hoffnung eines besseren Erfolgs. Sadducäer und Pharisäer waren die beyden Partheyen, mit welchen Jesus zu kämpfen hatte. Man kann aber die Sadducäer die Parthey der Ungläubigen, so wie die Pharisäer die Parthey der Abergläubigen und der Frömmler nennen. Beschreibung der Lehre der Sadducäer, die am Hofe des Königs Herodes Antipas, wo man freyere Grundsätze liebte, wohlgelitten waren, und der Lehre der Pharisäer, die auf Ueberlieferungen, Satzungen, auf das Ansehen älterer Lehrer, einen großen Werth legten, und, im Gegensatze der Sadducäer, blinde Vielgläubige ohne Prüfung genannt werden können, die auf das Herkömmliche hielten, und Jesum als Neuerer verfolgten. Die Sadducäer aber hatten eine Tugendlehre ohne Religion, denn sie läugneten die unsterbliche Fortdauer, und machten sie lächerlich; Matth. 22, 25. f. Die Pharisäer hingegen hatten eine Religionslehre ohne Tugend, wollten Gott mehr verehren durch Gebräuche, als in guten Thaten.

Mit

Mit den Sadducäern, oder mit den Ungläubigen, die den meisten Anhang unter den Großen und Vornehmen haben, und deren Waffen Witz und Spötteley sind, ohne gründliche Erkenntniß; und mit den Pharisäern, oder den Abergläubigen, die nur das Herkömmliche preisen, am Buchstaben halten, und nichts vom Geiste, von dem vernünftigen Sinne des Buchstabens wissen wollen; die sich des äußeren frommen Scheins befleißigen, in die Augen fallende Gebräuche beobachten, während sie inwendig voll böser Lüste, voll heimlicher Sünden sind; die sich von Anderen absondern, besondere religiöse Zusammenkünfte stiften, und auf die Zöllner mit stolzer Verachtung herabsehen: mit solchen Sadducäern und Pharisäern haben wir noch immer zu kämpfen. Und wenn gleich die Namen dieser Partheyen nicht mehr unter uns vorhanden sind, so doch ihre Denkart, ihre Waffen, ihr Einfluß.

Gegen diese Partheyen müssen wir kämpfen, wie Christus, der beyde überwand, beyde zum Schweigen brachte. Wir werden uns also weder auf die Parthey der Sadducäer, der Spötter und der Ungläubigen, noch auf die Parthey der Pharisäer oder der Finsterlinge schlagen, werden es weder halten mit denen, welche um die Gunst der Großen buhlen, noch mit denen, die dem großen Haufen gefallen wollen, sondern werden streben, ein Salz der Erde zu seyn. Wir werden kämpfen mit Christi Wahrheit, mit Christi Grundsätzen, wodurch von jeher alle Sadducäer und Pharisäer zum Schweigen gebracht wurden; werden kämpfen mit dem Leben Christi, mit einem durchaus gesetzlichen, reinen, frommen Leben, daß man uns keiner Sünde zeihe, und nicht unser Leben als einen Grund der Falschheit und Verderblichkeit unserer Lehren anführe. Wir werden strenge halten auf die Hauptsumme aller Gebote, den Grundsatz der Liebe; werden halten auf die Hauptsumme aller Lehre: fürchte Gott und halte seine Gebote! Pred. Sal. 12, 13.



4. Wie der Erlöser uns auch in der Gegenwart des Geistes ein Muster ist. Durch keine Frage, sie werde von den Pharisäern, oder Sadducäern, oder von den Herodisdienern aufgeworfen, wird Jesus je in Verlegenheit gesetzt. Immer hat er die rechte, treffende, die Gegner zum Verstummen bringende Antwort bey der Hand. So im Evangelio, und in den Erzählungen, die demselben vorhergehen. — Das nennet man eben Gegenwart des Geistes. Sie ist die schnelle Bereitschaft derjenigen Gedanken und Maßregeln, derer man zur Abwendung irgend einer Verlegenheit bedarf. Diese Geistesgegenwart zeigte der Heiland 1. in Lebensgefahren. Schlummernd im Sturme, wird er schnell aufgeweckt, siehet die zitternden Jünger, siehet das tobende Meer, und ohne eine Anwandlung von Furcht spricht er: ihr Kleingläubigen, warum seyd ihr so furchtsam? Matth. 8, 26. Wie erhaben ist nicht sein: Ich bins! gegen die Wache, bey seiner Gefangennehmung! 2. Bey verfänglichen Fragen. S. das Ev. und Matth. 22, 15. f. Matth. 22, 23. f. 3. Bey Versuchungen zur Sünde. S. Matth. 4. Hier vornämlich, wo die Tugend der Gefahr der Ueberwältigung nahe ist, bedürfen wir der Entschlossenheit, welche Gegenwart des Geistes heißt. „Ja, wenn ich das gethan, wenn ich es so gemacht hätte," sagt man oft hinterher, und gestehet eben damit, daß man die rechten Gedanken, die rechten Maßregeln in dem Augenblicke der Gefahr nicht bey der Hand hatte, daß der Gefahren abwendende Geist nicht gegenwärtig, sondern abwesend war. — Dieser Geistesgegenwart bedürfen auch wir; denn auch wir kommen in Lebensgefahren, auch wir werden mannichfaltig versucht. Diese Gegenwart des Geistes setzt voraus eine Naturanlage der Unerschrockenheit in Gefahren, und eine Stärke des Geistes, die, sich erhaben über die Gefahr fühlend, den Sieg im Voraus schon ahnet. Zu dieser Geistesgegenwart gelangt man durch tüchtiges Wissen, und durch Klarheit der Gedanken, so daß man diejenigen Vorstellungen,

die man eben bedarf, leicht zur Hand hat. Seichte, zerstreute Köpfe, die in einem bunten Mancherley von Gedanken schwimmen, von denen keiner vorzügliche Klarheit und Leben hat, sind der Geistesgegenwart am Wenigsten fähig. Die Gegenwart des Geistes in sittlichen Gefahren, oder in Versuchungen, erlangt man am Leichtesten durch klare, sittliche Grundsätze, ausgedrückt in kurzen Sprüchen, und insbesondere durch die Bekanntschaft mit den Sprüchen der h. Schrift von Kindheit an. So Jesus in der Versuchungsgeschichte. Auch hier gilt das Wort: weil du von Kindheit auf die heilige Schrift weißt; 2. Tim. 3, 15.

Am Neunzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Evang. Matth. 9, 1 — 8.

I.

Daß die Vergebung der Sünden eine Veränderung sey, die nicht in Gott, sondern in den Menschen vorgehe.



Wohl dem, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedecket ist! Wohl dem Menschen, dem der Herr die Missethat nicht zurechnet! Ja, selig ist der Unruhige, der mit sich selbst Entzweiete, der Scheue, von unaufhörlicher Furcht Gequälte, zu nennen, der die innere Ruhe des Herzens, der den Frieden mit sich selbst, der das Vertrauen, die Liebe und die Freudigkeit zu Gott wiedergefunden und gewonnen hat. Denn das Schwerste, was den Menschen drückt, was einen gänzlichen Zwiespalt in ihm hervorbringt, was ihn von Gott und Menschen scheidet, ist das Bewußtseyn der Schuld. Und wenn auch kein Mensch darum wüßte, oder wenn Mitwisser die Schuld hinwegscherzen, hinweglachen wollten, sie bleibt doch die drückende Last, der-

lastende

lastende Druck des Gewissens; denn um die Schuld weiß ja das eigene Gewissen und Gott. Im Gefühle dieser heimlichen Schuld spricht daher David: da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen; Ps. 32, 3. Aufgehoben ist dann der innere Friede, und der Mensch ist in seinem innersten Wesen zerrüttet, ich möchte sagen: die Einheit seines Wesens, das Zusammenstimmen seiner Thätigkeiten ist aufgehoben; er ist sich ein Doppelter geworden, der Richter und der Gerichtete, der Verwerfende und der Verworfene, so daß bey starkem Gefühle der Schuld die Sinne des Menschen oft in Unordnung gerathen. Entflohen ist dann die kindliche Liebe, das herzliche Zutrauen zu Gott; der Schuldbewußte vermag es nicht, frey und freudig zu Gott hinauf zu schauen, und zu beten: Abba, mein lieber Vater! sondern das Bewußtseyn der Schuld schlägt seine Augen, Kraft und Muth nieder. Diese Unruhe verläßt den Menschen nicht, sie hat sich wie gelagert in sein Gebein, verfolgt ihn überall, mischt sich in seine frohen Stunden, und trübet die Heiterkeit seiner Seele. Am Unglücklichsten ist ein solcher, wenn er allein ist, wenn die Stille der Nacht ihn umgiebt, wenn die Zerstreuungen des Lebens verschwinden; dann wachet die Unruhe, dann stellt sie sich vor das innere Auge hin, die Schuld, die sündliche, die ungerechte, die lieblose, die schändliche, die verderbliche That. Meine Sünde ist immer vor mir, spricht dann der Geängstete. — Wenn es nun unter solchen Umständen keine Vergebung, keine Gnade bey Gott, keinen festen und sicheren Grund der Beruhigung gäbe, keine Heilung, keinen Frieden des Herzens: was sollte einen solchen Menschen vor Verzweifelung schützen? was sollte denselben der Tugend wiedergeben? Was ist daher dem Menschen theurer, für ihn beseligender, als der Glaube an Vergebung, als das Trost- und Gnadenwort vom hohen Himmel herab: sey getrost, mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben! Dieses Wort ruft der Heiland in unserem Ev. einem armen Gichtbrüchigen zu, und siehe! neues Leben kehrt in ihn ein, auch seine

Läh-



Lähmung, wahrscheinlich die Folge seiner Vergehungen, wird aufgehoben, er stehet auf und gehet heim. So Wenige aber haben von dieser großen und wichtigen Lehre des Christenthums richtige, genügende Einsichten; die Meisten denken sich die Vergebung als eine Veränderung in Gott, als eine Verwandelung des göttlichen Zornes in Liebe und Gnade, und nicht als eine Veränderung, die in dem Menschen vorgeht. Nicht aber in Christo und in Gott ging die Veränderung vor, als der Gelähmte aufstand, sondern allein in diesem. Daß die Vergebung der Sünden eine Veränderung sey, die nicht in Gott, sondern in dem Menschen vorgehe. Hiervon werden wir uns überzeugen, wenn wir uns von der Vergebung der Sünden, und von der Art, wie wir sie erlangen, einen richtigen Begriff machen, woraus sich dann auch ergeben wird, wie wir der Vergebung gewiß werden können.

1.

Wir können nicht läugnen, daß bey der Vergebung der Sünden ein Verhältniß, wie es zwischen Menschen statt findet, auf Gott übertragen werde. Wenn wir als Kinder fehlen, und die Gebote der Eltern übertreten; wenn wir den Nächsten beleidigen, kränken, so fühlen wir nicht bloß, daß wir Ahndung des Ungehorsams, daß wir Bestrafung unseres Unrechts verdienen, sondern wir fürchten auch die Uebel wirklich zu erleiden, von welchen wir uns selber sagen, daß wir sie verdienten. Doch diese Furcht vor Strafe ist es gar nicht allein, was uns ängstiget. Je zartfühlender und je besser der Mensch ist, desto mehr schmerzt es ihn, daß er als Kind die Liebe der Eltern, daß er als Nächster die Achtung und das Vertrauen des Beleidigten verloren habe, und würde gerne die verdienten Uebel übernehmen, wenn nur das alte Verhältniß der Liebe, der Achtung und des Wohlwollens wieder hergestellt würde. Strafe mich, Vater! spricht dann das gute Kind, nur entziehe mir deine Liebe nicht, nur schenke mir deine Liebe wieder! Selbst das gestrafte Kind würde sich also der Vergebung erfreuen, wenn es bemerkte, daß sein

sein Ungehorsam nicht den Verlust der elterlichen Liebe nach sich ziehe, daß die Reue und die Besserung des Kindes das alte zutrauliche Verhältniß der Liebe wieder hergestellt habe. Vollständig aber wäre die Vergebung, wäre die Begnadigung, wenn bey den Zeichen wahrer Reue und Besserung auch die warnende und zur Besserung antreibende Züchtigung erlassen, und das vertrauliche Verhältniß der Liebe nicht gestört und unterbrochen würde. Ein neuer und fröhlicher Gehorsam würde dann die Folge bey einem guten Kinde seyn.

Wenden wir nun dieses Verhältniß auf uns und Gott an, so müssen wir Alles, was bloß menschlich ist, und was bloß menschlicher Empfindung und menschlicher Leidenschaft angehört, daraus entfernen. Was ist aber gewöhnlicher, als daß man bey dem inneren Gefühle der Strafwürdigkeit sich vor dem Zorne und der Rache Gottes fürchtet, und daß man sich die strafende Gottheit als im Zorne denket? Zorn und Rache, die Begierde, denen wieder wehe zu thun, welche uns wehe thaten, welche unsere Befehle gering achteten, — sind das nicht menschliche, blinde Empfindungen und Leidenschaften, wobey der Mensch nicht thut, was vor Gott recht ist, und die der vernünftige, besonnene, gute Mensch zu beherrschen sucht? Wie könnten wir daher Gott fehlerhafte, menschliche Empfindungen aufbürden? Zwar spricht die h. S. von Strafen, als Wirkungen des göttlichen Zorns; allein das ist nur menschliche Sprache, nur Sprache der kindlichen Welt, wo man von Gott redet nach menschlicher Weise. Zwar heißt es: die Rache ist mein, ich will vergelten! Allein, was heißt das anders, als: die gerechte Wiedervergeltung ist Gottes Sache, und was sollen diese Worte anders verhüten, als eben die menschliche Rache? Es straft nicht einmal der vernünftige Mensch im Zorne; denn Bestrafung ist allein eine Handlung nüchterner Gerechtigkeit, geschweige daß Gott im Zorne strafen, oder auch nur des Zornes fähig seyn könnte! Alles dieses der menschlichen Empfindungsweise Angehörige müssen wir hinwegdenken, wenn von Strafen und Vergeben bey Gott die Rede ist. Aber welche Uebel und Strafmittel könnten

es seyn, die bey der Vergebung von Gott aufgehoben würden? Offenbar nicht diejenigen Folgen der Sünde, welche nach der ewigen sittlichen Ordnung Gottes nothwendig sind, und die nur mit der sittlichen Ordnung selber aufgehoben werden könnten. Nicht die Vorwürfe des Gewissens, nicht die innere Unruhe, nicht das Gefühl des Unfriedens mit Gott, nicht das Gefühl des verlorenen Wohlgefallens bey Gott. Diese sittlichen Leiden des Menschen könnten nur mit der sittlichen Natur des Menschen aufgehoben werden, und so lange diese besteht, heißt es auch: Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun! Röm. 2, 9. Aber auch nicht diejenigen Folgen der Sünde, welche nach der Naturordnung nothwendig sind. Der leichtsinnige Jüngling, der die Zeit der Saat, die edle Jugendzeit verscherzte, vertändelte, soll nicht hoffen, durch Vergebung seiner Sünde ein geschickter und kenntnißreicher Mann zu werden; der veramte Verschwender soll nicht hoffen, durch seine Besserung und die Vergebung den alten Wohlstand zu erhalten; der Wollüstling kann durch die Besserung und die Vergebung nicht wieder die verlorene Unschuld, nicht die entnervte und geschwächte Jugendkraft als unentnervt und ungeschwächt wieder gewinnen, wiewohl mit der Besserung ein neues Leben anfängt, und keine neuen Uebel mehr hinzugefügt werden. Denn diese Uebel sind nach der Naturordnung unvermeidlich, und Gott müßte diese Ordnung, die ganze Welt zerstören und aufheben, wenn Verschwendung nicht Armuth, wenn Wollust nicht Zerstörung der Gesundheit nach sich ziehen sollte. Ja, diese natürlichen Folgen der Sünde dauern sogar fort, selbst wenn der Mensch sich besserte, und bey der Gewißheit seiner Besserung auch der göttlichen Gnade und Vergebung gewiß geworden ist. Allein diese Folgen ehemaliger Sünden und des alten Menschen sind doch für den nun gebesserten und neuen Menschen nicht Strafen, denn der gebesserte Mensch hat diese Leiden nicht verschuldet, sondern der alte Mensch. Da aber der nun

gebes-

gebesserte und der alte Mensch doch eine und dieselbe Person ist, so empfindet der Gebesserte zwar die Uebel, die er als Ungebesserter verschuldete, aber für ihn, den neuen Menschen, sind es nicht Strafen, nicht Zeichen des göttlichen Mißfallens, sondern Prüfungen des neuen Gehorsams, Warnungen, nicht in die alten Sünden zurückzufallen, Nachwehen des alten sündlichen Menschen; mit einem Worte Uebel, aber nicht Strafe.*) Und so bestehet denn die Vergebung der Sünden darin, daß durch die Besserung das alte sündliche und unselige Leben aufgehoben, und ein neues, unsündliches und seliges Leben angefangen wird, wo also der Friede mit Gott wieder hergestellt, der Mensch der göttlichen Liebe und des göttlichen Wohlgefallens wieder fähig wird, und von Neuem wieder in die Kindschaft bey Gott tritt. Die Furcht und die Uneinigkeit mit Gott wird dann aufgehoben, Liebe und Friede und kindliches Vertrauen tritt an deren Stelle. Ja, selbst die Strafen der Sünde werden aufgehoben; denn die in dem sündlichen Zustande verursachten Uebel sind für den Gebesserten, der Gottes Kind geworden, nicht Strafen und Zeichen des göttlichen Mißfallens.

Diese große und selige Veränderung gehet allein vor in dem Menschen, in und durch die Besserung. Darum heißt es: so thut nun Buße, und bekehret euch, daß eure Sünden vertilget werden, auf daß da komme die Zeit der Erquickung von dem Angesichte des Herrn; Ap. 3, 19. 20. Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Daß aber wahre, gründliche Besserung, Aenderung der Gesinnung und des Lebens, daß eine neue Geburt, ein neues, geistliches, christliches Leben nach Gottes Geboten, nach dem Vorbilde Christi, die einzige Bedingung aller Vergebung im Himmel und auf Erden sey, ist Allen zur Genüge bekannt, die nur christlichen Unterricht empfangen haben. Mit dieser Besserung fängt eine gänzliche Erneuerung des inneren

*) S. diese Neuesten Mater. Th. 3, S. 192. Anm.



ren und äußeren Menschen an, seines inneren und äußeren Zustandes. Jener innere Streit, jener Unfriede mit sich und mit Gott, jene innere Unruhe, jenes Schwanken und Zweifeln, das jeden Sünder martert, hat dann ein Ende. All' Fehd hat nun ein Ende, singt lobend die christliche Seele. Friede, Friede mit uns, mit Gott, kehret in die Seele zurück, Liebe und Zutrauen erwachen wieder; denn so uns unser Herz nicht verdammet, so haben wir Freudigkeit zu Gott. Die Furcht verschwindet, die Scheidewand zwischen uns und Gott, die Sünde, ist hinweggehoben; denn nur unsere Ungerechtigkeit und Sünde scheidet uns und Gott von einander. Ein heiterer Geist, ein fröhliches Herz bemächtiget sich unser; es verjüngt sich uns das Leben. Der neue gewisse Geist, der bey dem reinen Herzen wohnet, belebet uns; festen Schrittes, vorsichtig und wachsam wandelt nun der Gebesserte, stärkt sich durch Gebet, kömmt zu dem Mahle des Herrn, um sich im Guten zu befestigen. Siehe, es ist Alles neu worden durch die Besserung. Aber wer siehet nicht, wie diese große, beseligende Veränderung nicht eine Veränderung in Gott, sondern in uns selber sey, und wie das Gewissen uns bey der Sünde mit Furcht, bey der Besserung mit zutraulicher Liebe zu Gott erfülle?

Damit ändert sich nun auch gänzlich unsere Stellung und unser Verhältniß zu Gott. Wir können nicht anders, wir müssen uns fragen: wie denn wohl der Allwissende, der Heilige, der Gerechte, über uns urtheile? Wir können nicht anders, wir müssen zu uns selber sagen: daß der Allwissende, der Heilige, der Gerechte, mit Wohlgefallen und Liebe auf den Gebesserten schaue, daß der arme Sünder, der nun ein neuer Mensch geworden, nun auch des göttlichen Wohlgefallens und Segens wieder fähig, und wieder ein Kind des Vaters geworden sey. Ja, du Verirrter, und nun wieder in Reue und Besserung zum Vater Zurückgekehrter! der Vater im Himmel ist dir immer treu geblieben; nicht Er hat sich von dir gewendet, sondern du von ihm. Du meyntest es besser zu haben ohne

ohne ihn, aber die Leiden, die du dir selber bereitetest, belehrten dich eines Anderen. Da kamst du, und sprachst: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir! — Gottes heilige Ordnung ist immer dieselbe geblieben. Nach dieser Ordnung wird Friede, Seligkeit und Gelingen des Guten jedem Frommen zu Theil, nach dieser Ordnung findet der Ungerechte, der Unsittliche, Widerstand, innere Unruhe, äußere Widerwärtigkeit. Nicht diese heilige Ordnung Gottes hat sich, sondern du hast dich geändert, wenn diese Ordnung sonst für dich eine bestrafende, nun aber eine belohnende, beseligende geworden ist. Du hattest dich vom Angesichte Gottes entfernt, scheutest sein heiliges Auge, stießest seine Liebe und Gnade, stießest die himmlischen Güter seiner heiligen Ordnung von dir. Nun ist es anders; du hast wieder empfunden, was der Friede und die Freude im heiligen Geiste bedeute. Aber nicht in der göttlichen, heiligen Ordnung ist eine Veränderung vorgegangen, sondern in dir; du warest unfähig geworden der göttlichen Liebe und Gnade, und nun scheinet sie dir wieder, die ewige Sonne der Liebe, du siehest ihn wieder, den Bogen der Huld und der Liebe. Und daß Besserung uns mit Gott versöhne, und daß der Vater kein Opfer verlange, als das des reinen Herzens, — dafür bürgt dir der Tod und das Kreutz deines Erlösers.

2.

Allein wie werden wir gewiß, daß wir Vergebung der Sünden empfingen? Welches ist das Merkmal, woran wir dieses mit Sicherheit erkennen können? Ohne diese Ueberzeugung giebt es für uns keine Ruhe, keinen Frieden der Seele, keine Freudigkeit znm Guten, kein seliges Leben. Denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit.

Wir fragen aber hier nicht: ob Gott verzeihen und vergeben könne und wolle? Denn das eben ist die gnaden- und trostreiche Botschaft des Evangelii: wie es Gott jammere, daß ein Sünder verloren gehen solle, wie Gott ihm nachgehet, ihn sucht, ob er ihn finde, und wie der Vater sich freuet, wenn ein

Verirrter zu ihm zurückkehret, und auf seinen Wegen wandelt, und wie Gott, ohne Vorwürfe wegen der Vergangenheit, sich nur des neuen und gebesserten Menschen freuet. Ja, in den stärksten Ausdrücken versichert uns die h. S. der Vergebung von Seiten Gottes, daß Gott des alten Menschen und seiner Sünden nicht mehr gedenken, daß er dieselben hinter sich werfen wolle in die Tiefe des Meeres, daß sein Auge und seine Liebe nur den neuen Menschen ansehen wolle, der nach Gott geschaffen ist. Gottes Bereitwilligkeit, uns zu vergeben, uns wieder zu seinen Kindern anzunehmen, kann uns daher keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Wenn wir daher fragen: ob wir denn wirklich auch Vergebung empfingen, und bey Gott in Gnaden sind? so fragen wir eigentlich: ob denn von unserer Seite das geschehen, und die Bedingung erfüllt sey, ohne welche keine Vergebung möglich ist?

Die Bedingung aller Vergebung, und also auch das Merkmal der erhaltenen Vergebung, ist wahre, gründliche Besserung, ist Fortschritt in allem Guten, in dem neuen Leben. Darum wollen wir uns nicht täuschen. Nicht Aechzen, Wimmern und Weinen, sondern tiefe, gefühlte Reue, die kräftig genug ist, das alte sündliche Leben zu enden, und das neue, Gott wohlgefällige anzufangen; nicht das bloße Beichten, sondern die Sinnesänderung; nicht das Bekennen der Sünde, sondern das Abthun derselben; nicht feyerliche Gelübde, sondern die Erfüllung derselben; mit einem Worte: der neue Wandel, der die geschehene Sinnesänderung verbürgt, führet zur Ruhe und zum Frieden des Gewissens, macht uns zu einem neuen Menschen vor Gott.

Wer daher seiner Besserung sich bewußt, und deren gewiß ist, wer die Gewißheit hat, daß er mit Christo in einem neuen Leben wandele, der, und der allein, ist auch der Vergebung, und des Wohlgefallens, und der Kindschaft bey Gott gewiß. Ob aber unsere Besserung eine wahre, durchgreifende, ein neues Leben begründende sey, können wir nur

an

an den Früchten derselben erkennen, an dem neuen Wandel, an der Beharrlichkeit im Guten, an dem Fortschreiten in der Vollkommenheit, wenn Gottes Gebote und die Grundsätze der Tugend uns immer geläufiger werden, wenn wir alte Gewohnheiten mit immer größerer Leichtigkeit überwinden, wenn ältere Versuchungen immer seltener wiederkehren, wenn die unseren Fehlern entgegengesetzten Tugenden uns immer leichter, wenn unsere Pflichten mit steigender Liebe und Lust erfüllt werden, und wir uns froh und selig fühlen im Bewußtseyn dieser inneren Tugendkraft, im seligen Aufschauen zu dem allwissenden Zeugen der in uns vorgegangenen Veränderung. Mit Himmelswonne erfüllt uns dann auch der Gedanke an Tod, Gericht, und Vergeltung, und die ihrer Besserung, wie ihrer Begnadigung gewisse Seele singt dann mit innerer unaussprechlicher Freudigkeit: Bin ich der Schuld entladen, und nur bey Gott in Gnaden, so ist im Himmel auch mein Theil.

Wenn also nur die wirkliche Besserung uns eine sichere Ueberzeugung unserer Vergebung giebt, und das beharrlich gute, zum Besseren fortschreitende, Leben uns die geschehene Besserung verbürgt: o, so zittere ich vor denen, welchen es mit der Besserung kein Ernst ist, die dieselbe von einer Zeit zur andern, auf eine bequeme Zeit verschieben, welche bequeme Zeit doch nicht kommen will; so zittere ich vor denen, welche ihre Besserung bis auf das Kranken- und Sterbelager verschieben. Wie? ist die Besserung das Werk einiger matten Augenblicke? Bestehet sie in einigen Seufzern, in dem Umfassen des Verdienstes Christi? Ist nicht der neue Lebenswandel die Probe unserer Besserung, der einzige Ueberzeugungsgrund für uns, daß wir der Besserung, so wie der Vergebung theilhaftig sind? Was waget ihr also nicht, ihr, die ihr den wilden Baum veredeln wollet in dem Augenblicke, wo der Tod die Axt an denselben legt? Könnet ihr die Früchte erleben? Könnet ihr der Besserung und der Vergebung gewiß werden? Ach, ihr scheidet dahin, ohne das Wort vernommen, ohne es im Glauben und mit Himmelslust euch zugeeignet zu haben: Dir sind deine



Sünden vergeben! — Darum lasset uns Gott nicht versuchen! Lasset uns uns nicht selber täuschen! Preis und Ehre und Ruhm hingegen Allen, die in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben!

II.

Wie sehr wir des öffentlichen Vertrauens bedürfen an dem Orte, wo wir leben.



Nicht Glanz und schimmernde Ehre, nicht weit hinschallenden Ruhm, sondern nur die Liebe und das Vertrauen meiner Mitbürger — das wollest du mir geben, himmlischer Vater!

Kein schöneres, glaubwürdigeres Zeugniß von der Güte der Gesinnung, von der Redlichkeit und Brauchbarkeit eines Menschen giebt es, als das Vertrauen, dessen er sich von Denen erfreuet, die mit ihm leben, die ihn genauer kennen. Das ist ein Brief, wie der Apostel Paulus sagt, der nicht mit Tinte und Papier geschrieben ist, sondern in die Herzen der Menschen, der erkannt und gelesen wird von Jedermann; 2. Cor. 3, 2. 3. Man kann einen Menschen achten und ehren, man kann ihn wegen seltener Talente und Geschicklichkeiten bewundern, man kann ihn um seines wohlgefälligen, einnehmenden Wesens willen lieben, ohne Vertrauen zu ihm zu haben. Achtung und Liebe können *vereinzelt* seyn, so daß der Eine unsere Achtung, und der Andere unsere Liebe besitzt. Aber da ist die Achtung kalt, und die Liebe seicht und flüchtig. Im Vertrauen hingegen sind Liebe und Achtung *vereinigt*, da wird die Liebe durch die beygesellte Achtung etwas Tiefes und Gründliches, da wird die Achtung durch die beygesellte Liebe etwas so Herzliches und Anziehendes. Wer daher das Vertrauen Anderer besitzt, der übt durch seine Tugend und durch sein Verdienst eine stille Herrschaft

über

über Andere aus, eine Herrschaft, die doch Niemanden lästig ist. Man vertrauet einem solchen seine Angelegenheiten, seine Wünsche, sein Wohl an; man fragt ihn um Rath, man ist froh, wenn er sich unserer Angelegenheiten annimmt, und wir rechnen auf seine Thätigkeit, auf seinen Eifer, auf sein Wohlwollen. Wer daher das Vertrauen Anderer besitzt, an den wenden, zu dem drängen sich Viele, besonders in allen Angelegenheiten, die das Mein und Dein betreffen, weil sie von der Gerechtigkeitsliebe des Redlichen die treueste Besorgung erwarten.

Das rühmlichste Zeugniß eines Menschen ist daher das Vertrauen derer, mit welchen er an einem Orte zusammen lebt. So Manchen liebt man um seiner heiteren Laune, um seines Witzes, um seiner Unterhaltungsgabe willen; aber man gehet ihn vorüber, wenn man etwas von Wichtigkeit besorgt haben will. Mancher ist bewundert, berühmt im Auslande; aber seine Mitbürger kennen ihn weniger, sie wenden sich nicht an ihn, er hat kein Vertrauen. Ein unglückliches Zeichen! Glücklich hingegen ist der, der das Vertrauen seines Ortes besitzt und derer, unter deren Augen er lebt, vor deren Augen er seine Denkart entwickelt! Denn dieses Vertrauen gründet sich auf lange und vielseitige Erfahrung in mancherley Verhältnissen, wo man immer denselben erprobten, braven, redlichen, zuverläßigen Menschen wieder fand.

Dieses Vertrauen besaß der Erlöser in einem hohen Grade; und darum drängten die Leidenden, die Bekümmerten sich zu ihm, darum sprach jenes Weib: dürfte ich nur sein Kleid anrühren! Besonders besaß er auch das Vertrauen an seinem Wohnorte zu Capernaum, und wenn er bisweilen abwesend gewesen war, und wieder kam: welche Freude! wie drängte man sich zu ihm! So in unserem Evangelio, besonders wenn wir über dieselbe Begebenheit den Markus hören; Kap. 2, 1—4. Da waren der Versammelten so viele, daß sie im Hause nicht Raum hatten, sondern noch draußen standen vor der Thür, um das Wort zu hören, so daß die, welche den Gichtbrüchigen getragen brachten, und vor der Menge des Volkes nicht zu Jesu kom-



kommen konnten, das Dach aufdeckten, und den Kranken auf einem Bette hernieder ließen. Welch ein Vertrauen! — Wie sehr wir des öffentlichen Vertrauens bedürfen an dem Orte, wo wir leben. Wir wollen dieses Bedürfniß des Vertrauens entwickeln, und die Eigenschaften nennen, die uns das öffentliche Vertrauen erwerben.

1.

Jeder, wer er auch sey, welches Geschäft er treibe, bedarf des Vertrauens Anderer, und elend, zurückgesetzt, unglücklich, an sich selber irre werdend, ist der, dem dieses Vertrauen mangelt; und wenn er Salomonis Weisheit hätte, und dabey kein Vertrauen, so würde er doch nichts nützen. Dieses Vertrauen bedürfen ganz besonders öffentliche Beamte, Obrigkeiten, Lehrer und Prediger; denn wo man von ihrer Fähigkeit, von ihrem guten Willen, von ihrem redlichen Eifer nicht überzeugt wäre: wie könnten sie glücklich wirken? müßten sie nicht überall Mißtrauen, Widerstand, Hindernisse finden?

Wir reden aber nicht von dem Vertrauen, welches uns Dieser und Jener schenkt, sondern von dem öffentlichen Vertrauen, also von dem Vertrauen des Publikums, der Gemeine, oder doch des größten Theils derselben. Dieses Vertrauen ist uns vorzüglich nothwendig an dem Orte, wo wir leben. Denn was würde ein Mensch wirken und Gutes stiften, der in fernen Landen geehrt, aber unter seinen Mitbürgern unbekannt, übersehen, gering geschätzt wäre? Nein, an dem Orte, wo wir leben, unter unseren Mitbürgern, unter deren Augen wir handeln, bedürfen wir des Vertrauens, sowohl um glücklich zu wirken, als um auch glücklich zu seyn.

Denn das öffentliche Vertrauen an dem Orte, wo wir leben, was ist es anders, als die günstige öffentliche Meynung von einem Menschen, dasjenige Urtheil, in welchem die Meisten übereinstimmen, in welchem Jeder sein eigenes Urtheil wieder findet, und was als etwas Ausgemachtes und Unbezweifeltes von einem Menschen gilt? Wo kann denn ein

Mensch

Mensch seine Denkungs- und Handlungsweise, seine Tugenden und Fehler, seine Tüchtigkeit oder Mittelmäßigkeit anders offenbaren, als an dem Orte, wo er lebt? Wenn man Erkundigungen über einen Menschen einziehen will: wo soll man diese suchen, als an dem Orte, wo er lebet, wo er seinen Werth oder Unwerth enthüllet? — Du bist zu beklagen, wenn du unter deinen Mitbürgern keine Achtung, kein Vertrauen genießest, wenn die Herzen sich von dir abwenden, wenn die öffentliche Meynung wider dich ist! Wie willst du Gutes stiften, frohe Tage verleben, wenn dir das köstliche Gut des Vertrauens fehlt? In dem öffentlichen Vertrauen am Wohnorte spricht sich die öffentliche Meynung über einen Menschen aus.

Das öffentliche Vertrauen an dem Orte, wo wir leben, verschafft uns einen Wirkungskreis, und erweitert denselben. Es kann ja nicht anders seyn, nur dann, wenn die Menschen von unserem guten Willen, von unserer Geschicklichkeit, von unserer Bereitwilligkeit, ihnen zu dienen, überzeugt sind, und daß wir ihre Erwartungen auf das Beste erfüllen, nur dann werden sie uns aufsuchen, sich an uns wenden, werden unseren Rath, unsere Dienste, unsere Hülfe begehren. Denjenigen aber, zu welchem man kein Vertrauen hat, gehet man vorüber, und wendet sich zu dem, zu dem man Zutrauen hat. Warum strömte das Volk zu Jesu, um von ihm zu hören das Wort Gottes? Darum, weil er gewaltig lehrte, und nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten. Warum kamen die Kranken, die Gebrechlichen so gerne zu ihm? Darum, weil kein Blinder, kein Tauber, kein Lahmer je ohne Hülfe von ihm ging. Warum drängten sich selbst die Kindlein zu ihm? Darum, weil er sie so freundlich aufnahm, weil seine Liebe und sein holdseliges Wesen auch den Kindern Zutrauen einflößte. Es ist das Vertrauen der Menschen, welches uns einen Wirkungskreis giebt, und uns Gelegenheit verschafft, Anderen zu dienen. Unglücklicher, der du über nahrungslose Zeit, sogar über Mangel an Arbeit klagest, gehe mit dir zu Rathe, ob du es nicht irgend worin versahest, daß sich das Zutrauen von dir wandte? —



Dieses Vertrauen erweitert auch unseren Wirkungskreis. Je mehr ein Mensch bekannt, je mehr man von seinen Talenten und Geschicklichkeiten, von seiner freundlichen Art zu dienen, von seiner Gerechtigkeitsliebe, von seiner Billigkeit, von seinem Worthalten überzeugt wird: desto mehr sucht man ihn nahe und ferne auf, und sein Wirkungskreis erweitert sich. So sehen wir Menschen in eben dem Grade zu Nahrung und in Aufnahme kommen, sehen, wie ihre Kundschaft, ihr Wirkungskreis sich erweitert, als das öffentliche Vertrauen zu ihnen zunimmt. Besaß denn etwa der Heiland nur das Vertrauen seines Wohnorts? War dieser nicht vielmehr nur der Mittelpunkt, von welchem aus sich das Gerücht von ihm in alle umliegenden Länder verbreitete? Kamen nicht die Lehr- und Hülfsbegierigen aus den entferntesten Gegenden zu ihm? Kam nicht die Königin aus Saba einst zu Salomon, angezogen von dem Rufe seiner Weisheit? Und ist es noch heute mit Gelehrten, mit Künstlern, mit Aerzten, mit geschickten Arbeitern anders? So wie das öffentliche Vertrauen zunimmt, eben so der Wirkungskreis!

Dieses Vertrauen an unserem Wohnorte ist auch für uns die größte Belohnung, und die schönste Ermunterung zu höherer Vortrefflichkeit. Wahrhaftig, wir müßten irre an uns selber werden, müßten an uns verzweifeln, wenn wir den Weg zu dem Vertrauen Anderer nicht finden könnten. Umsonst wäre ja dann alle unser Fleiß und die Mühe, die wir auf unsere Bildung und unsere Arbeiten verwenden; umsonst wäre unser unsträflicher Wandel, wenn unser Streben nicht erkannt, unser Leben nicht bemerkt, unser Wirken keiner Aufmerksamkeit gewürdiget würde. Belohnend hingegen ist es, wenn wir sagen dürfen: wir arbeiten nicht umsonst, die Mühe, die wir auf unsere Bildung, auf unsere Brauchbarkeit verwenden; die Sorgfalt, die Ausdauer, die wir unseren Arbeiten widmen; die Tugend, die Menschenliebe, mit welcher wir dienen; die Treue, mit welcher wir über unsere Zeit und unsere Gaben haushalten, werden erkannt, wir fühlen uns belohnt

durch die Achtung und das Vertrauen derer, mit welchen wir zusammenleben. — Und was könnte uns mehr ermuntern, immer weiter zu streben, unseren Leistungen immer mehr Güte und Vollendung zu geben, Anderer Erwartungen immer besser zu befriedigen, das geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen, als eben der Genuß des Vertrauens! Was schlägt so Viele nieder, was bringt in so Vielen Verdrossenheit, Ermüdung, Gleichgültigkeit, Vernachläßigung ihrer selbst hervor, als eben die traurige Erfahrung, daß sie mit allem ihren Streben, mit ihrem guten Willen nichts ausrichten, weder Dank noch Liebe verdienen, und daß es ihnen doch nicht gelinge, in der öffentlichen Meynung sich zu heben? Darum bedürfen wir des öffentlichen Vertrauens, sowohl zum glücklichen Wirken, als auch zum frohen und glücklichen Leben.

2.

Welches sind nun die Eigenschaften, welche Vertrauen einflößen?

Beobachten wir den Heiland, und solche, die das Vertrauen Anderer genießen, so finden wir, daß bey vielen Menschen schon die Natur Vieles thue, um Vertrauen zu erwecken. Eine einnehmende Gestalt, eine edle, von Stolz und Kriecherey gleich weit entfernte Stellung und Haltung des Körpers, ein Auge, welches eine wohlwollende, aufrichtige Seele und Offenheit des Herzens ankündigt, ziehet an, nähert, macht, daß man sich leichter an einen Menschen anschließt. Ueberhaupt muß natürliche Anlage überall das Beste thun, und viele Eigenschaften, welche beliebt machen, hat der Mensch nicht in seiner Gewalt, um sich dieselben zu geben, sondern sie müssen ihm gegeben werden von Oben, und der Mensch kann sie nur warten, natürlich äußern, aber nicht hervorbringen. Mehr in seiner Gewalt hingegen hat der Mensch jene Freundlichkeit, bey der man in seinem ganzen Betragen Hochachtung und Liebe äußert gegen die, mit welchen man Umgang hat; mehr in unserer Gewalt haben wir jene Leutseligkeit, wo man auch gegen Geringere

freund-

freundlich und umgänglich ist, und sie weder durch vornehmes noch ernstes Wesen von sich entfernt hält; ganz in unserer Gewalt haben wir jene Offenheit und Offenherzigkeit, die das verschlossene und geheimnißvolle Wesen vermeidet, welches Verdacht und Mißtrauen erregt. Denn wie könnten wir unser Herz denjenigen offenbaren, welche selbst die freye Aeußerung ihrer Empfindungen zurückhalten, und ihr Inneres unter sieben Schlössern verschließen? Schon durch diese mehr äußerlichen Eigenschaften, welche jedoch ein edles Gemüth voraussetzen, zog der Heiland die Herzen der Menschen, und selbst der Kinder an, und gewann ihr Vertrauen. Doch die Liebe allein, wenn nicht Hochachtung ihre Grundlage ist, wird nie allein das Vertrauen gewinnen und festhalten, wenn nicht auch achtungswürdige Eigenschaften hinzukommen.

Das Vertrauen der Menschen aber werden wir gewinnen, wenn wir durch Tüchtigkeit und Erfahrenheit in unserem Geschäfte und in unserem Berufe uns auszeichnen, wenn wir im Stande sind, die Erwartungen, welche Menschen von uns hegen, auf das Beste zu befriedigen, wenn sie gewiß sind, von uns in ihren Erwartungen nicht getäuscht zu werden. Darum wendet man sich am Häufigsten an die, sucht am Fleißigsten diejenigen auf, die in dem Rufe stehen, daß sie Alles auf das Beste thun. Je mehr Bescheidenheit überdieß der Geschickte mit seiner Tüchtigkeit verbindet, je weniger er Andere durch Stolz und unbescheidenes Wesen drückt, desto sicherer wird er die Herzen der Menschen gewinnen. Denn um Liebe und Vertrauen zu erwecken, ist es nöthig, jede Ueberlegenheit über Andere durch Bescheidenheit gleichsam wieder gut zu machen, weil durch Vorzüge sich Andere gedemüthigt fühlen.

Beobachten wir ferner diejenigen genauer, welche das öffentliche Vertrauen genießen, so sind es immer die, die in dem Rufe strenger Ehrlichkeit, der Wahrhaftigkeit und Zuverläßigkeit stehen, vor deren Eigennutze man sicher ist, auf deren Wort man sicher rechnen kann. Nichts flößt mehr Zutrauen ein, als der Ruf strenger Ehrlichkeit. Die

meisten

meisten Geschäfte des Lebens beziehen oder gründen sich auf das Mein und Dein, und die ungerechte und betrügerische Begehrlichkeit hat den Argwohn und das Mißtrauen in den öffentlichen Verkehr eingeführt, wo es heißt: Traue, schaue, wem! Wer nun über die Versuchungen des unehrlichen Weitergreifens erhaben, von wessen Ehrlichkeit man überzeugt ist: der hat das größte Hinderniß gehoben, welches allenthalben dem Vertrauen im Wege stehet. Kommt nun noch dazu strenges Worthalten, täuscht ein Mensch uns nicht durch leere Versprechungen, sind wir vielmehr gewiß, daß Ja, ja, und Nein, nein, bey einem Menschen sey: was könnte uns dann abhälten, ihm unser Herz und Vertrauen zu schenken? Der gerechte, der wahrhafte, der zuverläßige, der achtungswürdige Mensch wird daher überall Vertrauen erwecken, wo er nur in Gemeinschaft mit Anderen tritt, und sein Wohnort wird der Zeuge wie seiner Redlichkeit, eben so seines Vertrauens werden.

Kömmt zu dem Allen noch Wohlwollen, Theilnahme an Anderer Angelegenheiten, und eine gewisse Leichtigkeit, in die Bedürfnisse, Wünsche und Angelegenheiten Anderer einzugehen: so müssen die Herzen der Menschen vertrauensvoll demjenigen sich nahen, der diese Eigenschaften besitzt. Saget, was stößet uns von so vielen Menschen zurück, daß wir, nachdem wir Einmal ihre Unfreundlichkeit erfahren haben, uns nicht zum Zweytenmale derselben aussetzen? Ist es nicht jene Kälte, jenes untheilnehmende Wesen, welches unsere Verlegenheiten, unsere Wünsche, unsere Bitten mit einem so frostigen, empfindungslosen Wesen aufnimmt, daß es uns heimlich gereuet, den Empfindungslosen angesprochen, und demselben Zeichen unsers Zutrauens gegeben zu haben? Was hält uns von so manchem öffentlichen Beamten zurück, daß wir anstehen, ihm unsere Noth zu klagen? Ist es nicht jene Unzugänglichkeit, jene Harthörigkeit, jene Schwerfälligkeit, sich unsere Angelegenheit vortragen zu lassen, und in dieselbe einzugehen? Wer weder Zeit, noch Gefälligkeit, noch Wohlwollen hat, uns anzuhören, unsere Angelegenheit zu der seinigen



zu machen, wie könnte dem unser Herz vertrauend entgegenwallen? — Wie stehest du dagegen strahlend vor meiner Seele, du Ebenbild des Vaters, Gottes- und Menschen-Sohn, Vorbild göttlicher, verklärter Menschlichkeit! Mit welcher Liebe, mit welchem Erbarmen hörtest du jeden Klagenden! Wie brach dir das Herz bey den Leiden Anderer! Wie mild und freundlich nahmest du jeden Hülfesuchenden auf! Sey getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben, spricht er zu dem Gichtbrüchigen unseres Evangelii. So oft er auch gestört, unterbrochen ward durch die, welche ihn oft auch zur Unzeit angingen: immer gelassen, immer milde blieb er, hatte immer Zeit, hatte immer Liebe vollauf, Leidende anzuhören und sich ihrer zu erbarmen. Welch ein Abstand von denen, deren Kopf mit so vielen eigenen Gedanken, deren Zeit mit so vielen eigenen Angelegenheiten besetzt ist, daß sie für Andere weder Ohr noch Herz haben! Darum zog Er auch in Liebe und Vertrauen Alles an sich, und es thut dem gläubigen und liebenden Herzen wohl, auch bey der Frage: wie man Vertrauen erwecke? zu verweilen bey Ihm, bey dem Bilde seines menschenfreundlichen Lebens. —

III.

Einige Gedanken und Empfindungen, welche der Herbst in uns weckt.

Ueber Ps. 103, 15 — 17.

Eine Herbstpredigt.

Verblühet ist der anmuthige Frühling; dahin ist die Pracht und die Fülle des Sommers; die Natur legt nun allmählich ihren festlichen Schmuck, legt von ihren reichen Gewändern eines nach

nach dem anderen ab; sie eilet der Winterruhe entgegen, und bald wird sie ruhen und schlafen unter ihrer weißen Decke. Hat auch genug gewirkt, hervorgebracht, wohlgethan in diesem Jahre! — Wie die Natur an verschiedene unveränderliche Zeiten und Perioden gebunden ist, die sie durchlaufen muß, die sie nicht überspringen kann: so auch wir Menschen. Wir blühen im Frühling, reifen im Sommer, bringen Frucht in unserem Herbste, und fallen wie dürres Laub im Winter. Und wie Viele gehen diese Jahreszeiten des Lebens gar nicht hindurch, fallen schon in den ersten Frühlingstagen der Kindheit, ohne einen Sommer, ohne die Reife ihrer Kräfte zu erleben, ohne Frucht bringen zu können! Denn was die Jahreszeiten in der Natur, das sind die verschiedenen Lebensalter im menschlichen Leben: die Kindheit, die Jugend, das männliche und das hohe Greisenalter. Auch wir sind ja Theile der Natur, unserem sterblichen Leibe nach, und stehen also unter den Gesetzen ihrer Veränderungen.

Jede Jahreszeit aber versetzt den Betrachter in eine eigene, besondere Stimmung des Gemüthes, erweckt in uns andere Gedanken und Empfindungen. Mit Hoffnung und Freude, mit Empfindungen eines neuen, unsterblichen Lebens, erfüllt uns der Frühling; neues Leben rinnet durch alle Adern der Natur und des Menschen, und wenn wir die allgemeine Auferstehung der Pflanzen und Blumen sehen, so spricht eine geheime Stimme auch in uns: Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Leib, nach kurzer Ruh! — Der Sommer ist uns das Bild des höher gestiegenen Lebens, wo unsere Kräfte und unsere Werke reifen, wo wir schaffen und wirken, wo wir des Tages Last und Hitze ertragen, wo die Sonnenstrahlen oft so heiß und brennend auf uns herniederfallen. Und wohl dem, der die Mühe und Arbeit des Sommers nicht scheuet, damit er im Herbste der Früchte seiner Arbeit sich freue, und in dem Winter des Alters ruhend auf ein thätiges Leben zurückschaue!

Mit schwermüthig süßen Empfindungen, mit einer Schwermuth, die dem Ernste und der religiösen Stimmung und



der Andacht günstig sind, erfüllt uns der Herbst, mit einer Stimmung, die mir, dem Knaben, schon so werth war, daß das fallende Laub ihn tiefer, ergreifender ansprach, als das hervorsprießende. Oder sagt mir, ihr. die ihr Menschen seyd, die ihr fühlet wie ich: wie ist euch zu Muthe, wenn ihr die kahlen Felder, die blumenleeren Wiesen, die nackten Hügel, die entlaubten Gärten, Wälder und Haine erblicket, die dem Wanderer nun keinen Schatten mehr geben; was regt sich in euch, wenn ihr das Stürmen rauher Winde höret, die mit den Kindern des Frühlings ein muthwilliges Spiel treiben? Ist es nicht eine süße Schwermuth? sind es nicht Gedanken an die Hinfälligkeit alles blühenden Lebens? — Doch eben diese Anrede des Herbstes, und die Gedanken und Empfindungen, welche er wecket, sollen jetzt unsere Andacht beschäftigen.

Psalm 103, V. 15 — 17.

Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Die Gnade des Herrn aber währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten und seine Gerechtigkeit, auf Kindes Kind.

Auch nach dem Urtheile des königlichen Sängers dieses Psalms hat der Mensch das Schicksal der Blumen: er blühet, er reifet wie sie. So wie aber die schönste und blühendste Gegend schnell abstirbt, wenn der heiße, sengende, schwefeligte Wind darüber gehet, welchen die Morgenländer Samum, den Giftigen, nennen: eben so tödtet oft eine einzige Krankheit die Kraft, die blühende Schönheit des Menschen, und legt ihn frühe ins Grab. Alle aber verblättern und fallen wir in unserem Herbste; und darum lasset uns einige Gedanken und Empfindungen hervorheben, welche der Herbst in uns erwecket.

Mannichfaltig redet uns die Natur durch ihre Veränderungen an, anders der kommende Morgen, und anders der sinkende Tag, anders der Frühling, und anders der Herbst. Mit Ruhe, Zufriedenheit, mit stillem süßen Frieden, erfüllt uns der heitere Himmel, die ruhige Stille der Luft; aber mit Empfindungen göttlicher Allmacht, mit Empfindungen unserer Abhängigkeit als Naturwesen und gleichwohl mit Gefühlen unserer Erhabenheit als sittliche Wesen, erfüllt uns der Sturm, wenn Gott in donnernden Gewölken einherwandelt. Auf eine doppelte Weise spricht also Gott zu uns: im Worte, durch die Propheten, durch seinen Sohn, und durch die Werke der Natur. Beyde Sprachen sind Gottes Sprache, und jetzt, im Herbste, ruft uns Gott, wie dort dem Ezechiel, zu: Gehe hinaus in das Feld, da will ich mit dir reden! Ez. 3, 22.

Wenn ich euch, welkende, verblassende Blumen, wenn ich dich, fallendes Laub, wenn ich euch, Gärten, Wiesen, Fluren, ansehe, die ihr noch vor Kurzem in Pracht und üppiger Schönheit das Auge entzücktet: nicht erwehren kann sich dann die Seele des Gedankens und des Gefühls menschlicher Hinfälligkeit, des Sinkens und Fallens aller menschlichen Dinge. Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet, wie eine Blume auf dem Felde. Nicht meyne ich den steten Wechsel der Natur, wie sie mit wechselndem Spiele, mit unaufhörlicher Veränderung und Erneuerung Sinne und Herz erfreut, sondern ich meyne die Vergänglichkeit aller Dinge, wie doch so gar nichts bleibend und unvergänglich ist. Nicht bloß unser Leben, nein Alles, Alles, gleicht der Blume des Feldes, die jetzt blühet, und die nach wenigen Tagen nicht mehr ist, deren Stätte man nicht mehr kennet. Kanntet ihr nicht blühende Jünglinge und Jungfrauen, die während dieses Sommers verblühten, und den Herbst des Jahres nicht erlebten? Ich denke an die herrlichen, berühmten Städte des Alterthums, wo einst so kräftige Menschen wohnten, und deren eigentliche Stätte, da wo sie standen, man jetzt nicht

mehr kennt. *) Ich denke an die Pracht, die Hoheit, die Macht, die Thaten berühmter Menschen, und finde ach! eine flüchtige Erscheinung. Angesehene Familien sehe ich gesunken, blühende, zahlreiche Familien sehe ich ausgestorben. Alles, Alles hat seinen Herbst, blühet wie eine Blume auf dem Felde; es kömmt der zerstörende Wind, und Alles ist nicht mehr. — Wähne nicht, Jüngling und Jungfrau, daß du eine Ausnahme machen werdest! Nicht bloß das Evangelium, sondern auch eine beständige Erfahrung sagt: siehe, da trägt man einen Jüngling hinaus! Jeder Frühling hat seinen Herbst, jede Blume fällt. Welche Thorheit, wenn die Rose dächte: ich werde immer blühen, ich werde nimmer verwelken; solche Frische, solche lebendige Farben, wie könnten sie untergehen! — Ja, harre nur ein wenig, und das Feuer deiner Farben erlischt, deine Röthe verblaßt, und mit deinen Blättern spielen die Winde! Gehe hinaus in das Feld, da will ich mit dir reden, spricht die Stimme; und draußen spricht die Stimme: Alles ist hinfällig und vergänglich.

Alles Irdische hat seinen Kreislauf, den es durchläuft; bin auch ich, ist auch mein Geschlecht, das Geschlecht der vernünftigen Wesen, diesem Kreislaufe unterworfen? Die Felder, wo die Saaten blühten, wo der Segen wogte, sind leer, an die Stelle der Fülle ist eine Leere getreten, die das Herz mit Wehmuth ergreift. Aber der Segen ist eingesammelt in die Scheuren. So denke ich mir das menschliche Leben, so das gegenwärtige Geschlecht, wie eine Zeit, ein Herbst kommt, wo dieses gegenwärtige Geschlecht abgeerndtet, wo von dieser blühenden Jugend, wo von uns gereifteren Männern Niemand, Niemand mehr vorhanden ist, wo Gott seine Garben gebunden, von Unkraut sie gesondert und eingesammelt hat in seine himmlischen Scheuren. Aber schon liegt wieder in der Erde neuer Saame, den der Sommer reifte,

*) Bekanntlich wird noch immer z. B. gestritten, wo denn eigentlich Sparta stand, da auch die Flüsse ihren Lauf veränderten.

reifte, Kinder der geschehenen Erndte, und bald wird dieser Saame keimend und grünend auferstehen, und denselben Kreislauf vollenden, wie der Saame des vorigen Jahres, dessen Kind der diesjährige Saame ist. So schlummert jetzt im Mutterleibe ein neues künftiges Geschlecht, welches gleich dem in der Erde verborgenen Saamenkorne keimen, wachsen, blühen, reifen und — dahingehen wird, wie wir. — Wie? fängt jedes Geschlecht wieder von vorne an, steigt es bis zu einer gewissen Höhe der Bildung, und sinkt dann wieder zu seinem Anfangspunkte zurück? Wie? soll dieses kindische Spiel immer so fort gehen, wie mit dem Saamen der Erde? — Nein, ich schreite fort, und es giebt für mich keinen Punkt, über welchen ich nicht hinaus könnte, denn ich bin ein vernünftiges freyes Wesen, denkend und handelnd nach Gesetzen, von denen die Natur nichts weiß. die, wie der Himmel über die Erde, so über die Gesetze des Entstehens und Vergehens in der Natur erhaben sind. Nein, mein Geschlecht schreitet fort, das gegenwärtige Jahrhundert tritt auf die Schultern des vorigen, die Erfahrungen, die Erfindungen der vorigen Zeit braucht die gegenwärtige nicht von Neuem zu machen; neue Bedürfnisse, neue Umstände, neue Erkenntnisse führen die Geschlechter der Menschen immer weiter, in Erkenntnissen der Drang der Bedürfnisse, in sittlicher Bildung das Christenthum, das aus dem Schooße, aus dem Herzen Gottes herabkam auf die Erde, ein Brunn des Lebens. Unendlich, grenzenlos ist unser Ziel, nicht so bestimmt und beengt und in enge Schranken eingeschlossen, wie das Ziel der Pflanzen und der Thiere; und was unser Streben über alle Grenzen der Natur hinausführt in das Freye, Grenzenlose, ist der vernünftige freye Geist aus Gott, der nur in Gott, in dem Ewigen, was ist, war, und seyn wird, seine Ruhe und volle Genüge findet. Wandle deinen Kreislauf, Natur! blühet und verblühet, ihr Blumen! sterbet, ihr irdischen Leiber der vernünftigen Seele! Ueber euren wandelnden Veränderungen, über eurem Kreislaufe, der bald durchlaufen ist, beharret fortschreitend der Geist. Ich glaube an einen ewigen Fortschritt, an eine grenzenlose Vervoll-



vollkommnerung meiner selbst, und meines Geschlechtes, schon jetzt in der Zeit, noch mehr außer und über aller Zeit, in Ewigkeit.

So hebet der Herbst mit seinem Wechsel, und die Natur mit ihrem Kreislauf, das Gemüth empor zur Sehnsucht, zur Liebe, zum Glauben an das Ewige und Unvergängliche. Die Gnade des Herrn aber währet ewiglich über die, so ihn fürchten. Ach! wie traurig, wie niederschlagend wäre das menschliche Leben, wenn Alles käme und ginge, wenn es nichts Bleibendes und Ewiges gäbe, woran die Seele sich halten könnte! Aber es giebt etwas Ewiges, was nicht wechselt, nicht vergehet, was keine Veränderung des Lichtes und der Finsterniß erleidet: Gott und seine Gnade. Wessen Glaube, Liebe und Hoffnung diesen ewigen und unbeweglichen Felsen erfaßt hat, der siehet mit Ruhe zu, wie die Wogen und Strömungen der Zeit dahinrauschen, und wie eine Welle die andere, ein Tag, ein Jahr das andere verdrängt. Es ist aber unbegreiflich, ja schrecklich, Menschen zu sehen, die es wissen, wie Alles, was sie haben und lieben, dahinschwinde, ohne daß sie nach etwas Bleibendem und Unvergänglichem verlangen, ohne daß sie nach Gütern und Schätzen streben, die nimmer vergehen, die ihnen nie entrissen werden können. Menschen! Brüder! Regt sich denn nichts in euch von einem Gefühle höherer Würde, höherer Bestimmung, das aller Vergänglichkeit trotzet, und habt ihr sie nicht gehöret die Stimme von Oben, welche ruft: seyd ihr denn nicht viel mehr, als alle die blühenden und verblühenden Lilien? In uns ist eine freye, von den Naturveränderungen unabhängige Kraft, ich meyne die Kraft, mit welcher wir das Böse meiden, der Welt und ihrer Lust entsagen, und das Gute thun, die Kraft zur Tugend. Ueber diese Kraft haben die vergänglichen Dinge, hat die Zeit, und was in ihr wechselt, keine Gewalt; diese spielt nur mit unserer Aussenseite, erreicht aber unser innerstes Wesen nicht. Frey, unabhängig von der unvergänglichen Zeit, ist unser Wille; er

vermag

vermag es, das Gute anzufangen, festzuhalten, zu vollenden, und es ist etwas in uns, etwas Königliches und Göttliches, was Allem, das da wechselt und vergehet, überlegen ist. Menschen, Brüder! Habt ihr es nicht mit unaussprechlicher Freude, mit dem Gefühle euerer Erhabenheit empfunden, daß es ein Gut gebe, größer, dauerhafter, als alle irdischen Güter, und unvergleichbar mit diesen: die Tugend, innerer Werth, Gnade bey Gott, welches Gut keine Gewalt uns entreissen, keine Zeit zerstören kann, daß man uns stäupen, martern, tödten, aber dieses Gut, die Tugend, nicht rauben könne, daß wir edel, tugendhaft sterben, und im Sterben mit Paulo sagen können: was will uns scheiden von der Liebe Gottes? — Menschen, Brüder! habt ihr es nicht mit unaussprechlicher Freude, mit dem Gefühle euerer Erhabenheit empfunden, daß unser Geist, von Gott ausgegangen, unsterblich ist, daß er, erhaben über die Gesetze, nach welchen die Blumen blühen und verblühen, nichts weiß vom Untergange, und wie er, sicher seines ewigen Lebens, dem Untergange aller Dinge um ihn her ruhig zusiehet? Mögen daher die Bilder des Vergänglichen im Herbste zu unseren Sinnen sprechen; wir halten uns mit unserem Glauben, mit unserer Liebe an das Bleibende und Unveränderliche, an Gott, an seine Liebe und Gnade, und sprechen: Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für! Es fühlt das Herz seine Freiheit, seine Unabhängigkeit, seine Erhabenheit über alle vergänglichen Dinge, fühlt sich der Tugend und eines persönlichen, selbst errungenen Werthes fähig, freuet sich seines unsterblichen und ewigen Lebens. Der Herbst mit seinen vergänglichen Gestalten hebt unsere Seele zum Ewigen, zum Glauben des Ewigen, zur Liebe des Ewigen, zu Gott, zur Tugend, zur Unsterblichkeit empor.

Der Herbst, dieser Prediger der Vergänglichkeit, erweckt uns auch zu einer würdigen Vorbereitung auf den Winter unseres Todes. Der Herbst ist uns ein Bild des höheren Alters, wie die Schönheit des Körpers ver-



verblühet, unsere Kraft welket, und wir zuletzt hinfallen, wie dürres Laub. Der Winter ist uns ein Bild des erstarrenden Lebens, des Todes jener Nacht, wo man nicht mehr wirket, und unserer Ruhe im Grabe. Ihr, die ihr schon im Herbste, im Spätherbste des Lebens stehet, und das Kommen des Winters stündlich fühlet: solltet ihr nicht darauf denken, daß ihr aus euerem Leben Schätze rettet, die euch im Winter, im Tode, wohlthun, die euch hinüber folgen in das neue Leben? Mit Früchten reichlich gesegnet, gehen wir aus dem Herbste ruhig in den Winter hinüber, sicher vor Mangel. O, wer einst nach einer Erndte guter Thaten, reich an Tugend und edlen Werken der Liebe, auch dem Winter des Todes entgegenginge, daß Keiner zu spät dann klagte: wir Thoren haben des rechten Weges verfehlet, und das Licht der Gerechtigkeit hat uns nicht geschienen, und haben kein Zeichen der Tugend bewiesen! Weish. 5, 6. 14. In allen Jahreszeiten, im Frühlinge, Sommer und Herbste, sorgt der Mensch für den Winter, daß es ihm nicht mangele. So ist auch unser ganzes Leben allein die rechte Vorbereitung auf den Winter des Todes, daß wir reich an Gütern der Seele, mit einem frohen und ruhigen Bewußtseyn, nach der Erndte guter Thaten in unseren Winter eintreten. Wie du das ganze Jahr hindurch für den Winter sorgest, so sorge dein ganzes Leben dafür, daß du im Winter des Todes, und im Leben, in welches du hinüberdringst, nicht Mangel leidest!

Und so ermuntert uns der Herbst zuletzt zu einem wohlthätigen und segensreichen Leben. Die welkenden Fluren, die kahlen Auen, die blätterlosen Bäume haben, ehe sie dahinsterbend ihres Schmuckes beraubt wurden, wohlgethan und gesegnet. Alle ihre Kräfte hatte die Natur angestrengt, Menschen und Vieh zu versorgen; und nun ist sie müde, erschöpft, gehet der Ruhe entgegen, um segnend wieder zu erwachen. Wer fühlt sich bey dieser Betrachtung nicht erweckt und begeistert, einst auch hinzusinken, wie die immer thätige,

immer

immer segnende Natur! Sie stirbt, nachdem sie wohlgethan, nachdem sie die Fülle ihres Segens groß gezogen, gepflegt, gereift hatte. O, daß auch ich einst stürbe, wie die segnende Natur, nach einem segensreichen und fruchtbaren Leben, nachdem auch ich den Samen der Wahrheit und der Tugend treu in mir bewahrt, gepflegt, und in Frucht verwandelt habe! — Die Natur gehet nun zur Ruhe, aber wir wissen, daß sie wieder gestärkt erwacht, denn wir haben die Verheißung, daß nicht aufhören soll Same und Erndte, Frost und Hitze, Sommer und Winter. So will auch ich wirken und wohlthun, und dann einschlummern mit der Gewißheit, daß auch ich einen neuen Frühling und Sommer sehen, daß eine neue Welt um mich aufblühen werde, wo man erndtet ohne Aufhören.

Andere Sätze.

---

1. Jesus wird im Ev. getadelt, weil er sprach: Dir sind deine Sünden vergeben. Noch ist es stiller Tadel; denn in dem ersten Jahre des Wirkens Jesu war der verfolgungssüchtige Haß der Pharisäer noch nicht entschieden, dieser wuchs vielmehr mit der Menge und Größe der Thaten Jesu, und mit seinem Ansehen. Aber wie mild und schonend benimmt sich der Heiland bey diesem Tadel! Wie wir uns bey dem Tadel der Menschen nach Jesu Beyspiel zu verhalten haben. Wir werden getadelt, wenn Andere mißbilligende Urtheile über uns aussprechen, wenn sie unsere Reden und Handlungen für unschicklich, thöricht oder pflichtwidrig erklären. Dieser Tadel entstehet nicht immer aus bösem Willen, sondern gar oft aus abweichender Ueberzeugung. So haben die Pharisäer im Ev. keine böse Meynung, sondern sie glaubten, daß Jesus zu weit gehe, und sich anmaße, was allein der Gottheit zukomme. Jeder hat seine eigene Einsicht und Ansicht; Mancher tadelt aus Unverstand, urtheilt

über Dinge, die er nicht versteht, oft um nur überhaupt etwas zu sagen, um sich die Kennermiene zu geben. Vieler Tadel entspringt auch aus Liebe, z. B. der Tadel eines Freundes, Lehrers, der vor Fehlern, vor unangenehmen Folgen warnen und bessern will. — Der Tadel äußert sich auf mannichfaltige Weise, ist bald ein stiller, wenn Jemand seine argen Gedanken durch Blicke, Mienen, bedenkliches Kopfschütteln rc. zu erkennen giebt, welcher Tadel oft der gefährlichste, vielsagendste ist; bald auch ein lauter, geäußert in Worten, Widerlegung, Lächerlichmachen der Reden und Handlungen Anderer. Wie sollen wir uns bey dem Tadel der Menschen verhalten? 1. Den gegründeten Tadel der Freunde, Lehrer, werden wir wohl aufnehmen, dankbar zu unserer Besserung anwenden. 2. Bey offenbar ungegründetem, aus der Luft gegriffenen, boshaften Tadel werden wir, wie Jesus, ganz und gar schweigen, und dadurch unsere Unschuld, unsere Erhabenheit über den Tadler beweisen, weil es in der That oft eine unverdiente Ehre wäre, auf unverständigen Tadel zu antworten. Doch das hängt von Umständen und Personen ab. 3. Finden wir es nöthig, den Ungrund des Tadels aufzudecken, so geschehe es schonend, ohne zu beleidigen, sanft und überzeugend. Wie sehr wird hier gefehlt; welche Aufdeckung fremder Schwächen, welche Flüche, Schimpfreden werden da gehört! Jesus hingegen schalt nicht wieder, wenn er gescholten ward. 4. Wir wollen ungegründeten Tadel durch die That widerlegen. Schilt uns Jemand voreilig, hitzig, unverträglich, ungefällig, so widerlegen wir denselben am Gründlichsten durch vorsichtige Bedachtsamkeit, Ruhe, Verträglichkeit, Dienstbeflissenheit. So der Heiland, indem er durch die That sein Wort bestätigte, und den Kranken gesund machte.

2. Als er aber ihre Gedanken sahe rc. Alle unsere Gedanken siehet Gott; Herzenskündiger. V. 139. Apostelgesch. 1, 24.

Wie

Wie tröstend und erhebend der Glaube an Gott den Herzenskündiger sey. 1. Er ist der Trost aller Leidenden. Euer himmlischer Vater weiß, was ihr bedürfet, kennet die stille Thräne, den heimlichen Seufzer. Es weiß der Vater um meine Noth. 2. Er ist die Erhebung aller Frommen. Menschen kennen und richten nur die äußere That, die selten dem, was wir wollen, angemessen ist; Gott aber kennet unser Herz, urtheilt von uns oft besser, als die Menschen. Darum sey Ehre bey Gott uns wichtiger, als Ehre bey Menschen. 3. Er ist unsere Beruhigung, wenn wir verkannt werden. Einer kennet unsere Unschuld, unsere guten Absichten, wird unsere Unschuld rechtfertigen, uns verklären. Er ist auch der Grund unserer Beruhigung, wenn wir aus Schwachheit, Uebereilung fehlen, weil Gott es siehet, wie unser Herz besser ist, als unsere That. 4. Er ist die kräftigste Ermunterung, immer reines Herzens zu seyn, Gott immer vor Augen und im Herzen zu haben, und vor jeder Sünde uns zu hüten. 5. Er ist der Grund unserer Hoffnung auf eine gerechte Vergeltung, giebt uns Ruhe im Tode, frohe Aussicht in die andere Welt. Gott kennet den getreuen Knecht; kennet unsere der Welt verborgenen guten Thaten, und er, der in das Verborgene siehet, will vergelten öffentlich.

3. Wie unüberlegt, beschämend und ungerecht es sey, über Andere voreilig abzusprechen. Das thaten die Pharisäer, ohne den Sinn der Worte Jesu: „Dir sind deine Sünden vergeben," recht zu verstehen, ohne die ihm beywohnende höhere Macht zu kennen. Wie mußten sie sich beschämt fühlen, als der Gichtbrüchige aufstand und wandelte!

4. Warum der Glaube an Vergebung der Sünden dem Christen etwas so Theures sey? 1. Er ist der Grund unserer Ruhe und unseres Friedens

mit Gott. Ohne Glauben an Christum und an Gottes Gnade giebt es nur eine immerwährende Unruhe und Furcht, indem es nichts Schrecklicheres giebt, als an Gottes Gnade zu zweifeln. Diese Lehre ist die Heils- und Trostes-Lehre des Christenthums, sie verkündiget, daß wir gar keine besonderen und außerordentlichen Strafen zu befürchten haben, und daß die natürlichen Folgen der Sünde, welche im Zustande der vollendeten Besserung eintreten, nicht Strafen für den Gebesserten, daß auch die Uebel des Lebens, welche uns treffen, nicht für Strafen, sondern für väterliche Züchtigungen, Uebungen, Prüfungen und Proben christlicher Geduld und Ergebung zu halten sind. Da ist also von keinem Zeichen göttlichen Mißfallens, sondern nur von Zeichen göttlicher Liebe und Erziehung die Rede. 2. Dieser Glaube an Vergebung giebt der Lehre von der christlichen Besserung die höchste Bedeutung, den stärksten Nachdruck, indem sie das Streben nach Besserung belebt und stärket. Denn ohne Besserung keine Vergebung, kein Wohlgefallen Gottes; ohne eine neue Kreatur, ohne ein neues Leben, ohne Streben nach Heiligung keine Kindschaft Gottes. 3. Er ist der Grund unserer Hoffnung auf Seligkeit. Denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit. So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind, die nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geiste. Bin ich der Schuld entladen, und nur bey dir in Gnaden, so ist im Himmel auch mein Theil. 4. Er lehret uns den Tod Jesu und die Feyer desselben im heil. Abendmahle mit innerer Liebe, Dankbarkeit, Ruhe und Freudigkeit schätzen. Keine Opfer, keine Büßungen, keine Genugthuungen! Womit genug thun? — Der Tod Jesu, wo er sich selber opferte, ist das letzte Opfer der Welt; „hinfort sind keine Opfer mehr nöthig." Christus hob das Eine auf, die Opfer, und setzte das Andere ein, nämlich das Thun des göttlichen Willens; Ebr. 10, 7—9. Die Opfer aufhebend, setzte

Christi

Christi Tod an deren Stelle das reine Herz, den neuen Geist, den kindlichen Gehorsam. Wo demnach dieser ist, bedarf es der Opfer, und der Furcht vor Strafen, und der selbst ersonnenen Versöhnungen nicht mehr. Diese Wahrheit spricht beruhigend, erhebend an das Herz, so oft wir im heil. Abendmahle den Tod Christi feyern.

Am Zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

I.

Über die Wanderungen des Christenthums.

Wenn irgend etwas Großes und Herrliches klein und unansehnlich anfing, so ist es die christliche Kirche auf Erden, die Gemeine derer, die durch gemeinschaftlichen Glauben an Christum, durch gemeinsame Liebe zu Gott und zu seiner heiligen Ordnung, und durch gemeinschaftliche Hoffnung eines ewigen Lebens verbunden sind, und die in Liebe und Tugend streben, die Erde zu einem Himmel zu machen. Mit einem Senfkorne vergleicht daher der Heiland das Himmelreich, und sagt von diesem Senfkorne, es sey das kleinste unter dem Samen, wachse aber also heran, daß die Vögel unter dem Himmel unter seinen Zweigen wohnen. Lasset uns einen Blick werfen auf die Geschichte, wie die Kirche Jesu, wie die Vereinigung der Gläubigen und Tugendhaften anfing! Wie das Menschengeschlecht mit einem Paare anfing, so auch die christliche Kirche. Die ersten Nachfolger Jesu waren Johannes, der Evangelist, und Andreas, der Bruder des Petrus; diesen folgte Petrus, Philippus u. s. w., und so erwuchs die Gesellschaft der Zwölfe, welche die Lehrjünger, Begleiter und Zeugen der Worte und Thaten Jesu waren.

Aber die Zahl der Gläubigen wuchs also, daß Jesus fünf und dreißig Paare in siebenzig Jüngern aussenden konnte, um auf ihn aufmerksam zu machen in den Städten und Flecken, wo er durchreisen wollte; Luc. 10, 1. Nicht mehr Einzelne, sondern ganze Familien wurden an Christum gläubig, und nach seiner Entfernung von der Erde entstanden Gemeinen, zuerst zu Jerusalem und Antiochien, wo die Anhänger Jesu zuerst den Namen Christen oder Christianer annahmen. Und wie breitete sich von nun an das Christenthum aus in Asien, in Europa, in Afrika! Welche Gemeinen stiftete nicht allein der einzige Paulus! Die größte Ausbreitung aber hatte das Christenthum unter den Heiden, und wie das Sonnenlicht vom Morgen allmählig über die ganze Erde ziehet, und diese erleuchtet und erwärmt: so kam das Christenthum vor tausend Jahren auch in unsere Gegenden, wo der unsinnigste Götzendienst, die größte Barbarey, die fürchterlichste Verwilderung herrschte. Da erschien unseren Vorfahren der Aufgang aus der Höhe, das Licht der Welt; zum Zweytenmale hieß es: Das Volk, das im Finstern saß, sahe ein großes Licht; und heller ward nun der Geist, gläubig und fromm das Herz, milder wurden die Sitten, Mord und Raub seltener, der gesellschaftliche Zustand ward geordneter, beglückender. Wüste Gegenden, der Aufenthalt wilder Thiere, wurden in fruchtbare Felder, in lachende Auen verwandelt, Dörfer und Städte entstanden, und neu und freundlicher gestaltete sich das Leben. Nicht bloß unser inneres, auch das äußere Leben ward umgeschaffen durch das Christenthum.

So wie nun die Sonne nicht immer auf demselben Punkte über unserem Haupte weilet, sondern, weiter ziehend, überall den erfreulichen Tag bringt: eben so sinken auch diejenigen Länder in Nacht, von welchen die Sonne sich entfernt. Ach! wenn ich der blühenden Gemeinen denke, die Paulus gründete, wenn ich Antiochien, Ephesus, Colossus, wenn ich Corinth und Thessalonich betrachte, und wie jetzt der Fluch Mahomeds: Barbarey, Knechtschaft, Elend, auf jene Gegenden lastet, wie die blühenden

Städte

Städte verödet sind, wie das sonst fröhliche Leben abgestorben, und Alles gebeugt und abgestorben ist unter dem Drucke der willkührlichsten Gewalt: dann sehe ich, wie mit dem Christenthume alles Licht, alle Freude, aller Aufschwung des Geistes, alle Tugend des Herzens, alle Freiheit, alles Glück auswandert; dann bete ich vom Grunde meines Herzens: ach! bleib mit deiner Gnade bey uns, Herr Jesu Christ! Doch eben über diese Wanderungen des Christenthums lasset uns heute nachdenken.

Evang. Matth. 22, 1—14.

Wie gern, wie anmuthig und eindringlich der Heiland die Lehren seines Himmelreichs, seine Ansichten des Lebens, seine Aussichten in die Zukunft in Bildern und Gleichnissen vortrug, wissen wir. Das Himmelreich, die christliche Religionsanstalt mit ihren Gütern und Segnungen, stellt er im Ev. dar unter dem Bilde eines großen Mahles. Die Erstgeladenen sind seine Landesleute; aber sie verachteten das; er kam in sein Eigenthum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Die an den Straßen sind die Heiden, zu welchen das Christenthum sich wandte, wo es auch eine viel willigere Aufnahme fand, obgleich nicht alle Gäste eben würdige waren. Den Verächtern des Christenthums aber drohete der Heiland: das Reich Gottes wird von euch genommen, und den Heiden gegeben werden, die seine Frucht bringen. So wanderte das Christenthum von den Juden zu den Heiden, von den Morgenländern zu uns Abendländern. **Ueber die Wanderungen des Christenthums.** Wir wollen uns deutlich machen, was wir darunter zu verstehen haben, und dann die Ermunterungen zu Herzen nehmen, welche für uns in dieser Wahrheit liegen.

1.

Es ist so natürlich, eben darum auch so gewöhnlich, das Evangelium Jesu Christi mit der Sonne zu vergleichen. Denn

in der That, was die Sonne für die Körperwelt ist, nämlich die Ursache alles Lichtes, aller Wärme, alles Lebens, aller Fruchtbarkeit, das ist das Evangelium in der Geister- und Menschenwelt: Quell des Lichtes und der Wahrheit, Wecker aller Liebe zu Gott und zu dem Guten, Beförderer alles tugendlichen Lebens und der Fruchtbarkeit in guten Thaten. Wo daher das Christenthum erkannt und geliebt im Verstande und im Herzen herrscht, da ist es Tag in der Seele, da herrscht Erkenntniß des ewig Wahren, Liebe des ewig Guten, Vertrauen auf das ewig Beseligende; da fürchtet man Gott und seine Gebote, hat Ruhe im Herzen, Freudigkeit zu Gott, Hoffnung des ewigen Lebens, welche ihren Schimmer und eine sanfte Beleuchtung auch über die Gräber verbreitet. Mit einem Worte: Christus ist der Mittelpunkt alles Lichtes, aller Wahrheit, aller Tugend; Christus ist das Band, das alle Menschen unter einander und mit Gott in Wahrheit und Liebe verbindet; ist das Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen.

Das Christenthum hat mit der Sonne aber auch noch andere Aehnlichkeiten. Denn gleichwie die Sonne im Morgen aufgehet, und ihren Lauf nach Abend hinnimmt, und auf ihrem Laufe ein Land der Erde nach dem anderen erleuchtet, erwärmet, befruchtet: so ging auch das Christenthum im Morgenlande auf, wanderte nach den Abendländern, und belebte geistig die Länder der Erde. Diese Richtung vom Morgen nach Abend hat alle Kultur, alle Bildung und Vermenschlichung, haben alle Künste und Wissenschaften genommen, die den Menschen entwildern, und ihn von der Rohheit des Instinktes zur Selbstbeherrschung durch Vernunft erheben. Denn im Morgenlande fing das menschliche Geschlecht, fing alle Geschichte, alle Bildung, alles höhere Streben an. Dort ist die Wiege aller herrschenden Religionen. Dort lebte Christus, dort verkündigte er sein Evangelium, dort verrichtete er seine Thaten, die Niemand thun kann, es sey denn Gott mit ihm. Dort fand er seine ersten Freunde und Schüler, dort entstanden die ersten christlichen Gemeinen, dort ist noch sein Grab. Gleich der Sonne,

konnte

konnte das Christenthum nur vom Morgenlande aus sich über die übrigen Theile der Erde verbreiten.

Ja, unsere Sonne ist uns das Christenthum, darum reden wir in diesem Bilde so gerne von demselben. Nach der Geschichte hatte das Christenthum noch eine andere Aehnlichkeit mit dem großen leuchtenden Gestirne, welches den Tag regieret; das Christenthum nämlich ging den Morgenländern unter, so wie es den Abendländern aufging. Je mehr und weiter nämlich die Sonne von den Ländern des Morgenlandes sich entfernt, und, immer gen Abend ziehend, auch den Menschen jenseits der Meere den Tag bringt: desto mehr wird es im Morgenlande Nacht, indem die Gestalt der Erde es mit sich bringt, daß, so wie die eine Hälfte der Erde in das Licht tritt, auf der anderen Hälfte die Nacht eintreten muß. Nun ist es eben gar nicht nothwendig, daß das Licht des Christenthums dem einen Volke untergehe, wenn es dem anderen aufgehet. Denn die Wahrheit ist kein auf irgend einen Raum beschränktes Licht, sondern es kann, ja es soll allen Völkern zu gleicher Zeit leuchten, es soll durch das Evangelium allen Menschen geholfen, es sollen diese zur Erkenntniß des Heils gebracht werden, damit eine große Gemeinschaft der Kinder Gottes entstehe, und Gott überall angebetet werde im Geiste und in der Wahrheit. Allein, wem ist es unbekannt, daß eben die Völker, unter welchen einst das Christenthum aufging, wo es so herrlich blühete, sich weiter verbreitete, jetzt — in unchristlicher Nacht leben, hingegeben der rohesten Barbarey, der willkührlichsten Gewalt, dem tyrannischen Drucke? Zwar umschließt zu Jerusalem noch ein Tempel das Grab des Heilandes, so wie zu Bethlehem ein anderer Tempel die Geburtsstätte des Heilandes, wohin die frommen Pilger unter tausend Gefahren, unter den mannichfaltigsten Erpressungen wallen. Denn suchet dort nicht, was ihr im christlichen Vaterlande „öffentliche Sicherheit" nennet! Ja, das Licht aus der Höhe ist jenen Ländern untergegangen, während es uns und fernen Völkern aufging; und wer siehet hier nicht die Wanderungen des Christenthums, wie

es

es nicht bloß aus dem Morgenlande in die Abendländer zog, sondern jenen Ländern, wo es entstand, unterging, und diese in die äußerste Finsterniß hinausgeworfen wurden? —

Wer sind die Erstgeladenen im Evangelio? Sind es nicht die Morgenländer, und zunächst die Israeliten? Aber heißt es nicht von ihnen: sie verachteten das? Gleichsam als ob es an den einladenden Knechten könne gelegen haben, sandte der König andere Knechte aus; aber welche Ausflüchte vernahmen auch diese? Nun sind jene Ersten die Letzten, sie sind ausgeschlossen vom großen Abendmahle und seinen Segnungen. Das Reich Gottes ist von ihnen genommen, und den Heiden gegeben worden; der Herr des Weinbergs hat seinen Weinberg anderen Gärtnern ausgethan, die ihm die Früchte zur rechten Zeit geben; Matth. 21, 41. Wie fürchterlich sind also die Weissagungen und Drohungen Dessen in Erfüllung gegangen, in dessen Munde nie ein Betrug erfunden ward, dessen Worte alle Ja und Amen sind! Wenn daher fromme, begeisterte Christen und christliche Anstalten jenen Ländern das Christenthum wieder zu geben suchen, von welchen wir es empfingen, ist das zu tadeln? Und verdienen die christlichen Missionsanstalten die vornehme Gleichgültigkeit, womit so Viele dieselben ansehen? — So wanderte das Christenthum hinaus an die Landstraßen und an die Zäune, — zu fernen Völkern, es ist noch immer im Wandern, im Weiterziehen, bis es allen Völkern der Erde das christliche Licht, den christlichen Tag, und damit irdisches und ewiges Heil gebracht hat. Denn, noch ist das Wort Christi nicht ganz erfüllt: gehet hin in alle Welt, und lehret alle Heiden! sondern es wartet noch der vollständigen Erfüllung.

2.

Beherzigenswerthe Ermunterungen liegen für uns in dieser Wahrheit. — Im Kleinen und im Großen lehret uns die Erfahrung, die Geschichte, daß mit dem Christenthume alles Gute komme und davon ziehe, alle wahre Bildung, alles wahre Heil, alles Glück. Siehe an einzelne Menschen, von

denen es heißt: und sie verachteten das; wie sie ausarten, wie ihr Herz und Leben so ganz und gar sich von dem entfernt, was wahr, gut, heilsam und göttlich ist, wie das höhere Leben untergehet im irdischen Sinne, in ihrem Acker, in ihrem Joch Ochsen! Siehe an ganze Familien, wie die Unordnung, die Sittenlosigkeit, die Unverträglichkeit, die Uneinigkeit, das Verderben in solche Familien einwandert, so wie das Christenthum auswandert! Siehe an ganze Völker, wie mit dem Christenthume alle menschliche Würde, alle bürgerliche Freiheit, alle religiöse Erhebung, Ruhe, Hoffnung, Kraft zur Tugend, alles gemeinsame Wohl hinwegzog! Welche Ermunterungen liegen darin für uns!

Wir, wir wollen den Ruf Christi nicht verachten, nicht die Stimme seiner Knechte, die da rufen: kommt! Noch immer ruft Christus: kommet her zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen! Noch immer spricht er zu uns: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; wer mir nachfolget, wird nicht im Finstern wandeln. Noch immer laden seine Boten ein zum großen Abendmahle, zu dem Reichthum der geistigen und himmlischen Güter in Christo. Soll es auch von uns heißen: und sie verachteten das? Auch von uns: die geladenen Gäste sind des Mahles nicht werth? Auch von uns: das Reich Gottes soll von uns genommen werden? O, gedenket doch der Völker, von denen das Reich Christi genommen ist, ob sie gewannen oder verloren? — —

Wir, wir wollen das Christenthum schätzen und lieben als unser Höchstes, Theuerstes, als unsere Perle, für die wir alles, alles Andere hingeben; als das Licht, das uns und alle Menschen erleuchtet; als das himmlische Band, das uns in Glaube und Liebe mit Gott und allen Brüdern verbindet; als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben; als eine göttliche Anstalt, als einen göttlichen Weinberg, den der Herr vom Himmel auf die Erde herabließ, um Allen Erquickung und Früchte des ewigen Lebens zu geben. Auch wir sind eingeladen zur

Theilnahme am Christenthume, zur Gemeinschaft mit dem Vater und mit dem Sohne, 1. Joh. 1, 3.; sind eingeladen schon von Kindheit an, in unserer Taufe, durch den empfangenen Unterricht, durch die Theilnahme an allen christlichen Gütern, durch das Leben in der christlichen Welt; hören die einladende Stimme noch heute. Auf! nicht bloß zu den Geladenen, sondern zu den Kommenden, nicht zu den Unwürdigen, sondern zu den Würdigen und Auserwählten wollen wir gehören!

Wir, wir wollen Alles anwenden, daß Christus und das Christenthum bey uns bleibe, unter uns wohne, Frucht bringe, und segne, daß es heiße: siehe, eine Hütte Gottes unter den Menschen, und Er wird unter ihnen wohnen! Wir wollen das Wort des Lebens, das Gebot der Liebe, die Verheißungen göttlicher Gnade bewahren im Herzen; geltend machen in unseren Häusern; fortpflanzen auf unsere Kinder und Nachkommen. Wir wollen Gott anrufen, daß er uns sein Wort erhalte, die evangelische Kirche, die auf das Wort Christi gebauet ist, schütze, den Weinberg segne, und nicht anderen Weingärtnern austhue, die denselben besser warten. — Wer bis jetzt mit mir dachte, mit mir empfand, wird nun gerne auch mit mir beten: Ach bleib mit deiner Treue bey uns, o Herr und Gott! Beständigkeit verleihe, hilf uns aus aller Noth!

II.

Die Menschen verachten noch immer, was doch ihr Glück ist.

O du, der du in dein Eigenthum kamest, und von den Deinen nicht aufgenommen, sondern verachtet, verfolgt, an das Kreuz geschlagen wurdest, und doch ein ewiges Werk zum Heile



der Menschen hinterließest: lasse uns deine Größe und Herrlichkeit erkennen, das Reich, welches du stiftetest, und in welches auch wir versetzt sind, lieben, würdige Bürger desselben werden, und nicht verachten, was unser Heil, unser höchstes Gut ist! Amen.

Nur äußerst langsam und fast unmerklich ist das Fortschreiten der Menschen in wahrer sittlicher Bildung, in frommer Gesinnung und Gott wohlgefälligem Leben, und es scheinet, als ob die Menschen im Ganzen, als eine Gemeinschaft gedacht, in sittlicher Hinsicht sich so ziemlich gleich bleiben. Denn wenn auch Einzelne sich über das Gemeine erheben, so giebt es derer, die zurückbleiben, desto mehr, immer viel Berufene und wenig Auserwählte. Zu allen Zeiten finden wir daher dieselben Leidenschaften, dieselben Verirrungen, Sünden, Laster, und unter gleichen Umständen kehren immer die alten Frevel wieder. Zwar sind die Menschen in Erfahrungen und Erkenntnissen zum Erstaunen fortgeschritten, denn ein Tag lehret den anderen; zwar ist man besonders in die innere Werkstätte der Natur, in die Geheimnisse ihrer Kräfte, ihrer Gesetze, des inneren Getriebes derselben tiefer eingedrungen; zwar hat sich der Aberglaube, der sich auf die Unbekanntschaft mit der Natur gründete, gar sehr vermindert. Die Sitten sind feiner, der Umgang ist gefälliger geworden, die Roheit hat ab-, die Verfeinerung hat zugenommen. Aber durch Alles dieses sind doch die Menschen nicht besser geworden, hat doch der innere sittliche Werth, die Tugend, die Gottseligkeit wenig gewonnen. Klagt man nicht noch immer über die Abnahme alter deutscher Redlichkeit und Treue? Die Menschen sind klüger, aber auch verschmitzter, sind feiner, aber nicht redlicher und wohlwollender geworden. Sie sind vielmehr noch eben so sinnlich, eigennützig, eitel, streit- und herrschsüchtig, als sie es in alten Zeiten waren. Wie man zur Zeit, als Noah in die Arche ging, aß und trank, freiete und sich freien ließ, und leichtsinnig blieb, bis die Sündfluth kam, Matth. 24, 38. 39., so ist es noch immer. Das Leben also, welches durch die Naturtriebe im Gange erhalten wird, bleibt

sich

sich immer gleich; nur das höhere, bessere Leben aus Gott will nicht lebendig werden. Ja, das, was einen höheren Sinn gründen, die Menschen heben, mit ihrer Würde und Bestimmung sie vertraut machen, sie in das Ebenbild Gottes verwandeln soll, das Christenthum — wird nicht geachtet. Und sie verachteten das — gilt noch immer: aber damit weisen die Menschen von sich, was doch ihr höchstes Glück ist.

Die Menschen verachten noch immer, was doch ihr Glück ist. Lasset uns die Wahrheit und Erfahrungsmäßigkeit dieser Behauptung, die Ursachen und Folgen dieser Verkehrtheit erwägen.

1.

Nein! Nicht bloß Kinder und dem sinnlichen Eindrucke und dem Gauckelspiele der Sinne noch sehr hingegebene Jünglinge verschmähen oft Fleiß, Ordnung, Sittsamkeit, und vergeuden kostbare, unersetzliche Stunden und Tage, sondern unbegreiflicherweise verachten auch Männer und Frauen, was doch ihr Glück ist. Diese Erfahrung und die Wahrheit dieses Ausspruches fängt an mit dem Vater und mit der Mutter des menschlichen Geschlechtes, fängt an im Paradiese mit dem Verbote: du sollst nicht essen von den Früchten des Baumes mitten im Garten. Sie verachteten das, aßen doch, und kosteten den Tod. Und so gehet diese Erfahrung durch alle Zeitalter der Geschichte hindurch, daß die Menschen das verachten, was zu ihrem Frieden dienet, was ihr Glück ist. Dasselbe Schicksal hatte insbesondere das Christenthum; den Juden, die an ihrem Opfer- und Tempeldienste hingen, war es ein Aergerniß, und den Griechen, die ihrer Vernunftweisheit vertrauten, war es eine Thorheit, so daß noch Paulus der stolzen Weisheit der Griechen gegenüber bekennen mußte, daß er sich des Evangelii Jesu Christi nicht schäme.

Verachtet, als etwas Entbehrliches angesehen, dessen man nicht bedürfe, ward das Christenthum schon zu der Zeit Jesu. Der Prophet galt am Wenigsten in seiner Vaterstadt, wo man

seinen

seinen Vater, seine Mutter, seine Brüder und Schwestern kannte. Er kam in sein Eigenthum, trat unter seinen Landesleuten auf, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf. Und doch wollte er das väterliche Gesetz nicht aufheben, sondern erfüllen, vollständig machen, das Fehlende ergänzen; dem Buchstaben lebendigen Geist geben, sein Volk auf eine höhere Stufe der Bildung erheben. Er knüpfte seine Weisheit von Oben an die väterliche Religion an, und die Grundlehren derselben, die Lehre von Einem Gotte, und das Gebot der Liebe, waren die Grundlage, auf welcher er das Gebäude des Christenthums aufführte. Aber mit den Vorurtheilen seiner Zeit, welche das Unwesentliche für das Wesentliche hielten, und dahinten ließen im Gesetze das Wichtigste, die Barmherzigkeit und die Liebe, mußte er in Kampf treten, wie denn jede neue Wahrheit in diesen Kampf verwickelt, und nur kämpfend errungen wird. — Nur auf äußere Handlungen, Gebräuche und Opfer legte man einen Werth, ohne darauf zu dringen, daß man die Handlung mit frommem Sinne und reinem Herzen thun, und daß man die höhere Bedeutung der Gebräuche erfassen müsse. Jesus hingegen forderte ein Gott und Menschen liebendes Herz, ein Einswerden mit Gott durch göttliche Gesinnungen, und ein Leben, das aus diesem Sinne hervorgehet, und durch jede Tugend verklärt wird. — Nur in dem Tempel auf dem Berge Moria konnte man, nach der damaligen Behauptung, Gott wohlgefällig anbeten; nein, sprach Christus, weder an Orte, noch an Zeiten ist die wahre Verehrung Gottes gebunden, sondern überall und zu aller Zeit weihet das fromme Gemüth jeglichen Ort, und so stürzte dieser Grundsatz den Tempeldienst und die für heilig gehaltenen Berge. — Durch Opfer wollte man nach Versündigungen Gott versöhnen, uneingedenk der Worte der Propheten: ich mag eure Opfer nicht, thut euer böses Wesen vor meinen Augen hinweg; Christus hingegen lehrete nur eine Versöhnung durch Reue und Besserung, daß man die Scheidewand zwischen den Menschen und Gott, die Sünde, hinwegnehme, und mit Gott lebe in Friede und Freundschaft. — Gemeingeist, Eintracht

wollte er in seinem zerrütteten Vaterlande wecken, wollte ihm aufhelfen durch höhere Bildung, wollte es zusammenhalten, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel. Aber sein Vaterland wollte das nicht, verachtete das, und beschleunigte dadurch nur um so mehr seinen Untergang.

So ging es dem Christenthume in dem Lande, wo dieser Baum des Lebens gepflanzt ward. Allein ist es in unseren Tagen besser? Das, was uns Alle heben, erleuchten, bessern, stärken, einen neuen Geist, Muth und Sinn beleben, unseren Uebeln abhelfen, zu höherem Frieden führen soll, ist das Christenthum. Es ist in keinem Anderen Heil, es ist in keinem Anderen Rath, Rettung und Hülfe, als in Christo, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Heiligung und zur Erlösung, als in höherer Veredlung und sittlicher Vollkommenheit der Menschen. Allein glaubt man denn das? Siehet man wohl das Christenthum als das Eine an, was Noth ist? Hat man nicht tausend Wege außer dem Christenthume, auf welchen man zum Ziele des Glückes zu gelangen meynt? Und sie verachteten das, heißt es noch immer; aber damit verachten die Menschen zugleich ihr wahres Glück. — Oder getrauet ihr euch zu behaupten, daß die Menschen unserer Zeit auf die Belehrung, Stärkung und Befestigung in den Glaubens- und Tugendwahrheiten des Christenthums, auf die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens, auf die fromme Vereinigung in gottseligen Gefühlen und Gesinnungen einen höheren Werth legen? Sind die Häuser der Erbauung und der Erhebung der Gemüther zu göttlichen Dingen mehr beliebt und besucht, als die Häuser des Vergnügens? Wo giebt es ein christliches Bethaus, von dem die Worte nicht gälten: es ist aber noch Raum da? Und welche Entschuldigungen und Ausflüchte, warum man nicht kommen könne, warum man sich von seinem Ackerwerk und seiner Handthierung nicht abmüßigen könne, werden da gehört, so daß die Entschuldigungsgründe oft noch schlechter sind, als das Ausbleiben selber! Unter dem Ackerwerke aber verstehen wir nicht bloß das eigentliche Ackerwerk, sondern jeglichen Beruf, er mag auf der Studier-, oder auf



der Gerichtsstube getrieben werden. Genug, sie gehen, der Eine auf seinen Acker, der Andere an seine Handthierung, so heißt es im Evangelio, und im Leben, wie denn das Evangelium ein Spiegel des Lebens ist.

So Viele könnten zur Ordnung, zu guten Sitten, zur Achtung der Menschen, zum Glücke des Lebens gelangen, wenn sie nicht die Zucht haßten, wenn sie die Liebe ihrer Eltern, Freunde und Vorgesetzten suchten. Aber ein freyes und ungebundenes Leben, welches den Zügel der Pflicht wegwirft, ist dir lieber, du verachtest die Zucht, und damit dein Glück, und es ist noch nicht ausgemacht, ob du einst auch als ein verlorener Sohn zur Erkenntniß, und reuig und gebeugt in die Arme des himmlischen Vaters zurückkommen werdest. — Wer Pflicht, Tugend und das Christenthum verachtet, verachtet sein eigenes Glück.

2.

Fragen wir nun nach den Ursachen, warum die Menschen das Höhere und Bessere, das Göttliche und Ewige im Christenthume, und damit ihr eigenes Heil verachten: so dringt sich uns als Ursache dieser Denkungsart auf

der irdische Sinn, der keine anderen Güter kennet, als solche, die die Welt giebt: Nahrung, Reichthum, Ansehen, Ehre, Vergnügen, Ergötzungen. In diesen von Wind und Wetter, von den Launen der Menschen und des Schicksals abhängigen, gar nicht in unserer Gewalt stehenden, gar nicht von unserer Thätigkeit allein abhängigen Gütern suchen nun die meisten Menschen das Glück ihres Lebens. Eben diese sinnliche Denkart ziehet den Sinn der Menschen herab auf das Irdische, richtet ihn auf das Sichtbare, Wandelbare, Vergängliche, hindert den Blick nach Oben, schwächt die Liebe zu dem, was unsichtbar, aber doch wirklich und beseligend ist. So schleppen die Menschen die Ketten des Sinnlichen und Irdischen, wie Baugefangene der Erde, und ahnen nicht die herrliche Freiheit und die Seligkeit der Kinder Gottes. War nicht den Verächtern des

König-

Königlichen Mahles ihr Erwerb, ihr Ackerwerk, ihre Handthierung lieber, als das Königliche Mahl? Erschien ihnen nicht die Zeit, die sie dem Feste des Sohnes ihres Königs widmen sollten, als Zeitverlust? Haben nicht die Allermeisten andere, und, wie es sie dünkt, wichtigere Dinge zu thun, als sich mit der Bildung ihres Geistes und Herzens, mit Gott und mit göttlichen Dingen zu beschäftigen?

So fühlen sich die Menschen mehr als sinnliche, denn als sittliche Wesen, mehr als Leibeigene der Erde, denn als Bürger des Reiches Christi und des Himmels, und ahnen nicht ihre hohe göttliche, ewige Bestimmung. Was sie lieben sollen, muß sich sehen, hören, betasten, schmecken, zählen lassen, und wo ihr Schatz, ihr höchstes Gut ist, da ist auch ihr Herz. Diese halbe Verwilderung der Menschen, die mehr von dem Naturinstinkte, als von der Vernunft und der Erkenntniß des göttlichen Willens geleitet werden, weiset hin auf den großen Mangel an wahrer Bildung, auf die tiefe Unwissenheit, in welcher so Viele leben. Wer an dieser zweifeln könnte, der würde verrathen, daß er das Heidenthum — nicht auf den Dörfern, sondern — in den großen Städten, daß er den Mangel an aller Bildung, die Rohheit, den Verfall, das Elend in den Höhlen der Armuth noch nicht gesehen und beobachtet habe. Ach! daß du es doch wüßtest, was zu deinem Frieden dienet, seufzen die Menschenfreunde, und setzen weinend hinzu: aber es ist vor deinen Augen verborgen.

Das Christenthum, das Christenthum, welches den Armen verkündiget wird, könnte allein helfen, könnte Licht und Kraft und Trost geben. Das Angesicht des Menschen hat Gott zum Himmel emporgerichtet, aber unseren Geist, unser Herz, unsere Liebe, unsere Hoffnung richtet allein das Christenthum nach Oben. Allein, ob das Christenthum gleich ruft, einladet, fast zudringlich wird, daß man sich seiner nicht erwehren kann, wie viel Weise nach dem Fleisch, wie viele Arme am Geiste kennen

wohl dasselbe, seinen Kern und seine Kraft? Wie Viele haben es denn mit lebendiger Ueberzeugung erkannt, daß die Weisheit von Oben, daß das Christenthum unser Inneres ordne, unser Herz reinige, unsere Liebe auf göttliche und würdige Dinge lenke, unser Leben liebe- — und tugendreich, und dadurch freudenreich mache; daß es inneren Frieden und innere Freude, Vertrauen und Zuversicht auf Gott, und bey Menschen Achtung und Liebe bewirke, und daß uns Alles, was wir bedürfen, von selbst zufalle. Aber eben die Unbekanntschaft mit dem Geiste, mit der Kraft, und mit dem Segen des Christenthums ist die Ursache des Verfalls und der Rohheit, daß die Menschen verachten, was doch ihr Glück ist.

3.

Noch soll von den Folgen der verkehrten Denkart die Rede seyn. Aber diese Folgen — liegen sie nicht schon darin, daß die Menschen verachten, was doch ihr Glück ist?

Ihr Glück also verachten die, welche Christum und das Christenthum verachten. Ich will nicht hinweisen auf die Erstgeladenen, auf das Israelitische Volk, und auf seine Schicksale. Ich will nicht erinnern an jene morgenländischen Länder, wo einst das Christenthum entstand, blühete, und auf welchen jetzt der Fluch des Türkenthums lastet. Ich will nur fragen, ob es in unserer Zeit so viel Elend, so viele Verwirrung und Unordnung, so viele Härte geben könnte, wenn das Christenthum und sein Geist der Liebe, wenn Recht und Gerechtigkeit, wenn Menschenachtung und Menschenliebe, wenn Menschenschonung und Menschenbeglückung allgemein herrschten, und so gewaltig wären, wie das Gegentheil dieser Tugenden?

Wer das Christenthum verachtet, der verachtet die Quelle aller wahren Bildung, aller Tugend, der verachtet das, was den Menschen zum Menschen, zum vernünftigen, freyen, Gott ähnlichen Wesen erhebet. Wenn man aber die Quelle aller Bildung und Tugend verachtet: müssen nicht Rohheit und Unwissen-

wissenheit in göttlichen Dingen, müssen nicht Sünden und Laster, müssen nicht Unordnungen und Ausschweifungen, müssen nicht Verderben und Elend überhand nehmen? Bleibt der heiligen Gottheit etwas Anderes übrig, als daß sie uns in die Finsterniß hinauswirft, uns die Folgen der Unvernunft empfinden läßt, uns als verlorene Söhne durch die Schule der Leiden zur Wahrheit, zur Tugend zurückführt?

Ja, das verachtete Christenthum wendet sich von den Verächtern hinweg zu denen, die dessen würdiger sind, und das ist die allertraurigste Folge. Christus, seinen Landesleuten ein Stein des Anstoßes, ward der Eckstein eines größeren Gebäudes unter den Heiden. Ja, in die äußerste Finsterniß hinaus wurde das Volk geworfen, welches Christum verachtete, seine Knechte sammt ihm tödtete. Zeiten der Unordnung und der Empörung kamen, keine versöhnende Stimme, welche die Partheyen unter Eine Fahne lockte, wie die Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel, wurde gehört. Es fiel der Tempel und der Tempeldienst, es fiel die Stadt und der Staat, und wo, wo ist die eigenthümliche Heimath des Volkes, das Christum verachtete, und seine Knechte höhnte? Wie viele Ursache haben wir daher, zu beten: Herr, Gott, barmherzig und gnädig! Erhalt' uns deiner Wahrheit Licht! Laß immer heller uns es leuchten, es immer theurer unserm Herzen werden, und immer weiter sich verbreiten. Erhör' uns gnädig, unser Gott!

III.

Über die Strafwürdigkeit derjenigen, welche sich in die äußere Gemeinschaft der christlichen Kirche einschleichen, ohne doch innerlich derselben anzugehören.

Unter dem heiteren Bilde eines fröhlichen Mahles, welches ein König seinem Sohne zur Ehre und Freude veranstaltet, beschreibt uns

uns der Heiland im Ev. die Anstalt des Christenthums, diese göttliche Anstalt zur Heiligung und zur Seligkeit der Menschen. Diejenigen, welche diese Anstalt zu ihrer Heiligung und Seligkeit ergreifen, und Theil nehmen an den geistigen und himmlischen Gütern des Christenthums, nennet der Heiland Gäste. Der König sendet seine Boten aus, um die Gäste zu rufen, ja, zu wiederholtenmalen läßt er sie einladen, es sey Alles für sie bereit, sie dürften nur kommen. Allein ob sie gleich nicht etwa zu schweren Leistungen, Büßungen und Aufopferungen, sondern zum Genusse eingeladen wurden, so heißt es doch von ihnen: sie verachteten das, sie wußten des Königs Liebe, sie wußten seine getroffenen Anstalten zur Freude der Gäste nicht zu schätzen, und gingen auf ihren Acker, an ihre Handthierung, und ließen sich in ihrer gewohnten Lebensweise nicht unterbrechen. Diese verschmähen also die Einladung und das Mahl, und in diesen erblicken wir die offenbaren Verächter des Christenthums, die außer der christlichen Gemeinschaft bleiben, und denken: was gehet uns die göttliche Anstalt an? So dachten die meisten Landsleute Jesu; er kam in sein Eigenthum, zu seinen Landsleuten, aber sie nahmen ihn nicht auf. Was will uns dieser lehren? sprachen sie; glaubt auch einer der Obersten an ihn? nur der große unwissende Haufe hält es mit ihm. Ja, in roher Widersetzlichkeit übten sie sogar Gewalt an den Knechten, die zum Christenthume einluden, höhneten und tödteten sie.

Mußte das nicht den freundlichen, wohlmeynenden König empören? Mußte er sich nicht nach anderen Gästen umsehen, die seine Liebe besser zu würdigen wüßten? Er sandte daher seine Diener hinaus auf die Straßen des Landes, daß sie zur Hochzeit ladeten, wen sie fänden. Von ihren Landsleuten verworfen, wandten sich die Knechte Christi, die Apostel, zu den Heiden, und die Zahl der Christen nahm zu, es vermehrten sich die Gemeinden, die christliche Kirche wuchs. Freilich waren es nicht lauter würdige und gute, Viele kamen zum Mahle des Christenthums, bloß um Vortheile zu erschleichen, bloß um des

Genus=

Genusses willen. Diese Unwürdigen werden uns abgebildet in dem Gaste, der sich eingeschlichen hatte, ohne ein hochzeitliches Kleid anzuhaben. Aber, werden Viele unter euch denken: wie konnte es der König anders erwarten, da seine Knechte auf den Straßen zusammenrafften, wen sie fanden? Wie konnte der König so hart seyn, und den Mann ohne Feierkleid so hart bestrafen? Doch dieser Einwand verschwindet, und das Gleichniß Christi stehet in untadelhafter Zweckmäßigkeit da, wenn wir bedenken, daß in den Häusern vornehmer Morgenländer solche Feierkleider vorräthig waren, und jedem Gaste, zumal wenn er es bedurfte, bey seinem Eintritte ein solches Feierkleid gegeben wurde. So gab Joseph in Aegypten jedem seiner Brüder ein Feierkleid, und dem Benjamin fünf; 1. Mos. 45, 22. So räthselte Simson um dreißig Feierkleider, und gelobte demjenigen dreißig Feierkleider, der sein Räthsel errathen würde; Richter 14, 12. Für diesen Vorrath von Kleidern sorgten die spinnenden und webenden Frauen des Morgenlandes, wie wir aus den Sprüchen Salomons Kap. 31. ersehen. Der Mensch mit dem unreinlichen, anstößigen Kleide hatte also sich eingeschlichen, hatte das dargereichte Feierkleid entweder nicht begehrt, oder verschmähet, und unter diesem den Anstand und die Sitte so verletzenden Menschen werden uns diejenigen bildlich vorgestellt, die sich zur äußeren Gemeinschaft der christlichen Kirche halten, ohne doch die innere Würde und die Gott wohlgefällige Beschaffenheit eines wahren Christen zu haben. Man könnte solche Schmarotzer an der Tafel des Christenthums nennen, die sich bloß die Vortheile des Christenthums zu Nutze machen wollen, ohne doch in ihrem Geiste, Herzen und Wandel Christo und seiner Gemeine der Gläubigen anzugehören. Von diesen lasset uns heute reden, indem wir über die Strafwürdigkeit derjenigen nachdenken, welche sich äußerlich in die Gemeinschaft der christlichen Kirche einschleichen, ohne ihr doch innerlich anzugehören. Wir müssen solche Menschen ohne das hochzeitliche Kleid näher beschreiben, und ihre Strafwürdigkeit darthun.

1.

Zu Gästen des Christenthums, die der himmlischen Einladung folgten, die dem Rufe Christi: **kommt her zu mir, ich will euch erquicken!** Gehör gaben, die an der Königstafel, wo geistige, ewige Güter gespendet werden, sich einfanden, rede ich auch heute. Allein wenn der König, wenn der große, alliebende Gott in unsere Mitte träte, um die Gäste zu besehen, würde er lauter Auserwählte finden, auf denen sein Auge mit Wohlgefallen ruhete? Diese Frage legt uns unser Evangelium in den Mund, wirft das Gewissen auf, und wenn wir uns auch nur die Möglichkeit denken, daß Einer oder der Andere ohne ein hochzeitliches Kleid, ohne der Christen Ehrenschmuck, ohne der Christen Glaubens- und Tugendschmuck in unserer Mitte sich eingefunden habe: so ist es abermals das Gewissen, welches, wie dort Judas, fragt: Herr, bin ich's? Aber der Allwissende ist wirklich hier unter uns getreten, sein Auge siehet, sein Geist umgiebt uns, er kennet Jeden, die Berufenen, wie die Auserwählten, und ehrfurchtsvoll spricht unsere Seele: **Herr, du erforschest und kennest mich!**

Es giebt aber derer so Viele, die sich nur äußerlich zu der Gemeinschaft der christlichen Kirche halten, und doch innerlich derselben nicht angehören, so Viele, welche Herr, Herr sagen, und doch keinen Glauben, keine Liebe, kein Vertrauen zu unserem Herrn haben; so Viele, die sich in das Reich Christi einschleichen, und die doch immer noch der Welt angehören, die die unchristliche weltliche Denkart haben, und durch das Christenthum noch nicht wiedergeboren, noch nicht neue Menschen nach dem Ebenbilde Gottes geworden sind. Das sind die, die ohne das hochzeitliche Kleid sich einschleichen, ohne den Schmuck, welchen Christus darreicht, und welches wir nur annehmen dürfen, ich meyne den Glauben, die Unbescholtenheit und Reinigkeit von Sünden, die Tugend und Liebe, diesen Geistes- und Herzensschmuck der Christen. Das hochzeitliche Kleid ist also kein äußeres Merkmal, keine äußere Gebehrde und Sitte, sondern eine

eine innere, von Christo ausgegangene Beschaffenheit des Geistes und des Herzens, ein gläubiger Geist, ein reines, Gott und Menschen, und alles Gute liebendes Herz, ein durch Christum für alles Wahre, Gute, Heilsame lebendig gemachter Sinn und Muth, der sich offenbaret in fröhlicher, vertrauensvoller Thätigkeit für alles Gute, wie Christus selber, wie Paulus, wie Luther diesen Sinn offenbarte.

1. Das hochzeitliche Kleid der Christen, welches sie der Gemeinschaft mit der christlichen Kirche fähig macht, ist vor Allem Glaube an Christum, als den Sohn und Gesandten Gottes, als den Erlöser aus Sünde und Noth, als den Führer zu Gott, zur Tugend und zum ewigen Leben, welcher ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, und ist in keinem Anderen Heil. Doch dieser Glaube an die hohe göttliche Persönlichkeit des Erlösers ist nur die eine Seite und die eine Hälfte des christlichen Glaubens, und zu diesem gehört auch Glaube an das Evangelium, als eine Kraft Gottes, selig zu machen, Glaube an Gottes Liebe und Erbarmung, die sich in der Sendung des Eingeborenen und in dem Werke der Erlösung offenbarte. Wer nun von diesen Ueberzeugungen durchdrungen im Reiche Christi lebt, wer im Christenthume eine sittliche Anstalt Gottes zur Erlösung, Heiligung und Beseligung der Menschen erblickt, wie könnte dessen Wandel noch der Welt und ihren Gütern, noch dem Fleische und seinen Lüsten angehören? Durch diesen Glauben aber kommen wir zuerst in die Gemeinschaft mit Christo, Ueberzeugungen, Gesinnungen, ein Leben und Streben, wie alles dieses in Christo selber war, vereinigen uns innerlich mit Christo, und bewirken eine Gemeinschaft des Sinnes und des Lebens, eine Seelengemeinschaft mit Christo. Darum spricht Johannes: was wir gesehen und gehöret haben von ihm, der das Leben ist, und ist uns erschienen, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habet, und diese Gemeinschaft

sey

sey mit dem Vater, und mit seinem Sohne Jesu Christo; 1. Joh. 1, 3. Durch diesen Glauben an Christum kommen wir auch in die innere Gemeinschaft mit der Kirche Christi, mit der Gemeine der Gläubigen, Ein Geist, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller, vereiniget uns innerlich, und nur aus dieser inneren Gemeinschaft gehet die äußere Kirchengemeinschaft hervor. Wer nun aber äußerlich zur christlichen Kirche sich hält, in ihr lebet, ohne doch innerlich durch den Glauben mit Christo und mit seiner Gemeine verbunden zu seyn, — ist der nicht ein todtes Mitglied, ein Nichtchrist unter Christen, ein Kind der Welt unter den Kindern Gottes, ein Mensch, der sich in die äußere Gemeinschaft der Christen eingeschlichen hat, ohne das hochzeitliche Kleid anzuhaben? Wie Viele solcher mag der Allwissende erblicken, wenn er seine Gäste besiehet! Wie Viele mag das Wort treffen: Freund, wie bist du hereingekommen in die Gemeinschaft der Christen, und doch ohne christlichen Glauben?

2. Im unreinen, schmutzigen Welt- und Geschäftskleide, abstechend von den Uebrigen im Feierkleide, hatte sich der Unwürdige eingeschlichen, der wohl an der Königstafel mit sitzen wollte, aber gegen allen Anstand, gegen alle Ordnung des Königs. Denn das hochzeitliche Kleid der Christen ist Reinigkeit von aller Befleckung der Sünde, ist ein reines Herz, und ein reiner unsträflicher Wandel. Uns von Sünden und von jeder Ungerechtigkeit zu reinigen, kam der Sohn Gottes auf die Erde, stiftete er den Verein der Auserwählten, die durch ihn zum seligen Leben aus Gott erhoben werden, stiftete eine Kirche im Gegensatze der Welt, welche die Gemeinschaft der Ungebesserten ist, und vergoß sein Blut. Rein von Sünden soll der Einzelne seyn, der innerlich zur Kirche Christi gehören will. Darum ruft Paulus: meine Liebsten, lasset uns von aller Befleckung des Geistes und des Fleisches uns reinigen, und fortfahren mit der Heiligung in der Furcht Gottes; 2. Cor. 7, 1. Und was ist unsere

unsere Weihe zum Christenthume anders, als das Sinnbild der Reinigung des Geistes von jeglichem Aberglauben, und des Herzens von jeglicher Sünde? Denn die Taufe ist, wie Petrus spricht, nicht das Abthun des Unflaths am Fleische, sondern der Bund eines reinen Gewissens mit Gott; 1. Petr. 1, 21. — Rein von Sünden soll die Gemeine und die Kirche Christi, also die Gesammtheit der Christen seyn, eine reine, unbefleckte Braut, die Christo zugeführt wird, wie Paulus spricht: eine Gemeine, die herrlich sey, die nicht habe einen Flecken, oder Runzel, oder deß etwas, sondern daß sie heilig sey und unsträflich; Eph. 5, 27. Aber wie viele Unreine, Lasterhafte mit heidnischem Leben, denen das hochzeitliche Kleid der Reinigkeit von Sünden gebricht, leben in der äußeren Gemeinschaft der Kirche Christi, ohne ihr innerlich anzugehören! Wie Viele schleichen sich ein in der schmutzigen Denkart der Welt, mit schmutzigen Reden, Sitten und Thaten, denen das hochzeitliche Kleid, das innere Merkmal, das reine Herz der Christen gänzlich fehlet! Guter, heiliger König, dessen Auge nur das Reine liebt, wenn du Schau hältst und die Gäste besiehest, wie Viele mag Dein Auge erblicken, die das hochzeitliche Kleid nicht haben, wie Viele, die du anreden mußt: Freund, wie bist du hereingekommen?

3. Das hochzeitliche Feierkleid der Christen, das innere Merkmal, woran man die Christen, die Gäste Gottes an seiner Königstafel erkennet, ist Liebe von reinem Herzen, von gutem Gewissen, von ungefärbtem Glauben; ist Liebe zu Gott und Menschen, ist unmittelbares Wohlgefallen an allem Guten, was göttlicher Wille ist; ist freudiges Rechtthun ohne Zwang, ohne Kampf, ohne Furcht; ist freudiges Wirken für alles Wahre und Gute, für Menschenbildung und Menschenwohl, insbesondere für das Christenthum, als den Quell und den Mittelpunkt aller Bildung, alles Wohls. Diese Liebe nennet das Christenthum die Königin und die Mutter der

Tugend,

Tugend, und es giebt nur eine Tugend, die Liebe. Aber diese Mutter der Tugend hat himmlische Kinder und Töchter, und aus der Liebe entstehen die Tugenden, die Theilnahme, das Wohlwollen, die wohlthätige Beförderung fremden Wohls, die Verzeihung, die Verträglichkeit, die Großmuth gegen Beleidiger, der Eifer für gemeinsames Wohl, und wie alle die Tugenden heißen, die wohl lauten, und die den Christen zieren, als sein Ehrenkleid. Diese Liebe ist das Merkmal, ist gleichsam das Feierkleid des Christen, woran man denselben erkennet, wie der Erlöser spricht: daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt. Aber meynet ihr nicht, daß sich Viele ohne das hochzeitliche Kleid der Liebe in die äußere Gemeinschaft der Christen einschleichen, ohne doch innerlich zu der Gemeinschaft der Christen zu gehören? Oder kennet ihr keine Lieblosen, keine Eigennützigen, Selbstsüchtigen; keine Uebelwollenden und Feindseligen; keine Neidischen, keine Friedensstörer? Ach, wenn der König kommt, die Gäste zu besehen, wie viele Berufene und wie wenig Auserwählte, wie viele Gäste, aber wie wenige Würdige mag er da sehen!

2.

Noch haben wir von der Strafwürdigkeit derer zu reden, die sich zur äußeren Gemeinschaft der christlichen Kirche halten, die an den Segnungen des Christenthums, an dessen Früchten Theil nehmen wollen, ohne doch innerlich der Kirche Christi anzugehören. Aber die zeitherige Ausführung hat uns schon so viele Zeit weggenommen, daß wir auf Andeutungen und Fingerzeige für die Nachdenkenden uns beschränken müssen.

1. Schändlich, strafbar ist es, in der äußeren Kirchengemeinschaft zu leben, und doch innerlich derselben nicht anzugehören, zu der Gemeine der Gläubigen gezählt seyn zu wollen, und doch der Welt, der Gemeine der Ungläubigen, noch anzugehören, deren Sinn und Leben ferne ist von Christo. Genießen wollen

wollen sie die Früchte des Christenthums, mit sitzen wollen sie an der Königstafel, ohne doch die Bedingung zu erfüllen, ohne welche man nicht in das Reich Christi eintreten kann, nämlich: Glaube, Buße, oder Reinigung von Sünden, und die Liebe, als die Seele alles Guten. Allein ist das nicht bloßer Eigennutz, und eben die unchristliche Denkart der Welt? Ist das nicht Täuschung, und Heucheley, und jenes Schafskleid, welches den inwendigen Wolf, den Nichtchristen, den Ungebesserten, verdecken soll? Nein, der Christ liebt die Wahrheit, nicht täuschenden Schein, er will die Sache, nicht ihren Schatten, darum ist es schändlich und strafbar, zu der Gemeine Christi gerechnet seyn zu wollen, und doch der Welt, der Gemeine der Ungebesserten, anzugehören.

2. Frevel ist es, in der äußeren Kirchengemeinschaft zu leben, und doch innerlich, im Glauben und in der Liebe, derselben nicht anzugehören. Meynest du, den König, den Allwissenden zu täuschen, wenn er kommt, um die Gäste zu besehen? Siehest du nicht im Evangelio, wie sein Auge den Unwürdigen alsbald herausfindet? Ach, wenn du Glauben hättest an den Heiligen, an den Allwissenden, wie könntest du es wagen, unter die Bekenner Gottes und Christi dich zu rechnen, ohne es doch zu seyn? Ach, wenn du die Liebe ergründet und empfunden hättest, mit welcher Gott uns liebte in Christo, wie er aus freyer Liebe uns einlud zu dem Reiche, zu dem Hochzeitmahle seines Sohnes, wie könntest du Gast dieses Mahles seyn wollen, ohne doch das Ehrenkleid, ohne die innere Würde und Güte eines Christen zu haben?

3. Ja, die Verschuldung und die Strafbarkeit dieser Gesinnung ist um so größer, da das Ehrenkleid, mit welchem wir vor Gott und in der Gemeinschaft seiner Kirche erscheinen sollen, da der Glaube und die Buße und die Liebe uns von Christo angeboten und dargereicht wird, wie den Gästen das Feierkleid! Ihr, die ihr in der Kirche Christi lebet, und doch innerlich nicht ihr, sondern der Welt noch angehöret, höret ihr denn nicht den

Ruf: Kommet, kommet zum tugendhaften und seligen Leben! Könnet ihr es läugnen, daß ihr so dringend, immer wieder auf's Neue, zu wiederholtenmalen eingeladen werdet, kommet! Oder sind euch die Verheißungen unbekannt geblieben, welche denen zu Theil werden sollen, die mit Glaube, mit reinem Herzen und mit Liebe Christo angehören, wie sie eingehen sollen zur Hochzeit des Lammes, zum seligen Leben? Siehe, ruft euch heute Christus, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So Jemand meine Stimme hören wird, und die Thüre aufthun, zu dem werde ich eingehen, und das Abendmahl mit ihm halten, und Er mit mir; Offenb. 3, 20.

Herr! wir haben deinen Ruf vernommen. Hilf uns zu dem Ehrenkleide der Christen, zu dem Glauben, zu dem reinen Herzen, zu der Liebe; und wenn du kommst und Schau hältst, lasse uns würdig erfunden werden, zu den Auserwählten zu gehören!

Andere Sätze.

1. Sehr verschieden ist das Benehmen der Menschen gegen das Christenthum; die Einen thun, als gehe es sie nichts an, in den Augen Anderer hat es entschiedenen Unwerth, wieder Andere weisen es von sich mit roher Gewalt, indem sie die Verkündiger desselben höhnen und tödten. Ueber die dreyfache fehlerhafte Art, auf welche man sich gegen das Christenthum, als eine göttliche Anstalt, benimmt. Eine göttliche Anstalt ist das Christenthum. Dieses wird erwiesen, nicht aus den Wundern, denn diese beweisen für uns gar nichts, und erregen mehr Zweifelsucht, sondern aus der inneren Wahrheit, Vortrefflichkeit, Zusammenstimmung mit dem göttlichen Plane, die Menschen zu erlösen, zum Lichte, zur Tugend, zur Seligkeit zu führen; aus seiner fortgehenden Ge-

Geschichte, und seiner siegreichen Kraft in Hindernissen und Verfolgungen; aus seinen wohlthätigen Wirkungen, aus dem besseren und glücklicheren Weltzustande, den es hervorbrachte. Doch dieser Glaube an das Christenthum, als eine göttliche Anstalt, wird bey Christen mehr vorausgesetzt, als daß er eines Beweises bedürfte. Das fehlerhafte Benehmen gegen das Christenthum ist dreyfach. 1. Man ist gleichgültig. Der Gleichgültige ist weder kalt noch warm, und zeigt eine stumpfsinnige, zurückstoßende Lauigkeit. Gleichgültig sind wir gegen das, was in unseren Augen weder ein Gut, noch ein Uebel ist. Denn weder gegen ein Gut, noch gegen ein Uebel sind wir gleichgültig, indem wir ein Gut begehren, und ein Uebel verabscheuen. So fühlten die ersteren Geladenen sich gar nicht angezogen, V. 3., sie wollten nicht kommen. Welche Zeichen der Gleichgültigkeit geben die Christen zu aller Zeit in ihrer Unempfänglichkeit für die Belehrungen des Christenthums in jener Gefühllosigkeit, die gar kein Bedürfniß hat nach dem Höchsten und Ewigen, welches das Christenthum giebt; in der Unwissenheit, daß so Wenige das wahre Wesen und die Abzweckung des Christenthums kennen; in der Gleichgültigkeit des Vorsatzes, wo man jedes Nachdenken über das Christenthum verschmäht, und der Gelegenheit dazu aus dem Wege gehet. 2. Man verachtet das Christenthum, spricht ihm allen Werth ab. War nicht den Verächtern im Ev. ihr Ackerwerk, ihre Handthierung, ihr Erwerb viel wichtiger? Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, als sonst tausende, sagt David; umgekehrt sagen die Verächter und Weltlinge: ein Erwerbtag ist besser, als tausend Sonntage. — 3. Man stämmt sich mit Gewalt gegen das Christenthum, höhnet und tödtet seine Boten und Vertheidiger, und wenn diese in christlichen Staaten auch vor der Gewalt sicher sind, trifft irgend Jemanden der Hohn mehr, als diese? — Ermunterung, das Christenthum zur Herzens- und Lebensangelegenheit zu machen, sich dessen, als einer Kraft Gottes, selig zu machen,



machen, nicht zu schämen, vielmehr es für das größte Glück des Lebens zu achten, im Reiche Christi zu leben, und zu dieser Königstafel eingeladen zu seyn; die Knechte Christi zu hören, zu prüfen, ihrer Stimme, als der Stimme Christi, zu folgen. Denn sie verkündigen an Christi Statt: lasset euch versöhnen mit Gott! Kommet!

2. Wie wir verhüten sollen, daß unser irdischer Beruf uns nicht ein Hinderniß unserer sittlichen Bildung durch Religion werde. 1. Inwiefern der Beruf ein Hinderniß werden könne; 2. wie wir dieses verhüten sollen.

1. Der Beruf ist der Wirkungskreis unserer Tugend, Liebe, Tauglichkeit. Dieses ist der höchste Gesichtspunkt, dem alle anderen nachstehen. Wo diese christliche Ansicht nicht herrscht, wird der Beruf angesehen aus dem Gesichtspunkte der Erwerbsucht, wo Pflicht, Tugend, Gott ganz außer Nachfrage kommt. Allein was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an seiner Seele? Vergl. Weish. Kap. 15, 12. Man verwickelt sich immer tiefer in irdische Sorgen, und bey dem Starrblick auf die Erde verliert man den Blick zum Himmel. Das Streben nach Weisheit und Tugend wird immer schwächer; Liebe zur Wahrheit nennet man brodlose Grübeley, Streben nach reiner uneigennütziger Tugend nennet man Schwärmerey. So bildet sich eine kluge Verständigkeit aus, welche die Weisheit, die Erkenntniß und Liebe des höchsten Gutes, verlacht, ein zum Erwerb abgeschliffener Verstand, Erwerbsklugheit. Gleichgültigkeit und Verachtung der Religion sind die Folge. 2. Wie sollen wir verhüten, daß unser Beruf kein Hinderniß unserer sittlichen Bildung werde? Man gründe und befestige in sich die Ueberzeugung, daß Tugend und thätige Religion, oder das Streben nach dem Reiche Gottes und nach Gottes Gerechtigkeit überall oben anstehe, und unser höchster Lebensberuf

sey.

sey. Damit der irdische Beruf dem höheren Berufe nicht hinderlich werde, so lerne man den irdischen Beruf ansehen als den Posten, auf welchen Gott uns stellte, um Treue in seinem Dienste zu beweisen. Größere Verheißungen, als der irdische Erwerb, hat die Gottseligkeit, nämlich Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Und bleibt in der Naturordnung der irdische Segen aus, wenn ich nach der sittlichen Ordnung als Arbeiter Gottes treu bin? Um nicht in Weltliebe zu versinken, erhebe Auge, Geist und Herz zu Gott und göttlichen Dingen im Gebete, daß die Weisheit von Oben mit dir sey, und mit dir arbeite. Damit die höchste Angelegenheit deines Lebens, Rechtschaffenseyn und Rechtthun vor Gott, dir immer gegenwärtig bleibe, so erscheine fleißig in den öffentlichen religiösen Versammlungen, wo der sittlich gute und fromme, auf Gott und Tugend gerichtete Sinn immer neue Nahrung und Stärkung erhält.

Anmerkung. Außer diesen Predigten an diesem Sonntage finde ich keine anderen mehr, obgleich noch viele andere über freye Texte, und über das Reformationsfest, dessen Feyer sehr oft auf diesen Sonntag fiel, vor mir liegen. Gerne hätte ich einige Reformationspredigten der prüfenden Erbauung vorgelegt, vorzüglich die „Ueber Luthers Verdienste um die Wiederherstellung des ursprünglichen evangelischen Christenthums und um die Freiheit des menschlichen Geistes", die ich eine musivische Predigt nennen möchte, weil sie ganz aus Stellen aus Dr. Luthers Werken zusammengesetzt ist; und die über Amos 8, 11, 12. „Daß die Sehnsucht nach Licht und Wahrheit der evangelischen Kirche das Daseyn gegeben habe, und sie allein auch im Daseyn erhalten könne"; — allein äußere Ursachen, deren innere Gründe hier nicht gut anzuführen sind, verstatten es nicht. Gr.

Am Ein und Zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

I.

Das Bild frommer Elternliebe.

Zurück in das leidenvolle Jahr 1813, wo Kriegesheere aus den entferntesten Ländern und mit fremden Zungen sich in unserer Stadt zusammendrängten, und wo der Eigenthümer den Fremden weichen mußte; zurück in das Jahr banger Besorgnisse, wo die Furcht und die Hoffnung auf und nieder schwankte, wie der Kampf der Völker enden, auf welcher Seite der Sieg seyn werde; zurück in das uns ewig denkwürdige Jahr des Sieges, der Freiheit und des Dankes, führet uns der wiedergekehrte achtzehnte Oktober, und die an diesem Tage geschlagene Völker- und Heldenschlacht bey Leipzig. An den Abgrund des Verderbens hatte der 14. Oktober des Jahres 1806 uns und mit uns die Deutschen gebracht; alles Verlorene hingegen: Sieg und Freiheit, Selbstständigkeit der Fürsten und Völker, Unabhängigkeit der Deutschen vom Joche der Fremden, gab uns die deutsche Tapferkeit am 18. Oktober des Jahres 1813 wieder. Welche Last von unseren Herzen nahmen, mit welcher kaum zu fassenden Freude erfüllten uns die Boten des Sieges und des zu hoffenden Frie-

Friedens! Unser Auge suchte mit dankbarer Rührung den Himmel; denn von Oben kam uns Muth und Sieg, der Gewaltige im Himmel zerstreute die Fremden, und trieb sie nach ihrer Heimath zurück. Da eilten wir in dieses Heiligthum; da verwandelte sich bey dem Scheine der Kerzen die nächtliche Abendstunde in hellen Tag; da sangen, da sprachen wir: der Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich! Da zogen wir hinaus auf unsere Burg, den verwitterten Zeugen vergangener Jahrhunderte; da loderten unsere Feuer, und in der Feuersprache thaten wir den Nachbarn unsere Freude kund; da stiegen unsere Dank- und Freiheitslieder zum Himmel, und Gottes Sterne sahen so freundlich und segnend darein.

Indem ich euch so ausführlich an jenen Tag des Dankes und der Freude erinnere, alte Gefühle aufwecke, verblichene Bilder in der Erinnerung auffrische, so glaube ich etwas Nothwendiges zu thun, und den Sinn unseres Nationalfestes auszusprechen. Denn immer matter scheint das Andenken an diesen großen Tag zu werden, wo deutsche Tapferkeit und Vaterlandsliebe einen Gerichtstag hielt über die Fremden; immer schwächer scheinen die frommen und vaterländischen Empfindungen zu werden, die uns damals erhoben, immer schlaffer die Bande, welche uns damals im Geiste mit allen deutschen Brüdern vereinigten, die einerley Sprache mit uns reden, und welche gemeinsame Sprache sogar in Gefahr war. Sehe ich die Psalmen, die Propheten, und alle die heiligen Sänger und Geschichtschreiber der heil. S. an, so singen und erzählen sie bey jeder Gelegenheit Gottes Errettung des israelitischen Volkes aus der Knechtschaft Aegyptens, so singen und erzählen sie bey jeder Gelegenheit die Wunder Gottes, wie Gott die Aegypter schlug mit Krankheit, und den Pharao und sein Heer im rothen Meere, und wie Gott durch sein Gesetz und Recht Israel zu einem freyen und selbstständigen Volke erhob. Saget, lieget nicht in dieser Geschichte unsere eigene, und können wir je aufhören, von Gottes Gnade und Wundern in unserer Errettung zu singen und zu erzählen? Darum wachet auf, ihr alten Gefühle der Freude, des Dankes,

der schönen Vaterlandsliebe! Kommet zu Hauf, Psalter und Harfe wach auf, lasset den Lobgesang hören! Vernimm ihn, allmächtiger, gnädiger Gott, unser Erretter, der du deine Hand aus den Wolken streckest, aus tiefen Wassern uns zogest, vernimm ihn, unseren Lobgesang, indem wir anstimmen: Lob, Ehr' und Preis sey Gott rc.

Joh. 4, 47 — 54.

Indem wir hierauf, nachdem wir Gott das Opfer unseres Dankes dargebracht haben, zu der erbaulichen Betrachtung unseres Evangelii übergehen, so zeigt uns unser Evangelium einen ängstlichen, für das Leben seines Kindes besorgten Vater, der zu wiederholtenmalen Jesu zurief: Herr, komme hinab, ehe denn mein Kind stirbt! Ach! wie viele Tausende von Vätern und Müttern zitterten nicht in der Schlacht, deren Andenken wir feierten, für das Leben ihrer Söhne, die nicht Zwang und Gewalt, sondern freiwillige Vaterlandsliebe hineintrieb in die blutige Schlacht! Wie viele Jünglinge und Männer starben den Tod der Ehre auf Leipzigs Ebenen und Fluren! Wie Viele tragen noch immer die ehrenvollen Narben von den Wunden bey Leipzig! Indem die Vaterlandsliebe in tausend Vätern und Müttern jauchzte, trauerte zugleich die Elternliebe um die verlorenen Söhne. Die Elternliebe führte den Königischen, einen Beamten des Königes Herodes Antipas in Galiläa, zu Jesu; die Elternliebe machte den Vater so besorgt, so ängstlich, so andringend. Zwar erscheinet vor Jesu nur der Vater, nicht auch die Mutter. Aber wo können wir diese anders suchen, als am Krankenbette des Kindes, von welchem die Mutter sich nicht trennen kann. Und wer anders, als die Mutter, wird dem ängstlichen Vater die Boten entgegengesandt haben, um ihn zu beruhigen, daß es besser mit dem Kinde geworden sey? Von der **Mutterliebe** habe ich zu einer anderen Zeit geredet; *) lasset mich

*) S. Neueste Materialien, Th. 2. Seite 302.

mich daher heute von der Elternliebe zu euch reden. Das Bild frommer Elternliebe sey also jetzt der Gegenstand unserer Andacht. Wir beschauen vor Allem dieses Bild frommer Elternliebe, und beherzigen dann noch einige Ermahnungen, auf die unsere Betrachtung uns führen wird.

1.

Kein Wort der Erklärung, was die Elternliebe sey! Stärker, lebendiger, als kein Wort es ausdrückt, stehet, lebet die Elternliebe in eueren Herzen, fromme Väter und Mütter! denn wer von euch fühlet nicht den inneren Zug, der euch zu eueren Kindern hinzieht, das innere Herzensband, das unauflöslich euch mit den Kindern eures Leibes verbindet! Wer hat nicht in sich das thätige, treue Denken, Sorgen und Wachen für der Kinder Bildung und Glück! Wer hat nicht in Krankheiten der Kinder gezittert für ihr geliebtes Leben! Wer eilte nicht zu dem Arzte, wie der Königische, und sprach: Komme hinab, ehe denn mein Kind stirbt! — Was ich so eben sagte, das lebt in euch Allen, das Gesagte ist nur der schwache Ausdruck euerer stärkeren Gefühle. Denn die Elternliebe ist ja

etwas Angeborenes, und darum etwas Allgemeines. Angeboren ist die Elternliebe, sie gehört zu unserer Natur, und entwickelt sich von selber gegen die, die unsers Fleisches und Blutes sind. Darum ist es ein durchaus unnatürliches Wesen, wenn Väter oder Mütter lieblos gegen diejenigen sind, in deren Adern elterliches Blut wallet, in deren Herzen elterliches Blut klopfet, — wenn Väter oder Mütter diejenigen verachten, als eine Last ansehen, und verstoßen, denen sie doch selber das Daseyn gaben. Wie seyd ihr zu beklagen, unglückliche Wesen, für die das Auge des Vaters keinen Blick der Liebe, und das Herz der Mutter keine Regung der Liebe hat! Diese Unnatürlichkeit ist so groß, daß die heil. Schrift dieselbe für eine Unmöglichkeit erklärt, wenn sie spricht: kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Eben darum, weil

weil diese Elternliebe, weil dieses innige Wohlgefallen an dem Daseyn und dem Wesen der Kinder, weil diese sorgende, schützende, beglückende Liebe angeboren ist, ist auch dieselbe allgemein, wird sie bey allen Völkern, bey rohen, wie bey gebildeten, gefunden, welcher Religion auch ein Volk zugethan sey, welche Landesverfassung auch herrsche. Ueberall ist Vaterliebe und Mutterliebe dieselbe. War jenes canaänische Weib, welches Jesu nachrief: Herr, erbarme dich meiner, meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt, nicht eine Heidin? War der Königische, der da rief: Herr, komme hinab, ehe denn mein Kind stirbt, nicht ein Israelit? Sehen wir also nicht, daß Elternliebe unabhängig von der Religion, schon durch die Natur gestiftet, und von Gott allen Wesen eingepflanzt sey? Ja, ist diese Liebe für das Erzeugte nicht selbst bey Thieren zu finden, und beweisen die Thiere nicht wahre, oft lehrreiche Zärtlichkeit gegen ihre Jungen? Und kann eine menschliche Mutter ihr Kind wachsamer schützen, kräftiger vertheidigen, als eine Löwin ihre Jungen? Ja, welche Unruhe, welche Sehnsucht legen nicht die Thiere an den Tag, wenn denselben ihre Jungen genommen werden? Angeboren und allgemein ist die Elternliebe, und darum sind und heißen diejenigen Eltern unnatürliche, die diese Liebe weder kennen noch beweisen, und es können keine andere, als unnatürliche Leidenschaften seyn, durch die sie diesen ursprünglichen Naturtrieb in sich unterdrückten, und die heilige Stimme der Natur bey sich zum Schweigen brachten.

Die Elternliebe ist ferner, ihrer Beschaffenheit nach, mitfühlend und erbarmend. Dieses Mitgefühl, dieses Erbarmen setzt daher die heil. Schrift, in deren Aussprüchen und Lehren immer die höchste Menschlichkeit herrscht, so entschieden voraus, daß sie fragt: ob der erbarmenden Gottheit wohl fehlen könne, was bey jedem Vater und bey jeder Mutter gefunden wird? Darum sagt die Schrift: wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmet, so der Herr über die, so ihn fürchten. Wer fühlet die Leiden eines Kindes tiefer, als eine Mutter? Wer zittert für das geliebte Leben

eines Kindes mehr, als die Eltern? Da ruft die heidnische Mutter: Herr, erbarme dich meiner, einer leidenden, mitfühlenden Mutter! Da ruft der israelitische Vater: Herr, komme hinab, ehe denn mein Kind stirbt! Und was soll ich von christlichen Eltern sagen, deren Herz durch die Religion der Liebe, durch eine höhere Liebe, die vom Himmel stammt, erweicht und veredelt ist! — Müssen wir auch den Müttern den Vorzug einräumen, daß ihre Liebe zu den Kindern, die sie unter dem Herzen trugen, die sie mit ihres Herzens Blute nährten, weicher, zärtlicher, gefühlvoller, schonender sey; müssen wir also zugeben, daß die Liebe der Mütter sich vorzüglich in zärtlichen Gefühlen und süßen Worten äußere: so muß man doch eingestehen, daß die Liebe der Väter sich durch weises Sorgen, durch Mühe und Gefahren, durch überlegte Thaten auszeichne.

Die Elternliebe, beydes der Väter und der Mütter, ist ferner thätig, nicht bloß liebkosend, ist aufopfernd, nicht gemächlich. Welche Sorgen, Mühen, Nachtwachen übernimmt nicht eine Mutter? Welche Arbeiten und Gefahren trägt nicht ein Vater um seiner Kinder willen? Was lehret eine Mutter Entbehrung, was lehret den Vater Aufopferungen, was treibt Beyde zur Thätigkeit, zur Erwerbsamkeit an, als die Liebe und die Sorge für ihre Kinder? In unserem Evangelio kommt zwar nur der sorgliche, thätige, den Heiland aufsuchende Vater zum Vorschein. So wie er nur hörte, daß Jesus aus Judäa wieder nach Galiläa komme, ging er hin zu ihm; V. 47. O, wie oft mochte er schon gewünscht, ausgerufen haben: ach, daß doch Jesus, der mächtige Helfer, wieder käme, der hier in Capernaum, vor unseren Augen, Petri Schwiegermutter und allerley Kranke im Volke gesund machte; der des Hauptmanns Knecht hier in Capernaum heilete! Matth. 8, 5. 14. 16. Da machte sich der Königische auf, ging hin nach Cana in Galiläa, wo Jesus eben sich aufhielt, und scheute nicht den für ihn kummervollen Weg, besorgend, daß sein Kind unterdessen sterbe. Zwar, sage ich, kommt in unserem Evangelio nur der sorgliche, den mächtigen Retter aufsuchende Vater vor. Aber nicht müßig

war unterdessen die Mutter, sie wachte, sie sorgte für das Kind; und welche unaussprechliche Geduld, Liebe und Aufopferungen beweisen nicht eben die Mütter an dem Krankenbette der Kinder! Die Liebe wird nicht müde, nicht ungeduldig, sie läßt sich nicht erbittern, sagt der Apostel Paulus; 1. Cor. 13, 4. 5. 8. Aber von welcher Liebe gilt dieses mehr, als von der Elternliebe, die der liebende Vater im Himmel selber in die Herzen der Eltern senkte! Selbst wenn Kinder ausarten, wenn sie der Eltern süße Hoffnungen vereiteln und in Herzeleid verwandeln; das Vater- und Mutterherz bleibt doch dem unglücklichen Kinde getreu. Und wenn der verlorene Sohn gebeugt vom Elend und reuig wiederkehret, gleich ist das Vaterherz und die Vaterfreude wieder da, und er ruft: mein Sohn war todt, und siehe, er lebet; er war verloren, und nun habe ich ihn wieder! So ist die Elternliebe.

2.

Die rechte Elternliebe ist aber auch eine fromme, die durch Gottesfurcht veredelt, geläutert und geheiligt wird. Die Elternliebe in ihrem ersten Ursprunge ist zwar angeboren, ein wohlwollender Naturtrieb, und daher nicht bloß bey den Menschen, sondern auch bey den Thieren zu finden. Aber bey den Menschen wird dieser Naturtrieb von der Religion und von der Frömmigkeit der Menschen geleitet, veredelt, geläutert, geheiliget. Die Elternliebe wird dem Frommen etwas Heiliges, wodurch er Aehnlichkeit und Gemeinschaft mit Gott hat. Wie Gott ein weiser, gütiger und erbarmender Vater ist, so strebt es der menschliche zu seyn. Die Frömmigkeit, die zu der angebornen Elternliebe hinzukommt, verhindert, daß sie nicht elterliche, partheiische Schwachheit, daß sie nicht blinde Vorliebe, nicht strafbare Nachsicht und Gleichgültigkeit bey den Unarten und Fehlern der Kinder werde. Wo Frömmigkeit sich mit dem angeborenen Triebe der Elternliebe vereinet, da werden die Kinder auferzogen in der Furcht und in der Vermahnung zum Herrn, da wird nicht bloß für ihr leibliches und zeitliches, sondern auch

für

für ihr geistiges und ewiges Wohl, nicht bloß für Acker, Haus und Hof, sondern auch für der Kinder Weisheit, Tugend, und Brauchbarkeit gesorgt, daß sie Gnade haben nicht bloß bey Menschen, sondern auch bey Gott. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause, heißt es von dem Königischen. Die Krankheit und die Genesung des Kindes, die Verwandelung der Traurigkeit der Eltern in Freude, ward die Veranlassung, Eltern und Kinder im Glauben an Christum und in einem frommen Sinne zu vereinigen. Und so ward es auch hier wahr, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

Hier habt ihr, Gel. Z., das Bild frommer Elternliebe, entwickelt aus dem heutigen Evangelio. Welches Vater- und Mutterherz wäre unter uns, das sich nicht von diesem schönen und wahren Bilde angezogen fühlte, das nicht im Stillen gelobte: diesem Bilde will ich gleichen, ein solcher frommer Vater, eine solche fromme Mutter will ich meinen Kindern seyn! Doch zu eurem Verstande und Herzen, gute Eltern! habe ich hinreichend gesprochen. Lieber frage ich noch: was dieses aufgestellte Bild auf euch, ihr Kinder, für Eindruck machte, zumal wenn glückliche Kinder unter euch mit einem dankbaren Blicke zum Himmel bey sich sagen müssen: so sind meine Eltern, so ängstlich besorgt ist mein Vater, so zärtlich und treu liebend ist meine Mutter! — Habet ihr, Söhne und Töchter, es auf's Neue empfunden, wie keine Kindesliebe an die Elternliebe reiche, wie keine Sohnesliebe der Vaterliebe, wie keine Tochterliebe der Mutterliebe gleich komme? Nie könnet ihr die Elternliebe erreichen, nie sie vergelten, die früher anfing, als euer Bewußtseyn, ja früher, als euer Leben auf der Erde. Für euch, unnatürliche und undankbare Kinder, die ihr den Eltern den Gehorsam verweigert, die Eltern verächtlich behandelt, einen alten Vater verspottet, eine alte Mutter verhöhnet, verstoßet, und euch weigert, dieselben im Alter zu pflegen, wie die Eltern es an euch so liebe-

liebevoll in eurer Kindheit thaten: für euch, Unnatürliche! habe ich kein Wort, und wenn ich als Christ euch auch nicht fluche, so kann ich doch euch auch nicht segnen. Euch, gute, fromme Söhne und Töchter! segne ich dagegen mit der Ermahnung der heiligen Schrift: Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme. Denn des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder. Die Gnade sey mit allen frommen Eltern, und mit allen dankbaren Kindern!

II.

Der christliche Familiengeist am Krankenbette.

Nichts Schöneres, Glücklicheres, und für Andere Erfreulicheres kenne ich, als eine wahrhaft christliche Familie, welche von dem Geiste der Liebe, des wechselseitigen Wohlwollens, der Theilnahme und Hülfe beseelt ist. Was ist schöner, was mag jedes gute Herz mehr mit Wohlgefallen erfüllen, als ein ehelicher Bund, den die Liebe knüpfte, den die Treue befestigt, wo Beyde Ein Herz und Eine Seele sind! Welches Glück reicht an das Glück derjenigen, wo Alle, die zu einem Hause gehören, durch das Band der Liebe und des Friedens vereinet, eine kleine Gemeine geworden sind, und wo das Glück, das sie gegenseitig geben und nehmen, sich durch Freundlichkeit und Schonung im Betragen, und durch Heiterkeit und Freude in dem Angesichte jedes Einzelnen ankündigt! Welcher Anblick kann für Freunde, für Fremde erfreulicher seyn, als der Anblick solcher Familien, wo die Herzlichkeit, die Liebe, der Friede ein stilles Heiligthum gefunden hat! Immer treuer und fester wird eine solche Verbindung, immer süßer, erquickender wird die Gewohnheit des Zusam-

Zusammenlebens. Darum fühlen Ehegatten, die lange mit einander verbunden waren, die mit einander alterten, die den Wechsel der Freude und des Leides so lange mit einander erfuhren, und die sich als Unzertrennliche ansahen, — den Schmerz der Trennung so tief, einsam und öde wird ihnen das Leben, sie wanken verlassen dem eigenen Grabe entgegen.

Indessen glaube man nicht, als ob alles Leid und aller Kummer solche Häuser der Liebe und des Friedens fliehe, als ob der Würgengel, der die Kindlein, der die Erstgeburt tödtet, als ob Seuchen und Krankheiten vor solchen Häusern vorübergingen. Nein! nicht lauter Freudenthränen werden in solchen Familien geweinet, vielmehr wird das Leiden und der Schmerz, welcher den Einen trifft, von Allen gefühlt, weil die Theilnahme des Anderen Schmerz sich aneignet. Aber wo findet auch ein Leidender mehr Theilnahme, Erleichterung, Trost und freundlichen Beystand, als in solchen Familien, wo der Athem der Liebe wie milde Maienluft wehet! Ein rührendes Schauspiel wird in solchen Familien ein Krankenbette, wo Theilnahme und Wehmuth dem Leidenden die Tage und Stunden der Leiden zu kürzen suchen. Und welche Freude, welcher innige Dank gegen Gott, wenn die trübe Wolke, welche über einer Familie ruhete, verschwindet, wenn die Sonne der Freude ihr wieder lächelt, wenn Alle Gott danken für die Rettung, welche er sandte!

Eine solche Familie finden wir an der des Königischen in unserem Ev., wo das Leiden eines Kindes Alle in Bewegung setzt, wo Trauer sich über alle Mitglieder des Hauses verbreitet, wo zuletzt die Freude und der Dank gegen Gott sich Allen mittheilt, und Alle Eins werden im Glauben an Jesum. Hier herrschte der gute Familiengeist. — Der christliche Familiengeist an dem Krankenbette eines Familiengliedes werde daher jetzt zu unserer Erbauung erwogen.

Geist nennen wir das unsichtbar Belebende in einem Menschen, in einer Anstalt, in einem Werke, und dieses innere eigen=

eigenthümliche Leben eines Menschen, das uns mit Achtung oder Mißbilligung, mit Wohlgefallen oder Mißfallen erfüllet, nennen wir den Geist, der einen Menschen beseelet, der sich kund thut in allen einzelnen Aeußerungen. Geist des Menschen insbesondere ist uns die Quelle des vernünftigen Lebens, er äußert sich in den Grundsätzen, Gesinnungen und Handlungen eines Menschen. Aus den Grundsätzen eines Menschen, aus der Beschaffenheit und aus dem Zusammenhange seiner Handlungen beurtheilen wir seinen Geist, und legen einem Menschen einen hohen oder niedrigen, einen wohl- oder übelwollenden, einen friedlichen oder zänkischen Geist bey. Geist einer Familie wäre demnach die herrschende, übereinstimmige Denk- und Handlungsweise, von welcher alle Mitglieder einer Familie durchdrungen sind, und welche in der Regel von den Oberhäuptern eines Hauses ausgehet. So finden wir in Familien bald den Geist der Ordnung und der Reinlichkeit, einer stillen oder einer wortreichen Geschäftigkeit, den Geist der Milde und des Wohlthuns, oder den Geist der Härte, des Geizes; den Geist der Gottesfurcht und Frömmigkeit, oder des religiösen Leichtsinnes und Weltsinnes. Diese in einer Familie herrschende Denkart, in welcher mehr oder weniger alle Mitglieder übereinstimmen, diese gemeinschaftliche Denkart, sie sey nun gut oder fehlerhaft, nennet man den Geist der Familie. Ein christlicher Geist, was kann der anders seyn, als die mit den Grundsätzen des Christenthums und mit dem Sinne Jesu übereinstimmende Denkart, als diejenige Denkart, welcher Liebe und Friede über Alles gehet? Der christliche Familiengeist wäre demnach die Denkart einer herrschenden allseitigen Liebe, welche sich in dem gemeinschaftlichen Streben, den Frieden, die Freundschaft und Einigkeit zu bewahren, ankündiget. Wo also Mann und Weib, Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern, Herrschaft und Gesinde, durch wechselseitige Liebe verbunden sind, wo diese Liebe sich durch Verträglichkeit und Eintracht, durch Schonung oder freundliche Zurechtweisung, durch stille Thätigkeit im Vertrauen auf Gott offenbaret: da wäre der christliche Fami-

Familiengeist, von welchem wir reden, da wäre zugleich das stille süße Glück des Lebens, das aus der Liebe hervorgehet.

Doch wir untersuchen heute nicht, wie dieser christliche Familiengeist im Ganzen sich gestalte und äußere, sondern wie er sich besonders am Krankenbette erweise, wenn die Oberhäupter, oder die Kinder, oder die Genossen eines Hauses erkranken. Wo nun Liebe, allseitige Liebe die herrschende Denkart, die allgemeine Familientugend ist, da erweiset sich dieselbe vor Allem gegen Kranke

1. durch herzliche Theilnahme an den Leiden des Kranken, und durch das Bestreben, ihm jede mögliche Erleichterung und Hülfe zu verschaffen, von welcher Theilnahme auch erkrankendes Gesinde nicht ausgeschlossen ist. Denn so ist es christlich, so fühlet, so handelt die Liebe. Die wahre Theilnahme aber ist nicht bloß mitfühlend, sondern auch hülfreich, und zeiget sich nie bloß durch nasse Augen, sondern auch durch müde Hände und Füße. Auf dem Wege zu Jesu sehen wir im Ev. den Vater, dem Vater nacheilen sehen wir die Knechte, und alles dieses aus Liebe und Theilnahme an dem leidenden Kinde. — Regieret aber auch euch der christliche Geist der Liebe und Theilnahme, ihr Väter und Mütter, die ihr kranke Kinder oft ohne Hülfe und Beystand wimmern und schreien lasset, daß es einen Stein erbarmen möchte? Ach, wie manches Kind, von dem man mit scheinbarer Trauer sagt: Gott habe es hingenommen, könnte noch des Lebens sich freuen, seiner Eltern Freude werden, wenn es in kranken Tagen mehr Theilnahme, Hülfe und Beystand erfahren hätte, wenn es ein Ernst gewesen wäre, Alles, was Zeit und Umstände erlaubten und geboten, für dessen Rettung zu thun! — Von dieser Theilnahme ist auch das erkrankte Gesinde nicht ausgenommen, auch dieses hat menschliche Ansprüche an unsere Menschlichkeit, hat christliche Ansprüche an unsere christliche Liebe. Leset doch nur den Brief des Apostels Paulus an den Philemon, wie dringend er diesen bittet, ermahnet, seinen entlaufenen, und durch den Apostel Paulus bekehrten



Sklaven Onesimus als einen Bruder, als einen Christen wieder aufzunehmen! Soll denn der Hauptmann zu Capernaum, dieser für seinen kranken Knecht so herzlich, so dringend bittende Heide, uns Christen ewig beschämen? Nein, die christliche Liebe ist mitfühlend, theilnehmend, hülfreich auch gegen krankes Gesinde.

2. Der christliche Familiengeist offenbaret sich in sorgfältiger, liebevoller Pflege und Beobachtung des kranken Familiengliedes. Der auf das Krankenbette hingestreckte, von Schmerz gequälte, seiner Kraft beraubte Kranke, vermag sich selber nicht zu helfen, und bedarf, soll er anders genesen, und sollen seine Leiden nicht durch Sorglosigkeit der Menschen vermehret werden, treuer, liebevoller Wartung und Pflege. Die Liebe am Krankenbette reicht dem Leidenden einen Trunk Wasser, stillt seine Bedürfnisse, erräth seine Wünsche, wacht, wenn er schlummert, entfernt, was seine Ruhe stören könnte. Wie oft und wie zärtlich wachte deine Mutter an deinem Krankenbette, als du noch Kind warest, belauschte deinen Odem, sicherte deine Ruhe, suchte dir so viele Bequemlichkeiten zu geben, als möglich. Du wärest ja nicht werth, ein Sohn, eine Tochter einer christlichen Familie zu seyn, wenn du in Krankheiten deines Vaters, deiner Mutter, die empfangenen Dienste nicht doppelt vergelten, und denen nicht das Leben fristen wolltest, die dir es gaben. —

Auch in sorgfältiger Beobachtung, ob es besser oder schlimmer mit dem Kranken werde, zeigt sich die christliche Liebe der Familienglieder. Ihr, denen es einerley ist, ob es besser oder schlimmer mit einem kranken Kinde werde, ob es in der Wiege oder auf der Bahre liege, kommet und tretet in den Familienkreis des Königischen im Evangelio. Bemerket, wie aller Augen auf das kranke Kind gerichtet sind. Der Vater bemerkte die zunehmende Heftigkeit des Fiebers, die wachsende Gefahr, und eilete Jesu entgegen, der von seiner hülfreichen Macht namentlich in Capernaum so viele Proben gegeben hatte. Genau wußte die Mutter die Stunde, wann die Heftigkeit des

Fiebers

Fiebers nachließ, wann es besser mit dem Kinde ward. Gestern um die siebente Stunde, berichten die Knechte, verließ ihn das Fieber. Wer anders, als die mit Mutteraugen beobachtende Mutter hatte die Stunden gezählt, um dem Vater die Stunde der Besserung ansagen zu lassen? Und welche Zärtlichkeit gegen den bekümmerten Vater, um ihm die Stunden der Angst zu kürzen, daß er beruhigter in sein Haus zurückkehre!

3. Wo die christliche, die theilnehmende, pflegende Liebe in einer Familie wohnet, wo man das Leben eines kranken Mitglieds zu erhalten sucht, da wendet man sich an die Erfahrensten, von denen man nach seiner Ueberzeugung und nach seinem Gewissen die sicherste Hülfe erwarten kann. That nicht auch dieses der Vater des kranken Kindes, indem er sich an Jesum wandte, an den Propheten, mächtig in Thaten und Worten, von dessen Heilkräften schon damals das Gerücht zeugte? Wem das Leben der Seinigen lieb, und die Erhaltung desselben Gewissenssache ist, wer nicht durch Leichtsinn, Vernachläßigung, oder Verspätung der Hülfe einen subtilen Mord an den Seinigen begehen will, der wendet sich an den ordentlichen und kunsterfahrenen Arzt. Seit wann wären denn diejenigen, die sich mit todten thierischen Körpern beschäftigen, solche genaue und gelehrte Kenner des menschlichen Körpers, seiner gesunden und kranken Zustände, und solche Kunstverständige geworden, daß wir diesen unser und der Unsrigen Leben und Gesundheit mit Sicherheit und Gewissenhaftigkeit anvertrauen könnten? Allein welcher Aberglaube herrscht nicht noch immer in diesem Stücke! Wie Viele wenden sich noch immer in Krankheiten an solche, von denen doch vernünftigerweise keine Hülfe zu erwarten ist! Wie Viele erwarten nicht noch immer mehr auf abergläubischen Wegen, durch sogenannte Wunderkuren, ihre Heilung, als auf dem ordentlichen und vernünftigen Wege, den Gott uns anwies? Das größte und den Verständigen unbegreifliche Wunder dabey ist das, daß man noch immer an solche Wunderkuren glaubt, ungeachtet sich hinterher

immer



immer die schlauen Betrügereyen ergeben, womit die Leicht- und Abergläubigen geblendet werden! Es mag aber solcher Spuk mit Wunderkuren von einem Fürsten oder von einem Pferdeknechte *) getrieben werden, so lehret immer die unpartheiische Untersuchung, daß solche Wunderkuren sich in nichts auflösen, und daß das Größte bey solchen Kuren immer der Lärm ist, der davon gemacht wird. Solche Wunderärzte möchten gerne in Reihe und Glied mit Jesu Christo stehen; es schmeichelt ihrer Eitelkeit, von Kranken umlagert zu seyn. Allein sind denn auch sie vom Himmel gekommene Gesandte Gottes, bestimmt eine neue Religion zu stiften, und dazu mit wunderbaren Kräften ausgerüstet? Nein, der, welcher nur sagen durfte: gehe hin, dein Kind lebet! ist nicht mehr auf Erden, und es ist Entheiligung der hohen Würde Jesu, wenn Betrüger sich das Ansehen geben wollen, auch sie vermöchten zu thun, was Jesus Christus that. Wo demnach wahre Liebe zu Kranken ist, da wendet man sich an die wohlbekannten Erfahrenen, von welchen man vernünftiger Weise die sicherste Hülfe erwarten kann.

4. Wo christlicher Familiengeist herrscht, wo Liebe und liebevoller Glaube an Gott die Glieder eines Hauses vereinet und zusammenhält, da wird das Krankenbette irgend eines Familiengliedes angewendet zur Beförderung christlicher Tugend und christlichen Glaubens. Was giebt uns denn mehr Veranlassung, Theilnahme, Mitgefühl, zarte Schonung, willige Hülfleistung zu üben, einen Leidenden zu erquicken, zu erheitern, zu trösten, ihn von unserer Liebe zu überzeugen, durch Liebesbeweise ihn zu erfreuen, denselben mit Geduld und Nachsicht und einer Liebe zu behandeln, die nicht müde wird, als eben ein Krankenbette? Welche thätige Willigkeit, dem Vater schnelle Nachricht von dem besseren Befinden seines Kindes zu bringen, welches eifrige Bestreben, der Herrschaft sich werth zu machen,

*) Der aus den über ihn angestellten Untersuchungen bekannte Grabe aus Sachsen.

machen, zeigen nicht die Knechte im Evangelio! Und wie Alle Eins waren in der Trauer um das kranke Kind, so wurden auch alle Eins im Glauben an Gott, im Danke für seine Rettung, im Vertrauen auf seine gnädige Hülfe. Und er glaubete mit seinem ganzen Hause, heißt es von dem Königischen, das häusliche Leiden ward die Veranlassung eines höheren Lebens und höherer Freude, und innigerer Vereinigung. — Und dazu müssen wir das Krankenbette unserer Geliebten nützen. Wenn Gott uns ein geliebtes Kind erhält, welches wir schon verloren gaben, dann rühme dankend der Vater und die Mutter, welche Wohlthat ihnen Gott erzeigte. Dann wecke der Vater in dem geretteten Kinde die dankbare Liebe zu Gott, und zu denen, welche Werkzeuge der göttlichen Rettung waren. Dann verkündige der Hausvater die gnädigen Führungen Gottes seinem Gesinde, wie denen, die Gott lieben, Alles zum Besten diene, wie Gott Alles herrlich hinausführe, damit das Gesinde den frommen Sinn und Geist als den schönsten Gewinn aus christlichen Familien mitnehme, und einst in die eigene Familie einführe. So glauben wir mit unserem ganzen Hause; so wird der Name Gottes geheiliget, so kommt sein Reich zu uns. Ihm, dem das Reich ist, und die Kraft, und die Herrlichkeit, sey Ehre und Anbetung in Ewigkeit!

III.

Durch häusliche Leiden führet uns Gott zu häuslicher Frömmigkeit.

Unser Schicksal, die Reihenfolge und der Wechsel angenehmer und unangenehmer Begebenheiten, erscheinet uns darum oft so räthselhaft, weil wir dasselbe nur aus dem Gesichtspunkte der Glückseligkeit ansehen, und fragen: was wir dadurch an Wohlseyn und Wohlbefinden gewannen. Der Mensch, als sinnliches



Wesen, ist aber so sehr geneigt, die Glückseligkeit nicht nur als den höchsten, sondern auch als den einzigen Zweck des Lebens anzusehen, als ob Tugend und innere Würde, als ob die Würdigkeit, glückselig zu seyn, nicht höher stände! Denn wie kann unveränderlicher Friede und Freude in einer ungebildeten und ungläubigen Seele, in einem verkehrten und menschenfeindlichen Herzen wohnen, da nur eine weise, an Gott gläubige Seele, ein wohlwollendes Herz, ein ruhiges Gewissen der Sitz, ja der Zustand des reinsten und höchsten Wohlbefindens ist! Wer daher fragt: was habe ich durch meine Schicksale an baarem Lebensgenusse und Wohlbefinden gewonnen? der wird sich oft in die Wege der Fürsehung nicht finden können. Wer dagegen fragt: was habe ich durch meine Schicksale an Uebung meiner Kräfte, an Einsicht und Erfahrung, an Tugend und Frömmigkeit gewonnen; wie fing es Gott an, auf meine Fehler mich aufmerksam zu machen, mich zum Ernst des Lebens, zum Rechtthun, zur Frömmigkeit hinzuleiten? der wird die Wege Gottes eben da anbeten, wo Andere murren oder zweifeln.

Die Bildungsschule des Lebens sind insbesondere Leiden. Nicht aus den Gärten des Vergnügens, sondern aus der strengen Schule der Leiden gingen alle großen und guten Menschen hervor. Nur im Kampfe mit des Lebens Uebeln stärkt und erprobt sich die Kraft; da muß man nicht, wie Jakob, bloß im Traume, sondern in der Wirklichkeit mit Gott und mit dem Schicksale ringen, wenn man den Segen Gottes davon tragen will. — Was nun von Leiden überhaupt gilt, gilt insbesondere auch von den häuslichen. Denn in dem Rosenkranze des häuslichen Glückes fehlet es nirgends auch an stechenden Dornen. Allein hatte es der bekümmerte Vater, der sich nach der Ankunft Jesu in Galiläa so sehr sehnte, der ihm bey der ersten Nachricht sogleich entgegenreisete, wohl geahnet, daß die Krankheit seines Sohnes in seinem Hause eine so große Veränderung hervorbringen, und über sein Haus die Segnungen des Glaubens an Jesum verbreiten würde? Das Ende der Krankheit seines Kindes aber war, daß er glaubte mit seinem ganzen Hause. Durch

häus-

häusliche Leiden führet Gott uns zu häuslicher Frömmigkeit.

Häusliche Leiden, auch Hauskreuz genannt — bedarf das einer Erklärung? Ach! daß ich zu lauter Glücklichen redete, denen man erst sagen, beschreiben müßte, was man unter häuslichen Leiden verstehe! Aber ihr kennet sie, die traurigen Schicksale, welche bald einzelne Mitglieder einer Familie treffen, und wobey die übrigen mitleiden, oder welche den Wohlstand und den Frieden einer ganzen Familie zerrütten, wo der Schlag des Schicksals alle trifft. Anhaltende Krankheiten in einer Familie, Todesfälle, wo die Eltern ihrer Freude und Hoffnung, oder Kinder ihrer Eltern beraubet werden; der Druck der Armuth, nahrungslose Zeiten; Verläumdungen, Angriffe auf den guten Namen und die Ehre einer Familie, oder Unordnungen, Sünden und Laster, die in einer Familie überhand nehmen; Uneinigkeit, gestörter Hausfriede mit seinen Zerrüttungen, Verführung, Ausschweifung der Kinder, Schande, in die sie sich durch Fehltritte selber stürzen — und wer will sie alle nennen, die Leiden, welche das Glück eines Hauses untergraben? — das sind häusliche Leiden, das ist Hauskreuz. Aber durch dieses will Gott zu häuslicher Frömmigkeit hin, oder auch zurückführen. Häusliche Frömmigkeit, sey mir gesegnet, Krone aller Tugenden, wo Alle innig, von Herzens Grunde, an Gott glauben, an Gott halten, auf ihn trauen und bauen, wo Alle seine Gebote vor Augen und im Herzen haben, die Sünde und das Unrecht meiden, rechtschaffen vor ihm wandeln, mit Dank seine Gaben genießen, mit Geduld, was er auflegt, tragen, an seiner Hülfe und Gnade nie verzweifeln, fröhlich sind in Hoffnung! Sey mir gesegnet, christliches Haus, du kleine ärmliche Hütte, wo dieser Geist und dieser Friede wohnet, den Christus giebt, und den die Welt nicht geben kann, wo frommes Beyspiel der Eltern die fromme Erziehung der Kinder und die Vermahnung zum Herrn unterstützet! Ein solches Haus ist eine heilige Kapelle, wo Gott, die Tugend und ihr Segen wohnet, und welches alle guten Men-



schen mit Achtung und Liebe begrüßen. Auch in solchen Häusern fehlet es nicht an Prüfungen und Leiden, aber diese bewirken ein innigeres und festeres Zusammenhalten in Liebe bey Allen, welche zur frommen häuslichen Gemeinschaft gehören. Nehmet an: das stille, ruhige, glückliche Leben werde unterbrochen durch Krankheit, sey es, daß des Hauses Haupt, der Vater, oder des Hauses Krone, die Mutter, oder ein geliebtes Kind erkranke. Dann sammeln sich Alle um die Lagerstätte des Kranken, auch die Geschäftigen werfen einen Blick der Liebe auf ihn, fragen zärtlich, wie er sich befinde. In aller Augen strahlet Theilnahme, in Aller Herzen reget sich Ein Gefühl, Eine Gesinnung, liebevolle Anhänglichkeit. Auch der Nachbar wird herbeygelockt, selbst das Herz derer, welche kalt und gleichgültig das Haus mieden, fühlet jetzt sich wieder herbeygezogen; die alte Freundschaft erwachet wieder. Inniger und fester fühlen Alle sich vereinet, die zum Hause gehören, denn ihre Liebe, ihre Trauer hat einen gemeinsamen Mittelpunkt. — Blicket in unser Evangelium, in den Spiegel des wirklichen Lebens! Da kümmert sich der Vater über die bedenkliche Krankheit seines Sohnes, wünscht, daß doch Jesus wiederkehren möge. Da höret er von seiner Ankunft in Cana; sogleich macht er sich auf den Weg, findet Jesum, bittet ihn: Herr, komme hinab, ehe denn mein Kind stirbt! Jesus ruft ihm zu: gehe hin, dein Sohn lebet. Wirklich war es unterdessen besser mit dem Kinde geworden. Die Mutter will den Vater nicht in Unruhe lassen, will seinen Kummer abkürzen; noch ehe er in das Haus zurückkehret, soll er es erfahren, daß es sich gebessert habe. Sie sendet dem Vater Knechte entgegen, diese beeifern sich, dem Vater die schleunigste Nachricht zu bringen. Wie willkommen mußte dem Vater ihre Sendung, ihre Ankunft, wie freundlich die Aufnahme derselben seyn! Wie mochten sich die Knechte freuen, ihrem Herrn die erfreuliche Botschaft zu bringen! So vereinigte ein krankes Kind alle Mitglieder des Hauses in gemeinschaftlicher Theilnahme, im gemeinschaftlichen Eifer um den einen

Leidenden, und nur da, wo zärtliche Theilnahme und Liebe ist, da kann die höhere Liebe, der fromme Sinn einkehren, wo aber Gleichgültigkeit, Kälte, untheilnehmendes Wesen die Herzen trennet, auseinander hält, da findet auch die Frömmigkeit ihren Boden und ihre Stätte nicht.

Durch häusliche Leiden wecket Gott fromme Empfindungen, daß man Gott sucht mit Gebet und Flehen, daß man dankbar die Hülfe als eine Gabe von Oben empfängt. Herr! wenn Trübsal da ist, so suchet man dich, — dieses Wort wird wohl immer gelten, und wenn glückliche Tage bey Vielen eine Gottesvergessenheit hervorbringen, so sind es die Leiden, die wieder zu Gott zurückführen. Wir nehmen nicht zu viel an, daß die Krankheit des Kindes im Ev. das Herz und die Gedanken der Eltern zu Gott erhoben, daß stille oder laute Gebete für des Kindes Rettung zu Gott aufstiegen. Und wenn nun der Vater bekümmert, den Blick nur auf das kranke Kind geheftet, dastand vor dem kranken Kinde; wenn der Mutter Thränen aus den Augen tröpfelten, — sollte denn da in den Angehörigen des Hauses nicht die Empfindung geweckt worden seyn: ach, daß doch Gott des kranken Kindes, der leidenden Eltern sich erbarme! Durch Leiden ziehet uns Gott zu sich. Inniger wird das Gebet, heißer wird das Flehen, fester wird der Blick auf Gott bey Kindern, wenn der Vater oder die Mutter krank da liegt, wenn Gefahren drohen, wenn ein Unglück sie beugt. Da gelobet manches Kind, den Eltern, die des Leides ohnehin genug haben, Kummer und Verdruß zu ersparen, und wird auf bessere Gedanken gebracht. Inniger wird das Gebet, heißer wird das Flehen, fester wird der Blick auf Gott bey Eltern, wenn ein unschuldiges hoffnungsvolles Kind leidet, wenn die Rosen seiner Wangen welken. Und er betete heftiger, heißt es von dem Erlöser, als in Gethsemane seine Leiden stiegen, als das ganze Gewicht seiner Leiden mit Einemmale auf ihm lag, in wenige bange Stunden sich zusammendrängte. — Recht und gemeinschaftlich sich freuen, von Herzensgrunde und gemeinschaftlich Gott danken, kann man aber



nur dann, wenn man zusammen litt, sey es, daß ein Leiden Alle traf, oder daß die Theilnahme fremdes Leid sich aneignete. So wecket gemeinschaftliche Noth gemeinschaftliches Gebet, gemeinschaftliche Hülfe, gemeinschaftlichen Dank, und durch das Kreuz kommt Gott den Menschen, kommen die Menschen Gott näher.

Und was bereichert uns mehr mit besonderen und eindringlichen Erfahrungen über Gottes Schutz und Rettung, über die Spuren seiner Fürsorge und Regierung, als Leiden, und insbesondere auch häusliche Leiden? Lebendig, tröstend und erhebend wird nur unser Glaube an Gott, wenn wir seine Weisheit und Liebe in unserem eigenen Leben finden, wenn Erfahrungen unseren Glauben bestätigen, wenn wir wahrnehmen und empfinden, was wir glauben. Darum ist der Glaube vieler Menschen so todt, so matt, ergreift ihr Inneres so wenig, weil sie das Unglück hatten, von Leiden verschonet zu bleiben, wo man Gottes Schutz und Rettung, wo man den Trost des Glaubens allein erfahren kann. War es nicht die Krankheit des Kindes, was den Vater auf die Spuren göttlicher Regierung aufmerksam machte? Mußte er es nicht für göttliche Lenkung ansehen, daß grade jetzt Jesus nach Galiläa zurückkehrete? Konnte ihm das wunderbare Zusammentreffen entgehen, wie es mit dem Kinde in eben der Stunde besser ward, wo Jesus zu ihm sagte: dein Kind lebet? Wie hätte er doch den Finger Gottes nicht bemerken sollen! Man weiß aber nichts recht und sicher, als was man selbst erfuhr, und Leiden, häusliche Leiden sind es immer, welche uns zu solchen eindringlichen Erfahrungen verhelfen, welche man Stärkungen des Glaubens nennet. Was machte denn den Glauben eines Abraham, Isaaks, Josephs, eines Hiobs und Davids so fest und innig, so muthig und freudig, als die Spuren göttlicher Regierung, die sie in Leiden erfuhren? Ach, wenn wir nur auf dieses Walten Gottes, auf den Zusammenhang und die Verkettung der Umstände, auf die Stunde, wo es besser mit uns ward, so auf-

aufmerksam wären, wie der Königische, — wie reich an freudigen, Glauben stärkenden Erfahrungen könnten dann auch wir seyn!

Es leuchtet aber ein, daß häusliche Leiden nur dann diesen heilsamen Erfolg haben, und häusliche Frömmigkeit befördern, wenn die Häupter der Familien den Ton angeben, wenn diese überall auf Gott und auf seine weisen und gnädigen Führungen aufmerksam machen. Und er, der Hausvater, glaubte mit seinem ganzen Hause, heißt es im Ev. Er war es, der die Hülfe Jesu tief empfand, der Gottes Schickung und Lenkung in dem Gange der Sache bemerkte, der Mutter, Kind, und Angehörige auf diese Führungen Gottes aufmerksam machte, und so den frommen Sinn belebte. Aber die heilsame Frucht der Leiden, frommer Sinn und Erweckung zur Tugend, ist dahin, nur finsterer Unmuth, unzufriedenes Murren und Verwilderung des Gemüthes tritt ein, wenn die Häupter der Familien die Winke Gottes selber nicht verstehen, seinen Finger nicht sehen, die weise Abzweckung der Leiden nicht erkennen, und die Ihrigen nicht darauf aufmerksam machen. Wie kann da die Trübsal Geduld bringen, und die Geduld Erfahrung, und die den Glauben stärkende Erfahrung Hoffnung, Zuversicht auf Gott, innere Ruhe? Röm. 5, 3. 4. Da glaubt der Mensch nicht mit seinem ganzen Hause, sondern bleibet ungläubig, ferne von Gott mit seinem ganzen Hause. — O, lernet, christliche Hausväter und Hausmütter, die stille Gewalt, den großen Einfluß eures Ansehens und Beyspiels kennen, wie es von euch abhängt, und wie Gott es von euch fordern wird, ob häusliche, stille, Gott vertrauende, Recht thuende, Niemanden scheuende Frömmigkeit in euren Häusern herrsche oder nicht, ob die Eurigen mit euch glauben oder ungläubig bleiben, lieben oder hassen, hoffen oder verzweifeln, Gottes Gebote halten oder übertreten, ein gottseliges oder ruchloses Leben führen. In frommen Hausvätern, wie im Abraham, will Gott zukünftige Geschlechter segnen, auf euch, christliche Hausväter, rechnet Gott, und nicht bloß von dem

Abra-



Abraham, sondern von euch Allen spricht Gott: ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern, und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herren Wege halten, und thun, was recht und gut ist; 1. Mos. 18, 19. Wenn dann die Söhne das fromme Beyspiel der Väter, und die Töchter den frommen Sinn der Mütter ehren, wenn die Enkel in den frommen rechtlichen Sinn der Großeltern eingeweihet werden, und das Beyspiel, und das ehrwürdige Ansehen der Altväter den Enkeln vor der Seele stehet, und die alte patriarchalische Zeit sich wieder erneuert, und die Patriarchen wieder auferstehen in den christlichen Hausvätern: welch ein reicher, tief in die Zukunft hineinreichender Segen, wenn es auch von euch, christliche Hausväter, hieße: und sie glaubten mit ihrem ganzen Hause!

Andere Sätze.

1. Wie wohlthätig für uns es sey, auf die Führungen Gottes in unserem Leben und Schicksale zu merken.

1. Was nennen wir Führungen Gottes? In den Veränderungen unseres Lebens, welche zusammen das Schicksal der Menschen ausmachen, giebt es eine doppelte Art derselben, einmal solche, die von uns selber abhängen, und von uns bewirkt werden, weshalb man sagt: Jeder sey seines Glückes Schmied. Andere Veränderungen in unserem Leben hingegen, wie z. B. die Umstände und Bedingungen, Zeit, Ort, wenn und wo wir geboren werden, die Begünstigungen oder Erschwerungen, die wir finden ꝛc. sind nicht unser Werk, werden von den Gläubigen als das Werk und die Veranstaltung Gottes und seiner Regierung angesehen. Unter den Führungen Gottes verstehen wir daher die in unserem Leben vorkommenden und doch nicht von uns veranstalteten Anordnungen und Veränderungen, wodurch Gott unsere Bestimmung,

Tugend

Tugend und Glückseligkeit, befördert. Jeden einzelnen Menschen führet Gott auf eine besondere Weise, und wie Jeder ein von allen Uebrigen verschiedenes Angesicht hat, eben so auch ein eigenthümliches Schicksal. Beyspiele: Joseph, Moses, David. Durch diesen Glauben an göttliche Führungen wird der Glaube an Gottes Fürsehung und Weltregierung auf jeden Einzelnen, auf jedes einzelne Leben angewandt, wie Gott nicht bloß über uns, sondern auch mit uns ist. Wie sichtbar sind diese Führungen Gottes in dem Leben des Königischen, in der Rettung seines Kindes, in seinem Glauben an Christum! 2) Dieser Glaube ist wohlthätig, ist die tröstende Frucht unseres Glaubens überhaupt. 1. Nun fühlen wir und werden es inne, daß wir in Gott leben, weben, und sind, wir finden Gott, seine Weisheit, Liebe, Gnade, wie er uns nahe, allgegenwärtig ist, und wir ihm. 2. Ohne diesen Glauben ist kein Vertrauen, keine rechte Dankbarkeit gegen Gott möglich. 3. Wie erweckt dieser Glaube die Demuth, so daß wir unser Glück, unsere Bildung, unseren frommen Sinn, die stille Seligkeit unserer Seele nicht als unser Werk ansehen können! Was hast du, o Mensch, das du nicht von Gott empfangen hast? Aus Gnaden seyd ihr selig geworden. 4. Und wie tröstet dieser Glaube, wenn unser Schicksal herbe, und von dem Schicksale Anderer so sehr verschieden ist! In Gottes liebender Weisheit, die ihren Rath herrlich hinausführen wird, und in der kindlichen Ergebung in Gott findet die gläubige Seele ihre Ruhe, ihren Trost. Auf diese Führungen und auf den Rath Gottes mit uns lasset uns merken, und weise die Mittel zu unserem Heil anwenden.

2. Grade unseren Leiden verdanken wir die köstlichsten Erfahrungen unseres Lebens. 1. Die Erfahrungen über andere Menschen. Da lernen wir die wahren Freunde von den scheinbaren unterscheiden. Die dauerhaftesten Freundschaften werden in Noth und Gefahren geschlossen. 2. Erfahrun-

fahrungen über uns. Die Zeit der Leiden ist für uns eine Prüfungszeit, wo wir unsere Schwäche, Fehler, die Festigkeit unserer Grundsätze, oder uns als wankendes Rohr kennen lernen. Wie regen Leiden unsere Kraft an, heben unsere Bildung, so daß wir wohl mit Paulo sagen können: wir rühmen uns der Trübsal! 3. Erfahrungen über den Werth und die göttliche Kraft des Christenthums. Diese Erfahrungen heißen geistliche, und beziehen sich auf den sittlichen und religiösen Zustand unseres Herzens, auf die Erregung eines höheren Lebens in uns. Jene innere Freudigkeit, Muth nach einem inbrünstigen Gebet, ist eine solche Erfahrung. Geistliche Erfahrungen insbesondere sind die, wenn wir die erweckende, stärkende, tröstende, beseligende Kraft des Christenthums in höherer Klarheit erkennen, mit höherer Lebendigkeit fühlen. Welchen Einfluß haben nicht Leiden auf die Lebendigkeit unseres Glaubens, wie umfaßt dann die Seele den weisen gnädigen Gott! Wie theuer ist ihr der leidende, gekreuzigte, mit den schwersten Leiden ringende und siegende Christus! Wie regen Leiden die Thätigkeit des Gewissens an, und befördern die geistige Genesung und Heiligung! Wie thut dann das Christenthum seine Schätze des Trostes und der Beruhigung auf! Ein Spruch der Bibel: fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir! Werfet euer Vertrauen nicht weg! Du wirst nicht über deine Kräfte versucht! Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet! u. s. w. Wie wirket ein solcher Spruch auf das Herz, wie stärket ein inbrünstiges Gebet! Hat nicht auch Christus in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen geopfert mit starkem Geschrey? 4. Wer hat endlich lebendigere, gewissere Erfahrungen über Gottes Führungen, wie er Alles herrlich hinausführe, das Leid in Freude verwandele, und was uns ein Fluch schien, in Segen? Wir wollen daher willig unser Kreuz, und die von Gott gesandten Leiden auf uns nehmen, denn wir wissen, *daß Trübsal Geduld bringet, Geduld aber bringet Erfahrung.*

3. Wie

3. Wie oft klagt nicht der Heiland über die Wundersucht seiner Zeitgenossen, die nicht fragten: lasse hören, was du uns im Namen Gottes verkündigest, damit wir prüfen, ob du die Wahrheit redest und von Gott seyest; Joh. 8, 46. 47. sondern: was thust du für ein Zeichen? Dieselbe Klage wiederholet Jesus im Ev. V. 48. Welchen Werth haben für uns die Wunder? Begebenheiten, welche regelmäßig nach Naturgesetzen erfolgen, nennen wir natürlich; Begebenheiten, Erfolge hingegen, die schlechterdings aus keinem Naturgesetze erklärt werden können, wovon wir die Regel und Bedingung, wornach sie geschehen, nicht angeben können, wovon wir also urtheilen, daß sie nur durch Gottes unmittelbare Allmacht gewirkt werden, nennen wir übernatürlich, Wunder. Ein solches Wunder, wodurch auch erst die Naturgesetze in das Daseyn traten, ist die Schöpfung der Welt. Daß des Königischen Sohn auf das bloße Wort Jesu genas, — daß Lazarus, der schon vier Tage in seinem Grabe gelegen, auf das Wort Jesu lebendig aus dem Grabe hervorging, kann nicht anders, als ein Wunder von uns beurtheilt werden. — Wo? und wann? finden solche Wunder Statt? Nach dem Zeugnisse der Geschichte immer nur dann und da, wo und wann unter rohen und sinnlichen Menschen eine neue geistigere Religion eingeführt ward, um die Menschen aufmerksam und geneigt zu machen, einen göttlichen Gesandten nur anzuhören, um den Gedanken festzustellen, daß etwas Göttliches im Werke sey, und daß der, der auftrete, im Namen Gottes auftrete. Wunder beweisen daher nie die Wahrheit und Göttlichkeit einer Lehre, und können und sollen es nicht. Wenn Jemand lehrete: Gott ist das feindseligste Wesen, die Tugend ist der Leute Verderben; und er thäte die größten Wunder: wäre darum die Lehre wahr und göttlich? Die Wunder sollen nur ein dumpfes, rohes Geschlecht aufmerksam auf einen göttlichen Gesandten machen, daß es ihn nur höre, wo dann die Verkündigung der Wahrheit durch sich

selbst Eingang und Glauben verschafft. — Für uns können daher Wunder gar nicht den Werth haben, den sie für die Augenzeugen hatten. Wir sind keine Augenzeugen derselben, und sie können daher auf uns den Eindruck nicht machen. Wir glauben an die Wahrheit der Wunder, weil wir von der Wahrheit der Lehre des Christenthums, von der Wahrhaftigkeit der Evangelisten überzeugt sind, nicht aber umgekehrt. Glaube an die Wahrheit des Christenthums ist bey uns das Erste, der Glaube an geschehene Wunder das Zweyte, und unser Glaube ist also unabhängig von den Wundern. Wir können also die Wahrheit des Christenthums nicht aus den Wundern beweisen, vielmehr hat Christus, der Wunderfeind, uns ganz andere Kennzeichen der Wahrheit und Göttlichkeit seiner Lehre gegeben; Joh. 7, 17. Joh. 8, 46. 47. — Ehren aber wollen wir die Wunder, welche dazu dienten, dem Christenthume Eingang zu verschaffen, ohne welchen dasselbe nicht zu uns gekommen wäre. Anbeten wollen wir die göttliche Weisheit, die auf diese Weise das Christenthum gründete, und die auf so mannichfaltige Weise zu den Menschen redet, zu rohen Völkern durch Wunder, zu den Weisen durch die Vernunft, zu Allen durch das Gewissen. — Am Wenigsten wollen wir bey unseren Geschäften, bey unseren Fehlern auf Wunder rechnen, und erwarten, daß Gott von der Ordnung der Natur, von seiner Ordnung, abweichen werde, wenn wir von der Ordnung der Pflicht abwichen. Wir wollen also Gott nicht versuchen, wollen nicht ohne Arzney gesund, ohne Verdienst geachtet, durch Verschwendung wohlhabend werden, wollen nicht bey einem ungöttlichen Leben uns einbilden, dennoch Gottes Kinder zu seyn. Treu der Ordnung der Pflicht und treu der Ordnung der Natur wollen wir weder auf sündliche noch abergläubische Weise unser Glück suchen, sondern das Unsrige thun, und Gott vertrauen.

Am Zwey und Zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

I.

Die dringende Pflicht der Bürger des Reiches Christi ist: vergieb!

Herrlich ist's in deinem Reiche, König der erlösten Schaar! So ruft die Freude in dem Herzen aller Christen, die sich selig fühlen, diesem Reiche anzugehören. Unter allen Begünstigungen und Gütern unseres Lebens stehet auch oben an das Glück, Bürger des Reiches Christi zu seyn. Aber verschieden von allen anderen Reichen auf Erden ist das Reich Christi. Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sprach der Heiland in eben dem Augenblicke, wo er vor Pilato bekannte, ein König zu seyn. Nicht weltliche Güter, nicht Eigenthum, nicht Ehre, nicht weltlicher Friede sind die Güter dieses Reiches, überhaupt nichts Aeußeres, sondern eine Beschaffenheit, eine innere Würde und Seligkeit des inneren Menschen, und ein Friede, den die Welt nicht geben kann. Auch sind nicht Zwang und Gewalt die Waffen, durch welche Christus herrschet, sondern Waffen des Lichtes und der Liebe. Ein König der Geister ist



ist er, diese beherrschend, regierend durch Wahrheit, durch das Ansehen der Wahrheit im Glauben. Ich bin dazu geboren, und in die Welt gekommen, daß ich von der Wahrheit zeuge. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, spricht er. Ein König der Herzen ist er, diese regierend durch Liebe. Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habet, lehret er, und liebte selber die Seinen bis an's Ende, ja noch im Tode. Da walten also im Reiche Christi ganz andere Gesetze, als in den bürgerlichen Reichen, wo die Gesetze mit Zwang und Gewalt geharnischt sind. Da gelten ganz andere Güter, Weisheit, Tugend, Liebe, Friede und Freude im heiligen Geiste, und dieser heilige, im Evangelio lebende und wirkende Geist ist der Geist der Gemeine, der die Gemeine einigt, zusammenhält im rechten innigen Glauben, wo Ein Geist, Ein Herr, Ein Glaube, einerley Beruf und Hoffnung um Alle das Band des Friedens schlingt. Darum hat das Reich Christi auch einen ganz anderen Umfang, als bürgerliche Reiche, so groß diese auch seyn mögen, ist nicht in enge Grenzen des Raumes und der Zeit eingeschlossen, ist grenzenlos und ewig.

Da nun das Christenthum ein göttliches, heiliges und seliges Leben in uns hervorbilden will, und dieses auch hervorbrechen und das äußere Leben veredeln, demselben die Gestalt der Tugend und des Friedens geben soll: so hat der Bürger des Reiches Christi auch hohe dringende Pflichten. Soll die Liebe nicht unterbrochen, der Friede nicht gestört werden, so ist Nachsicht mit Fehlenden, Verzeihung gegen Unrechtthuende und Beleidiger eine der ersten Pflichten. Wie oft muß ich meinem Bruder, der an mir sündiget, vergeben? Ist's genug siebenmal? fragte Petrus den Herrn, als ob der Erweis einer Tugend sich willkührlich in Zahlen, als ob das Unendliche sich im Endlichen bestimmen ließe, als ob, wenn die Zahl „sieben" erfüllt wäre, von nun an die Härte und die Verfolgung des Beleidigers etwas Erlaubtes würde. Aber der Herr antwortete in dem

dem Verse, der vor unserem Ev. vorhergehet: nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal. Und hierauf sprach er das Gleichniß unseres Evangelii, welches die dringende Pflicht ausspricht, denen zu vergeben, die sich an uns versündigen.

Evang. Matth. 18, 23—35.

Die dringende Pflicht der Bürger des Reiches Christi: vergieb!

Wenn das Christenthum Nachsicht und Vergebung uns zur Pflicht macht gegen die, die ihre Pflicht gegen uns verletzen, so fordert es keinesweges ein schwaches feiges Erdulden jeder Mißhandlung, wodurch wir selber Verräther an unserer eigenen Menschheit und an unseren heiligen Rechten werden, und den Beleidiger nur einladen würden, seinen Muthwillen an uns zu wiederholen. Der Christ kann und soll sein gutes Recht vertheidigen. Aber ein anderes ist unser Rechtsverhältniß zu anderen Menschen, wo wir mit denselben unter gleichen bürgerlichen Gesetzen stehen, die unser Recht wie das Ihrige schützen; und wieder ein anderes Verhältniß ist das christliche, das brüderliche, wo wir an das Gesetz der Liebe und des Gewissens gebunden sind. Es kann daher Jemand als Bürger nach dem bürgerlichen Gesetze vollkommen recht, und doch als Christ nach dem christlichen und sittlichen Gesetze schändlich, lieblos, unbarmherzig handeln. Ja selbst, wenn der Christ eine Rechtssache zu betreiben hat, wird er dieselbe als Christ betreiben, wird er die Schonung, die Billigkeit, die Liebe vorwalten lassen, wird nie sogleich zu den härtesten Rechtsmitteln greifen, wird, wenn das Bestehen auf seinem Rechte dem Anderen den völligen Untergang bereiten würde, barmherzig und großmüthig seyn, wie der Vater im Himmel.

Von diesem Rechtsverhältniß, als einem bürgerlichen, redet aber der Heiland im Ev. gar nicht, und die Geldschuld ist ihm

ihm nur ein Bild, um unsere Sündenschuld zu versinnlichen. Vielmehr redet er von dem christlichen Verhältniß, wo wir Alle Brüder und Kinder Gottes sind, und da fordert er, daß, wenn Andere die Liebe gegen uns verletzen, wir doch nicht dasselbe thun, nicht handeln sollen, als ob nun der Andere mit uns in keinem menschlichen und christlichen Verhältniß mehr stehe, als ob wir aller Menschen- und Christenpflicht gegen ihn entbunden wären. Vielmehr soll die Liebe doch in unserem Herzen als das Herrschende bewahret, alle Rachsucht und Feindseligkeit entfernt bleiben, so daß wir es den Beleidiger nie empfinden lassen, daß er uns wehe that. Das ist schwer, möget ihr denken! Ja; aber das ist groß, das verräth eine göttliche, in den Menschen übergegangene, Gesinnung; das ist christlich, so handelte unser Herr, an seinem Kreuze, wie in seinem Leben. — Die Gründe, also zu handeln, die Empfindungen des Hasses und der Rache zu mäßigen, zu unterdrücken, daß sie nicht in Ungerechtigkeit ausbrechen, und wir darüber Schuldner, mit Sündenschuld Belastete, werden, sind dringend.

1. Es verpflichtet uns dazu das Beyspiel Gottes, unseres Königs, wenn er mit uns rechnet. Es rechnet aber Gott mit uns durch das Gewissen, er wird mit uns rechnen an dem großen Tage des Gerichts. Zehntausend Pfund, viele Millionen war der eine Knecht dem Könige schuldig, und wenn der flehende Knecht spricht: ich will dir Alles bezahlen, so deutet das mehr seinen guten Willen, als die Möglichkeit an; denn die Schuld war zu groß, um sie zu bezahlen. Diese unbezahlbare Schuld — was ist sie anders, als das Bild unserer Sündenschuld, die wir nie, nie gut machen können? denn wir können aufhören zu sündigen und unsere Sündenschuld zu vermehren; aber womit und wie sie tilgen? Durch gute Handlungen im Zustande der Besserung? Aber wenn wir auch Alles thun, was wir sollen, und in keinem Stücke fehlen, so thun wir doch immer nur, was die Pflicht in jedem Augenblicke des Lebens fordert. Da ist nirgends ein Ueberschuß, um damit die Schuld

vor

vor der Besserung zu decken. — Aber ist nicht das Bild im Ev. von unserer Sündenschuld zu groß? Ja, ich glaube, ich hoffe, daß es Menschen gebe, die nicht zehntausend Pfund, sondern — um in dem Bilde fortzufahren, — nur hundert Groschen schuldig sind. Aber, du heiliges, gnädiges Wesen über uns! wer kann merken, wie oft er fehle? Und wenn du Sünden zurechnen wolltest, wer kann vor dir bestehen? Wer sagen: ich bin rein und ohne Schuld? Wenn wir die Uebertretungen von jenem Augenblicke an, wo die Lust und die Begierde sich zuerst gegen Gottes Gebote empörte, bis auf die gegenwärtige Stunde überschauen könnten; wenn sich uns alle unsere Sünden in Gedanken, Worten und Werken, die wir gegen Gott und Menschen und Thiere begingen, in einer Summe darstellten; wenn nicht bloß das begangene Böse, sondern auch das unterlassene Gute mit in Rechnung gebracht würde: wenn unsere Eltern, Lehrer, Freunde gegen uns aufträten; wenn wir bedenken, welche Sünden in der bösen Lust, in dem unlautern und verkehrten Herzen wie im Keime liegen: wäre dann das Bild im Ev. von unserer Sündenschuld zu groß? — Und wie handelt Gott mit uns? Der schuldige Knecht bat um Geduld, um Nachsicht, um Aufschub strenger Rechtsmittel. Aber den König, Gott, jammerte des Knechts, er hob den strengen Befehl auf, und erließ ihm die ganze Schuld. Das war Gnade und Großmuth, und dieser gnädige und großmüthige König ist unser Gott. Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte. Nur wahre, durchgreifende Reue, nur Besserung will der liebe Vater, locket selbst zur Besserung, und den Gebesserten nimmt er wieder als Kind in seinen Vaterarm, und es ist Freude vor ihm und vor den Engeln Gottes, wenn der verlaufene Sohn nur wieder zur Gemeinschaft mit dem Vater zurückkehret. Großes, heiliges, gnädiges Wesen, Vater! der du uns Alle mit unendlicher Gnade und Schonung trägest, wie sollte dein Urbild uns nicht verpflichten, bewegen, zu vergeben, wie du uns vergiebst! Wie könnten wir uns deine Kinder nennen, wenn doch von des Vaters Art, Sinn und Großmuth so

gar nichts bey uns anzutreffen wäre! Ja, ich fühle es, das Beyspiel Gottes ruft mir dringend zu: vergieb!

2. Vergieb! ruft den Bürgern des Reiches Christi zu ihr eigenes Bedürfniß. Bedürfen wir nicht Alle der Vergebung, der Geduld bey Gott und Menschen? Vergieb uns unsere Schuld! Herr! handle nicht mit uns nach unseren Sünden! so beten wir zu Gott. Habe Geduld mit mir! flehen wir den Nächsten an. Und was wären wir, wenn Gott mit uns ins Gericht ginge, wenn die Brüder überall nach dem strengen Rechte mit uns verfahren wollten! Aber welcher Widerspruch, zu begehren, was man doch nicht gesonnen ist, zu gewähren! Welcher Widerspruch, zu verlangen, daß uns mit einem anderen Maße gemessen werde, als mit welchem wir messen! Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern, so beten wir um Vergebung, indem wir Vergebung geloben. O, bete kein Vater Unser mehr, fluche dir selber nicht, fordere nicht, daß Gott gegen dich handle, wie du gegen Andere, wenn du nicht vergeben und vergessen willst!

Und die Schuld Anderer gegen uns ist so unbedeutend im Vergleich unserer Schuld bey Gott. Millionen war der Knecht seinem Herrn, hundert Groschen war der Mitknecht dem Knechte schuldig, und die Millionen wurden dem Knechte erlassen, und um hundert Groschen willen fällt er einen Mitknecht an und würgete ihn, höret aus dem Munde des Mitknechtes dieselben wohlbekannten Worte wieder, welche ihm so eben Gnade und Großmuth bewirket hatten, und fühlet doch nicht, wie sein Mitknecht in eben dem Falle sey, in welchem er selber noch vor wenigen Augenblicken war. O, über die gemein niedrigen Seelen, welche Großmuth hinnehmen können, ohne eine ähnliche Anwandelung zu empfinden! Um so empörender aber ist es, wenn wir bey großer Schuld Vergebung finden, und doch bey Kleinigkeiten mit Anderen nach der größten Strenge verfahren wollen. Und was bringt uns denn so auf, daß wir den Nächsten würgend anfal-

anfallen? Es sind hundert Groschen, die er uns schuldig ist, und noch weniger. Er hat den großen Fehler begangen, daß er unserer Eitelkeit nicht schmeichelte, unserem Stolze nicht huldigte, vielleicht weil er uns keine so kleine Seele zutraute; er hat es gewagt, anderer und besserer Meynung zu seyn, als wir, und unser Wort für kein Prophetenwort zu halten; er hat es sich herausgenommen, geschickter, achtungswürdiger, beliebter zu seyn, als wir. Solche und ähnliche Verbrechen sind es, die den Zorn entflammen, Feindschaften erregen. — Ach, daß wir es doch bedächten, wie sehr wir der Verzeihung und Nachsicht bedürfen, wie die Vergehungen Anderer gegen uns gemeiniglich Kleinigkeiten sind, und wie dieser Umstand uns zurufe: vergieb!

3. Vergieb! ruft uns auch die Stimme der Menschlichkeit in Anderen zu. Bemerket ihr nicht im Ev. den Eindruck, den Unwillen, die tiefe Betrübniß, welche die Härte des Knechtes bey seinen übrigen Mitknechten hervorbrachte? Da aber seine Mitknechte solches sahen, wurden sie sehr betrübt, und brachten vor ihren Herrn Alles, was sich begeben hatte. Das ist das Gefühl der Menschlichkeit, der Theilnahme, des Erbarmens, welches durch jede Härte verletzet, verwundet wird. Wisset es, Hartherzige, Unbarmherzige! unser Herz ist immer auf Seiten der Unrechtleidenden, der Gemißhandelten, es hat einen Bund geschlossen mit Allen, welche Unrecht leiden. Unser Herz kehret sich unwillig von euch hinweg, wendet sich erbarmend zu den Ungerechtleidenden hin, und wir klagen eure Härte unserem Gott. So stoßet ihr die Menschen von euch, fordert dieselben auf zum Widerstande gegen euch. Oder meynet ihr, ihr Leidenschaftlichen, ihr Zornigen, wenn ihr vernunftlos raset, wenn eure Leidenschaft unglückliche Opfer der Wuth suchet, wenn ihr gegen Weib und Kind und Freund tobet, und eure Wuth kein Maß und keine Vernunft erkennet, meynet ihr, daß wir eure Härte mit kaltem Blute ansehen sollen, ohne innerlich entrüstet zu werden, ohne wider euch zum Himmel aufzuseufzen? Noch lebet



das Gefühl der Menschlichkeit und des Erbarmens in dem menschlichen Herzen, und Gott selber hat es den Menschen gegeben, wie er ihnen die Gabe zu sehen und zu denken gab. Und wenn dieses Gefühl der Menschlichkeit eingeschlummert wäre, ihr würdet es aufwecken durch eure unbarmherzige Härte. Nicht bloß die Unrechtleidenden, nicht bloß die Flehenden, die um Geduld bitten, und deren Flehen ihr verachtet, schreyen zum Himmel, sondern auch alle guten und fühlenden Menschen klagen es Gott, und fühlen sich empört gegen euch. Was kann uns aber stärker zur Vergebung, zur Nachsicht, zur Geduld, zur Milde, zur Großmuth verpflichten, als diese allgemeine Stimme der Menschlichkeit, als die Erfahrung, daß wir durch Härte alle guten Herzen wider uns aufbringen?

4. Vergieb! ruft uns auch der gerechte Unwille und die strafende Gerechtigkeit Gottes zu. Als die empfangene Großmuth den Hartherzigen auch nicht im mindesten rührte, als es in ihm keinen menschenfreundlichen Gedanken weckte, daß sein Weib und seine Kinder nicht in die Knechtschaft hingegeben werden sollten, als der König in seinem Knechte eine so unbarmherzige Seele fand: ist es da zu verwundern, wenn es heißt: und sein Herr ward zornig, und überantwortete ihn den Peinigern? Wenn Gottes Liebe und Gnade bey den Menschen nichts mehr ausrichtet, muß nicht die Gnade sich in Strenge, muß nicht die zur Buße lockende Güte sich in strafende Gerechtigkeit verwandeln? Barmherzigkeit wird mit Barmherzigkeit, Unbarmherzigkeit wird mit Unbarmherzigkeit vergolten, und es wird ein unbarmherziges, durch keine Gnade gemildertes, Gericht über diejenigen ergehen, die nicht Barmherzigkeit gethan haben. Die göttliche Bedingung lautet: willst du Vergebung und Barmherzigkeit, so übe Vergebung und Barmherzigkeit. So ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch der himmlische Vater auch vergeben. Vergebet, so wird

euch

euch vergeben; so spricht überall das versöhnende Evangelium. Nein, der Unbarmherzige, der nicht vergeben will, hat keinen Theil an Gottes Gnade, er kann sich diese nicht zueignen, denn es fehlet ihm an dem gebesserten Herzen, welches die Lieblosigkeit ablegt, und die versöhnliche Liebe annimmt; es fehlet ihm an der Bedingung, an der inneren Empfänglichkeit, um die göttliche Vergebung zu ergreifen. Vergebung von Gott kann nur mit einem vergebenden Herzen empfangen und aufgenommen werden.

Wo wäre der Himmel, wo der Winkel der Erde, wo der Feindselige, der Unbarmherzige, der Unversöhnliche, Ruhe und Frieden fände? Wo er ist, da ist er mit seinem Hasse, mit seiner Unbarmherzigkeit; seine Hölle, seinen Ruhestörer, seine quälende Pein hat und trägt er in sich selber. Ja, wenn wir uns den Himmel als einen Ort des seligen Friedens, einer seligen Lust und Liebe denken, und der Menschenfeindliche würde hineinversetzt in die ewige Wohnung des Friedens: Frieden hätte er doch nicht, der Anblick der Seligen würde nur seinen Unmuth, Haß und Neid erregen, er würde sich unselig fühlen unter den Seligen, denn seinem Herzen mangelte die innere Fähigkeit, selig zu seyn, der Friede mit Gott, mit sich selbst, mit seinen Mitknechten. Darum lasset uns der Stimme des Evangelii Gehör geben, die dringende Pflicht der Bürger des Reiches Christi, das christliche Reichsgesetz, anerkennen und üben. Die Stimme Gottes im Evangelio aber ruft: vergieb!

II.

Sey billig! dies ist der gemeinschaftliche Ruf des Gewissens und der Religion.

Auch unter den Tugenden giebt es eine Rangordnung, so daß eine Tugend immer höher und gleichsam vornehmer ist, als die



die andere. Das höchste und vornehmste Gebot des Christenthums ist nämlich das der Liebe, und die höchste und vornehmste Tugend ist mithin eben die Liebe. Wir können daher sagen: je näher eine Tugend der Liebe kömmt, je mehr sie der Liebe verwandt ist, je mehr Liebe dieselbe in sich begreift, desto höher und vornehmer ist dieselbe. Die Liebe adelt den Menschen und seine Handlungen.

Auf der untersten Stufe der Tugenden, wenn wir auf den inneren sittlichen Werth derselben sehen, stehet die bürgerliche Gerechtigkeit, wo man Jedem läßt, was ihm zugehört, und ihm leistet, was man ihm schuldig ist, welche bürgerliche Gerechtigkeit dadurch gesichert ist, daß der, welcher sich weigert, gerecht zu seyn, durch Zwang und Strafe genöthiget wird. Die Gerechtigkeit fordert, daß man Niemanden Unrecht thue, daß man den Zustand eines Menschen nicht verschlimmere. Weniger kann doch ein Mensch nicht thun, als daß er den Anderen seyn lässet, was er ist; daß er des Anderen Leben, Freiheit, Ehre und Eigenthum nicht antastet. Ja, in solchem Falle thut der Mensch nicht einmal etwas, sondern er unterläßt bloß, er thut nichts. Die niedrigste Stufe der Lasterhaftigkeit ist daher die Ungerechtigkeit mit ihren Arten, wenn vor dem Ungerechten das Leben, die Ehre, das Eigenthum Anderer nicht sicher ist. — Höher stehet schon diejenige Gesinnung, wo wir den Zustand eines Menschen, und die Summe derjenigen Güter, die er zu seinem Wohl rechnet, vermehren, dem Glücke eines Menschen einen Zusatz geben. Hier fängt schon das Reich der Liebe an. Aber auch die Liebe hat ihre Grade und Stufen, so daß auch die Liebeserweisungen bald mehr, bald weniger Liebe in sich begreifen. Es kann Einer des Anderen Wohl befördern, doch so, daß er selbst dabey nicht leer ausgehet, und sich selber dabey erlaubte Vortheile verschafft; das wäre der Geschäftsgeist. Aber wer des Anderen Glück sucht, Schaden abwehret, ohne auf eigenen Vortheil zu sehen, der beweiset schon uneigennützige Freundschaft. Wer aber mit Aufopferung eigenen

eigenen Wohls und eigener Vortheile fremdes Wohl und fremde Vortheile befördert, beweiset Großmuth. Diese edle, großmüthige Liebe übte Jesus Christus, der sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm, und ob er wohl Freude haben konnte, dennoch das Kreuz erduldete. Hier sehen wir, wie die Tugenden von der Gerechtigkeit an bis zur Großmuth immer höher steigen, indem sie gleichsam immer mehr Liebe in sich aufnehmen.

Zwischen der Gerechtigkeit, die das Wohl Anderer nicht verletzt, und zwischen der Liebe, welche das Wohl Anderer erhöhet und befördert, liegt mitten inne eine andere Tugend, die halb Gerechtigkeit und halb Liebe ist, und diese heißet die Billigkeit, wo man aus Liebe zwar sein Recht nicht aufgiebt, aber doch da, wo es zu streng und zu verderblich für Andere wäre, dasselbe freiwillig mildert. In der Billigkeit ist demnach Liebe vereinigt mit Gerechtigkeit, da ja in tausend Fällen Gerechtigkeit ohne Liebe das schreiendste Unrecht ist. Auf diese Billigkeit, als auf einen höheren Gerichtshof, der in dem Gewissen der Menschen aufgeschlagen ist, berufen wir uns, und sagen: ich läugne zwar nicht, daß der Andere nach seinem strengen Recht wohl so verfahren konnte; aber er hätte doch auch billig seyn sollen. — Wir leben abermals in einer Zeit, wo die Billigkeit wahres Zeitbedürfniß ist, wo das Verfahren nach dem strengen Rechte hunderte an den Bettelstab bringen würde. Von wie vielen Seiten her hören wir jetzt die Bitte: Herr, habe Geduld mit mir, schenke mir nur eine längere Frist! Und was empört uns so sehr gegen den Schalksknecht im Evangelio, als daß dieser, der Großmuth erfahren, nicht einmal Billigkeit übte, sondern seinem Mitknechte keine längere Frist gönnte, auf der Stelle Wiederersatz forderte, und die härtesten Rechtsmittel gegen seinen Mitknecht anwendete. Er hätte doch billig seyn sollen — sagen wir Alle. Sey billig! So ruft das Gewissen und die Religion gemeinschaftlich uns zu. Wir wollen uns erstlich eine bestimmte Erkenntniß von dem Wesen und der Beschaffenheit der Billigkeit verschaffen, und dann

die Verpflichtungsgründe zu dieser Tugend erwägen, wie Gewissen und Religion gemeinschaftlich in uns dringen, billig zu seyn.

1.

Selbst in solchen Ständen, wo man es gar nicht erwarten sollte, giebt es dennoch nicht wenig Ungebildete, die weiter nichts für Pflicht anerkennen, als was der Staat fordert, und was dieser durch seine zwingende Gewalt durchzusetzen weiß. Sie wissen demnach weder durch sich selbst, noch von dem Apostel Paulus, daß der Mensch sich selbst ein Gesetz, sein eigener Gesetzgeber und Richter sey, kennen nicht das Ansehen des inneren Gesetzgebers und Richters, sondern nur die fremde zwingende Gewalt, fühlen nicht die innere Achtung vor der heiligen Stimme in uns, sondern nur die Furcht vor den Dienern der bürgerlichen Gerechtigkeit. Wie wollen solche Menschen billig handeln, da kein bürgerliches Gesetz und kein bürgerlicher Richter, sondern nur das Gesez und der Richter in uns die milde und schonende Tugend der Billigkeit fordert! Allein wir können für straflos erkannt werden nach dem bürgerlichen Gesetz, und doch für unmenschlich, fühllos, und gottlos erklärt werden von dem Richter in uns und über uns. Der bürgerliche Richter nämlich beurtheilt nur die äußere sichtbare That nach dem Buchstaben des Gesetzes, hingegen die Gesinnung des Handelnden, die Triebfeder seines Willens, also die innere That, die That vor Gott, liegt außer seinem Bereich, und da fallen wir Gott und dem Gewissen anheim. Wer z. B. auf seinem Rechte besteht, wer da fordert: bezahle, was du mir schuldig bist, der handelt bürgerlich nicht unrecht, so lange er nur den öffentlichen Gesetzen gemäß verfährt, und wenn das Bestehen auf dem Rechte für den Schuldner auch noch so drükkend und verderblich wäre. Gleichwohl kann der, der auf seinem Recht bestehet, unmenschlich, grausam, gottlos handeln nach dem Ausspruche des Gewissens und der Religion, und muß, wenn er ein gewissenhafter Mensch ist, sich selbst verurtheilen,

wäh-

während der bürgerliche Richter ihn für straflos erkläret vor dem Landesgesetz. Der Richterstuhl der Billigkeit und Menschlichkeit ist nämlich nicht außer uns, sondern in uns. Es treten nämlich oft Fälle ein, wo das strenge Recht, das wir zu fordern haben, in Widerstreit geräth mit den Pflichten der Menschlichkeit, die wir zu leisten haben, wo das strenge bürgerliche Recht ein Unrecht wird vor der Stimme des Gewissens und der Religion. Du hast, wie der Knecht im Ev., eine Schuldforderung an einen deiner Mitknechte, und du bist berechtigt, und Niemand kann dich hindern, deine Forderung einzutreiben, und Verträge und Gesetze schützen dich dabey. Allein es kann sich treffen, daß deine Schuldner durch Zeitumstände, durch unverschuldetes Unglück, durch eine Reihe häuslicher Leiden eben jetzt, unter diesen Umständen, nicht im Stande ist, bey dem besten Willen deine gerechte Forderung zu erfüllen, und du würdest ihn, würdest seine Familie zu Grunde richten, daß er sich nie wieder erholen könnte, wenn du eben jetzt, unter diesen Umständen eigensinnig auf deinem Rechte beständest, du könntest ihn und seine Familie vom Untergange retten, wenn du Geduld mit ihm hättest, ihm Aufschub gönntest, dein unbestrittenes Recht nur jetzt nicht geltend machtest. — Da liegt nun eine doppelte Handlungsweise vor dir, die strenge bürgerliche, und die milde menschliche und christliche. Du kannst nach deinem Rechte verfahren, kannst alle gesetzlichen Zwangsmittel anwenden, und thust bürgerlich nicht unrecht. Du kannst aber auch der Stimme der Menschlichkeit und der Liebe Gehör geben, kannst Geduld und Nachsicht mit deinem Mitbruder haben, weil das strenge Verfahren ihn zu Grunde richten würde. In diesem Falle nun gebietet nicht das bürgerliche, sondern das göttliche Gesetz, nicht der Zwang, sondern die Liebe: sey menschlich und billig, mildere durch Liebe dein Recht, mache dein Recht nicht auf eine Weise geltend, die für den Anderen verderblich ist. Diese zweyte Art zu handeln ist nun die billige, und so ist denn die Billigkeit eine freiwillige Milderung unseres Rechtes durch Menschenliebe, wo wir mehr auf unsere Christenpflicht, als auf unser Recht sehen,



und freiwillig solchen harten Rechtsmitteln entsagen, die für den Anderen verderblich seyn würden.

Die Billigkeit hat es demnach immer mit dem Rechte zu thun, und tritt nur in Rechtssachen ein, um das strenge Recht mit der Liebe zu versöhnen. Die Billigkeit fordert weniger, als der Mensch wohl berechtiget wäre, und leistet freiwillig, mithin aus Liebe, mehr, als Gesetze und Verträge fordern. Im Urtheil über Anderer Vergehen und Verbrechen ist der Billige geneigter zu entschuldigen, als nach der Strenge zu richten, und so wird es immer klarer, daß die Billigkeit die Vereinigung der Liebe mit der Gerechtigkeit sey, in Fällen, wo die Gerechtigkeit ohne Liebe das schreiendste Unrecht seyn würde. Zugleich tritt auch immer heller hervor, daß die Billigkeit nicht von dem bürgerlichen Gesetze, nicht von dem bürgerlichen Richter, sondern allein von der Menschlichkeit und der Menschenliebe gefordert werde, und eine freiwillige Leistung der Liebe sey. Darum verräth die Billigkeit immer einen Menschen, dem Menschenschonung und Menschenliebe höher stehet, als das oft Menschen zerdrückende Recht.

2.

Doch wie Viele flüchten sich hinter das Recht, oft, um ihre Härte mit dem Scheine des Rechtes zu bedecken, nicht achtend den Richterstuhl des Gewissens und das Gericht Gottes! Gewissen und Religion aber verpflichten uns gemeinschaftlich zur Billigkeit, und darum erklären wir den unbilligen und fühllosen Schalksknecht für einen gewissenlosen und gottlosen Menschen.

1. Es ist vor Allem das Gewissen, welches uns zuruft: sey menschlich und billig, und welches uns Vorwürfe macht, wenn wir den Buchstaben der Gesetze mehr beobachteten, als den Geist der Liebe. Bedenke, spricht die göttliche Stimme in uns, daß du nicht bloß Bürger des Staates, sondern vor Allem ein Mensch, und Bürger einer höheren Ordnung, Bürger des Reiches Christi, bist, wo du unter einem Gesetze stehest, welches in allen

allen Ländern und ewig gültig ist, und das ist das Gesetz der Liebe und Tugend. Du hast in dir einen Gesetzgeber und Richter, der älter ist, als alle geschriebenen Gesetze, höher denn alle sichtbaren Richterstühle, deine Vernunft und dein Gewissen. Die ganze Welt kann dich für schuldlos erklären; aber es hilft dir nichts, wenn nicht zugleich auch dein Gewissen dich für unschuldig erklärt, und ein vollkommener Friede in deinem Inneren herrscht. Wo aber dein Gewissen den Ausspruch der Welt nicht bestätigt, demselben Gültigkeit vor Gott ertheilt, wo willst du Ruhe finden vor deinem Gewissen? Wie kannst du mit seliger Freudigkeit an Gott denken und zu ihm beten? Der im Gewissen Verdammte ist der Scheue, mit sich selbst Uneinige, innerlich Geängstete, der sich umhergetrieben fühlet wie Cain, der Ruhe sucht, und nicht findet. Du bist Mensch, darum sey menschlich; du bist Christ, darum verläugne die Liebe nicht. Verstecke dich immerhin hinter die öffentlichen Gesetze; nie höret doch das Gewissen auf zu rufen: du hättest doch nicht also verfahren, du hättest deinen Bruder, sein Weib und seine Kinder doch nicht ins Elend stürzen, du hättest der Menschlichkeit Gehör geben sollen, als dein Bruder dich anflehete: habe Geduld mit mir!

Diese Stimme des Gewissens hallet wieder in dem Gefühle und in dem unpartheiischen Urtheile der Mitmenschen. A l s a b e r s e i n e M i t k n e c h t e s o l c h e s s a h e n, w u r d e n s i e s e h r b e t r ü b t, u n d b r a c h t e n v o r i h r e n H e r r n ꝛc. Das Gefühl für Recht und Unrecht, für Edelmuth und Härte in Anderen wird der Anwald der Gedrückten und Gemißhandelten, wird unser Ankläger, wenn wir die Liebe und die Billigkeit verletzten; die öffentliche Stimme erhebt sich wider uns. So wie wir Schmerz empfinden, wenn das Gefühl des körperlichen Lebens verletzt wird, eben so thut es uns im Innersten wehe, wenn unser Gefühl für Recht und Unrecht verletzt wird. Ein innerer Unwille erhebt sich wider den Unbilligen, Harten, die Stimmen der Mißbilligung werden laut, sie klagen es ihrem

Herrn,



Herrn, was sich begeben hat. O, lasset uns es eingestehen: ein höheres Gesetz, ein höheres Gefühl, welches mit göttlichem Ansehen in uns hervortritt, gebietet Schonung und Liebe, und was auch die Selbsterhaltung, der Eigennutz und das geschriebene Gesetz sagen mag, die göttliche Stimme ruft: sey menschlich und billig; ruft unaufhörlich: solltest du dich denn nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe!

2. Eben so ruft auch die göttliche Stimme der Religion. Aus unser Aller Gefühl und Vernunft herausgesprochen ist die ewige Regel der Billigkeit, wenn der Heiland spricht: was ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch. In die Stelle, in die Lage des Anderen sollen wir uns hineindenken, hineinfühlen, sollen uns fragen: wenn du der Andere, der Bedrängte wärest, was würdest du wünschen? Je nun, antworten wir uns selbst: ich würde Menschlichkeit, würde Billigkeit erwarten. Wer aber nicht aus sich selbst herausgehen, in fremde Lagen sich nicht versetzen kann — oder will, nie wird ein solcher menschlich und billig handeln, nie wird der diejenige Handlungsweise finden, welche das Gewissen und die Religion fordert. Wie herrlich erläutert unser Evangelium die Regel Christi! Um Geduld, um Verschonung mit harten Erpressungsmitteln flehete der Knecht, ihn, Weib und Kinder, nicht in den Sklavenzustand hinabzustoßen, sie nicht nach dem alten Rechte öffentlich zu verkaufen. Herr, habe Geduld mit mir! flehete der Knecht. Aber mit eben den Worten und in gleicher Lage flehete also der Mitknecht. Allein nicht bloß Geduld vergönnte dem Ersteren der König, sondern erließ ihm die ganze große Schuld. Und der Knecht, so eben gerettet, mit Weib und Kind dem Elende entrissen, begnadigt mit dem Erlaß der ganzen Schuld, fällt seinen Mitknecht an, würget ihn, wirft ihn ins Gefängniß, wendet die härtesten Rechtsmittel an! Hatte er denn schon vergessen, was er vor wenigen Augenblicken in gleicher Lage wünschte und erflehete?

Ausdrückliches, göttliches Gebot unserer Religion ist es, uns in die Lage der Leidenden zu versetzen, und an ihnen zu thun, wie wir in ihrer Stelle es wünschen würden; Menschlichkeit und Billigkeit ist göttliches Gebot.

Und was sollen wir sagen von der göttlichen Huld und Gnade gegen uns? Und wenn in uns und in unserem Verhalten eine Aehnlichkeit statt finden soll mit Gott, und der Mensch nicht anders handeln darf und soll, als wie Gott handelt, sind wir nicht auch von dieser Seite durch die Religion zur Billigkeit, zur liebreichen Milderung unserer Rechtsansprüche verpflichtet? O, ihr Unbilligen, die ihr immer nur eure Rechte im Munde führet, und nichts von euren Pflichten der Schonung und Liebe hören lasset, ja kaum noch fühlet, daß ihr dem Reiche Christi angehöret, wo Menschenachtung und Menschenliebe über Alles gehet: habt ihr denn noch nie bedacht, daß ihr es seyd, welche der König anredet: alle diese Schuld habe ich dir erlassen, dieweil du mich batest; solltest du dich denn nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe? Wo bleibet da die Aehnlichkeit mit Gott? Wie können wir Gottes Kinder heißen, wenn wir die anderen Kinder des Vaters, unsere Mitknechte so ungöttlich behandeln? Muß nicht die göttliche Erbarmung zuletzt sich von uns wenden, auch über uns ein unbarmherziges Gericht ergehen lassen, und uns messen mit eben dem Maße, nach welchem wir messen? — Nein, das sey ferne von uns! Wir haben, kennen und verehren nichts Höheres, als das Gewissen in uns, und Gott über uns. Beyde aber rufen: habe Geduld, sey billig! Gott, gnädig und barmherzig, geduldig und von großer Güte! Wir haben deine Stimme gehöret, wir wollen ihr folgen, gieb uns dazu deinen Segen!

III.

III.

Inwiefern sind wir verbunden, uns nach der öffentlichen Meynung und Sitte zu richten?

Was werden die Leute dazu sagen? So hören wir diejenigen oft reden, die den Muth nicht haben, das Rechte und Gute zu thun, weil das Gute, z. B. ein unpartheyisches und freymüthiges Zeugniß für einen Unschuldigen, von diesem und jenem nicht wohl möge aufgenommen werden. So hören wir auch diejenigen sagen, die bey einem bösen Vorhaben weiter kein Bedenken haben, als den Tadel der Menschen. Muth, Vertrauen auf Gott und auf die gute Sache, eigenes festes Urtheil und Gewissenhaftigkeit verräth eine solche Rede nicht, keine Scheu vor Gott, sondern nur Furcht vor Menschen. Eine andere Rede aber lautet: fürchte Gott, thue recht, scheue Niemanden! Bey jener ersten Rede fühlt man sich wider Willen gebunden und abhängig von der öffentlichen Meynung, bey dieser zweyten Rede fühlet man sich innerlich erhaben über Anderer Urtheil; denn wenn Gott und ein gutes Gewissen für uns zeugen, so scheuen wir keinen anderen Zeugen, er heiße öffentliche Meynung, Tadel der Menschen, oder wie er wolle. —

Unter der öffentlichen Meynung aber verstehen wir die zu einer Zeit mit einer Art von Allgemeinheit herrschenden Grundsätze, nach welchen der größte Theil der Menschen urtheilt. Allein wer weiß es nicht, daß diese öffentliche Meynung keinesweges immer die wahre und gute, daß sie keinesweges sich immer selbst gleich und unveränderlich sey? Giebt es denn nicht ausgeartete, gottlose, sittenlose, verderbliche Zeiten, wo gottlose, verderbliche Grundsätze um sich greifen und überhandnehmen, und wo diese Grundsätze zur Sitte werden, in das Leben übergehen, und als Lebensweise und Lebensgewohnheit erscheinen? Denn eben die in das thätige Leben übergegangenen, zur Lebensgewohnheit gewordenen Gesetze und Grundsätze nennet man die

Sitte.

Sitte. Gesetze machen sich geltend durch Befehl und Drohung, die Sitte hingegen übt und lobet das, was das Gesetz fordert. Wohl wird es daher immer um ein Land, um ein Zeitalter stehen, wo die Gesetze zur Sitte geworden sind. Allein so wie die öffentliche Meynung nicht immer das Wahre und Gute ausspricht, so drücken auch die Sitten nicht immer das Gerechte, das Billige, das Gute und Gott Wohlgefällige aus, und so wie es verderbliche Meynungen giebt, eben so auch verderbliche Sitten. Wenn man daher der öffentlichen Meynung unbedingt vertrauen sollte, so müßte alle Wahrheit, Weisheit und Klugheit allein bey ihr zu finden seyn.

Sollen wir uns nun über die öffentliche Meynung hinwegsetzen, oder uns derselben unterwerfen? Eine bedenkliche Frage! Denn es ist eben so bedenklich ja, als nein, zu sagen. Wollte sich ein Mensch über die öffentliche Meynung und Sitte hinwegsetzen, so würde er seinem Urtheil mehr vertrauen, als dem Urtheil aller Uebrigen, so würde er in seinem Eigendünkel annehmen, nur seine Meynung sey die beste, sie sey die Vernunft selber; die heilige Scham würde verschwinden, ihr öffentlicher Altar wäre verwüstet. Wollte man aber dem Urtheil Anderer mehr vertrauen, als dem eigenen und dem Gewissen, so verlöre der Mensch alle innere Haltung, von fester Denkart, von Charakter wäre nicht mehr die Rede. Der Grundsatz: daß man sich nach den Sitten seines Zeitalters richten müsse, wäre daher sehr gefährlich, wenn dieses Zeitalter ein ausgeartetes, aufrührerisches, gottesvergessenes wäre, wäre um so gefährlicher, wenn wir unter Menschen geriethen, die aus Judassen, aus Verächtern und Spöttern des Heiligen beständen. — Auf der anderen Seite aber müssen wir wieder sagen, daß der Schalksknecht im Ev. sehr wohl gethan hätte, wenn er sich bey seiner Hartherzigkeit um die öffentliche Meynung, um das Urtheil seiner Mitknechte bekümmert, wenn er bey dem Mangel an eigenem menschlichen Gefühl sich gefragt hätte: was werden deine Mitknechte, was wird dein Herr dazu sagen? Die Sache verdient also eine

gründlichere Ueberlegung, und wir wollen daher die Frage aufwerfen: Inwiefern sind wir verbunden, uns nach der öffentlichen Meynung und Sitte zu richten?

Darin sind wir wohl Alle einverstanden, daß die öffentliche Meynung und Sitte verdiene, von uns gehört, beachtet und geprüft zu werden, und daß wir unser eigenes Urtheil an dem Urtheil Anderer berichtigen. Denn in der öffentlichen Meynung finden wir das, was, wo nicht Allen, doch den Meisten, als wahr, gut, anständig und lobenswerth erscheint; in der öffentlichen Sitte, in herrschenden Gebräuchen finden wir gar oft eine tiefe Weisheit, eine alte Erfahrung, einen reinen, schönen, unverdorbenen Sinn. Wer sich daher überall über die öffentliche Meynung, über die herrschende Sitte, über das Lob und den Tadel, über die Billigung und Mißbilligung Anderer hinwegsetzen wollte, würde einen Eigendünkel und einen Eigenwillen, ja eine Geringschätzung aller anderen Menschen außer sich verrathen, würde mit seinen Zeitgenossen so in Widerspruch kommen, daß er, auf das Gelindeste gesagt, für einen dünkelhaften Sonderling gehalten werden müßte. Alles Sittenverderbniß bey einzelnen Menschen und im Ganzen fängt auch immer damit an, daß man sich über die herrschende gute Sitte, über das Urtheil Anderer hinwegsetzt, die Billigung oder Mißbilligung Anderer nicht mehr achtet, und mit dem Gefühl der Scham vor Anderen alle Ehre, zuletzt die innere Ehre und die Scham vor sich selbst verliert. Darum verdient die öffentliche Meynung und Sitte von uns gehöret, beachtet und geprüft zu werden.

Indem wir nun aber die öffentliche Meynung vernehmen und prüfen, sind wir weit entfernt, uns derselben blindlings und unbedingt zu unterwerfen, sondern wir behalten uns den Gebrauch des eigenen Verstandes und des eigenen Gewissens vor. Denn oben an stehet uns der Grundsatz, daß der Mensch Gott mehr gehorche, als den Menschen, daß der Mensch frey und selbstständig denke und handle, vor Allem der eigenen Ueberzeugung und dem eigenen Gewissen folge. Wenn daher die heilige

Schrift

Schrift spricht: stellet euch nicht dieser Welt, stellet euch nicht einer verkehrten, unchristlichen Zeit gleich, was fordert sie da anders, als daß wir die Geister, die Meynungen, die Sitten prüfen, und keineswegs uns blindlings, ungeprüft und unbedingt, denselben hingeben sollen? So wahr auch immer die öffentliche Meynung, so vortrefflich die herrschende Sitte seyn mag, so sehr beyde die Tugend befördern und stützen mögen: so können und sollen sie doch nie den Gebrauch des eigenen Verstandes und Gewissens entbehrlich machen oder ersetzen.

Vorzüglich drey Gegenstände sind es, worüber die öffentliche Meynung sich äußert, das an sich Löbliche und Gute, das Wohlanständige, und jene immer wechselnde, nach Neuheit strebende Sitte, welche man Mode nennt.

1. Vor Allem sind wir verbunden, der öffentlichen Meynung unser Ohr und unsere Aufmerksamkeit zu leihen, und nach denjenigen Aussprüchen derselben uns zu richten, welche die Rechtmäßigkeit und tugendhafte Beschaffenheit menschlicher Handlungen betreffen. Man spricht oft von einem öffentlichen Gewissen, von einem sittlichen Richter menschlicher Handlungen, der in dem Urtheile Anderer zu finden sey. Dieses öffentliche Gewissen — was ist es anders, als eben die öffentliche Meynung, inwiefern sie über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit menschlicher Handlungen richtet? Kennen wir denn nicht die Strenge, mit welcher Andere unsere Handlungen richten, und wie auch der Splitter in unserem Auge ihrem Auge nicht entgehet? In allen Menschen lebt ein Gefühl der Liebe, der Billigkeit, des Erbarmens, der Menschlichkeit, welches durch unbarmherzige Handlungen schmerzlich verletzt wird. Darum hören wir die öffentliche Meynung so nachdrücklich alle Verletzungen der Menschlichkeit mißbilligen, sehen, wie das Urtheil der Menschen immer auf der Seite der Unrechtleidenden, der zornig — ungerecht — lieblos — Behandelten ist. Das ist der Geist, von welchem Christus sagt, daß er die Welt strafe. Fühlen nicht die Mitknechte sich empört über das harte Verfahren des

Knechtes? Fühlen sie sich nicht innerlich gedrungen, das, was sich begab, ihrem Herrn anzuzeigen, daß er es ahnde? Und nun saget selbst, was das für ein Mensch wäre, der sich über die öffentliche Meynung hinwegsetzen wollte, wenn diese über das Löbliche und Schändliche, Gute und Böse in den Handlungen der Menschen richtet? Wäre das nicht ein Mensch, der sich über alle Tugend und Ehre hinwegsetzte? Nein, so wie wir die Tugend und wahre Ehre lieben, so wie wir den Vorschriften der Tugend uns unterwerfen: so müssen wir auch die öffentliche Meynung achten, und unser Verhalten derselben gemäß einrichten, insofern wir in derselben den Widerhall unseres eigenen Gewissens, die unpartheiische Stimme des sittlichen Gefühls vernehmen. Keine Pflicht, keine innere Achtungswürdigkeit, keine Ehre bey Menschen würde mithin derjenige anerkennen, welcher in solchen Fällen sich über die öffentliche Meynung hinwegsetzen wollte.

Ueberdies giebt es so viele Ungebildete, Undenkende, denen es an richtigen und festen Grundsätzen so gänzlich fehlet, und die in ihrem Verhalten sich bloß nach den Beyspielen Anderer, also nach der Sitte richten. Was sollte aus solchen werden, wenn ihr Urtheil sich nicht an dem öffentlichen berichtigte, aufklärte, wenn ihr Verhalten und ihre Sitten nicht einen äußeren Halt und Stützpunkt an der öffentlichen Meynung fänden? Wie viele Andere fühlen sich nicht durch die öffentliche Meynung, und durch die Furcht, gegen gute Sitten zu verstoßen, zurückgehalten von dem, was nicht ehrbar ist, was nicht wohllautet? Phil. 4, 8. Wie Vielen ist also die öffentliche Meynung ein gar heilsamer Zuchtmeister? — Zwar ist die öffentliche Meynung nicht Herzenskundiger, sie dringet nicht ein in das innere Getriebe menschlicher Handlungen, sondern richtet nur die Aussenseite derselben. Zwar richtet die öffentliche Meynung gewisse Stände und Personen, die unmittelbar vor den Augen der ganzen Gemeine handeln, und von welchen die Gemeine erwartet, daß jene Personen sich allenthalben als Achtungswürdige darstellen sollen, z. B. Obrigkeiten, öffentliche Lehrer, strenger, als andere Menschen. Allein ist diese öffentliche Meynung nicht etwas

Vor-

Vortreffliches, und wer möchte wünschen, daß es anders sey? Und wenn die öffentliche Meynung auch öfters zu strenge richtete, und ungerecht würde, — lehret und nöthiget sie uns nicht, auch den Schein des Bösen zu vermeiden, unsträflich und untadelhaft dazustehen? Darum sind wir verbunden, uns nach der öffentlichen Meynung und Sitte zu richten in allen denjenigen Fällen, wo dieselbe über die Löblichkeit oder Schändlichkeit menschlicher Handlungen richtet, und gleichsam einen Richterstuhl des öffentlichen Gewissens bildet.

2. Die öffentliche Meynung spricht und entscheidet aber nicht bloß über die tugendhafte oder unsittliche Beschaffenheit menschlicher Handlungen, sondern auch über das gesammte äußere Betragen, inwiefern dieses den Reitz des Wohlgefälligen hat, oder mißfällig wahrgenommen wird. Die öffentliche Meynung fordert Wohlanständigkeit, und will, daß wir Alles vermeiden, was von unserem Verstande, von unserem Gefühle des Anständigen, so wie von unseren Sitten eine ungünstige Meynung erregen könnte. Da aber von unserem Betragen der Eindruck abhängt, den wir auf Andere machen, sowie die Liebe der Menschen und unsere Wirksamkeit: wer sollte nicht auch in diesem Falle den Richterstuhl der öffentlichen Meynung anerkennen, so lange diese nicht zum Wohlstande rechnet, was die Tugend, die Gerechtigkeit, die Billigkeit und die Liebe verbietet! Nicht unbedingt unterwerfen wir uns demnach der öffentlichen Meynung und Sitte in Ansehung des Wohlanständigen, sondern nur insofern, als das für Anständiggehaltene dem wahrhaft Lobenswürdigen und der Tugend nicht widerspricht. Der wahre Wohlstand ist das Kleid der Tugend, und die wohlgefällige Offenbarung derselben. Der Wohlstand fordert ein Betragen, welches unserem Umgange, unserer Unterhaltung mit Menschen, eine gewiße Anmuth ertheilt. Das äußere Betragen gefällt aber vorzüglich durch Natürlichkeit und Ungezwungenheit, und mißfällt durch erkünstelte Ziererey. Am Meisten gefällt dasjenige Betragen, welches Wohlwollen, Schonung und Ehrerbie-



tigkeit gegen Andere, besonders gegen betagte Personen, ausdrückt. Wenn nun der Wohlstand in dem Anzuge eines Menschen alle unanständige Nacktheit, Nachläßigkeit, und das Streben nach etwas Besonderem, nach Auszeichnung, verwirft; wenn der Wohlstand in dem Umgange mit Anderen Possenreisserey, alberne Schwatzhaftigkeit, unbescheidene Rechthaberey und lästige Zudringlichkeit mißbilligt; wenn derselbe Bescheidenheit, Sittsamkeit, Ehrerbietigkeit gegen betagte Personen, Schonung gegen Unglückliche und Gebrechliche fordert, überhaupt aber ein Betragen, welches Achtung und Liebe ausdrückt: wer könnte da anstehen, ob er sich den Gesetzen des Wohlstandes und der feinen Sitte unterwerfen wolle oder nicht? Es ist ja offenbar, daß das Gefühl für das Anständige mit dem sittlichen Gefühle zusammenhange, eine Folge desselben sey, und das menschliche Leben verschönere. Wer daher die öffentliche Meynung, insofern dieselbe über das Wohlgefällige und Wohlanständige richtet, nicht achten wollte, würde sich als einen rohen und ungebildeten, als einen alles feinen Gefühls ermangelnden Menschen darstellen, dem an der Liebe Anderer nichts gelegen sey. Und wenn der Apostel Paulus fordert, daß wir allem Dem nachstreben sollen, was ehrbar, keusch, was lieblich ist, was wohllautet, was irgend für ein Lob gilt, Phil. 4, 8., verpflichtet uns da nicht auch das Christenthum, das Wohlanständige zu beobachten?

3. Am Wenigsten aber fühlt der Christ sich verbunden, sich jener veränderlichen, immer wechselnden Sitte zu unterwerfen, welche man die Mode nennt, und welche allein durch Neuheit gefallen will, die, kaum entstanden, schon wieder einer anderen Sitte weichen muß, so daß immer eine die andere verdrängt. Wenn daher das Christenthum uns zuruft: werdet nicht der Menschen Knechte, — wie könnten wir in einer so wechselnden Sitte uns knechtisch dem Urtheile einiger weniger Tonangeber unterwerfen? Welche eitle Seele würden wir verrathen, die in Kleinigkeiten einen Werth setzt, und das wahrhaft Ach-

Achtungs- und Lobenswürdige vernachläßigt? Welche thörichte Seele würden wir verrathen, die sich nicht nur einem so beschwerlichen Zwange unterwirft, sondern auch zu einem oft verderblichen Aufwande sich verleiten läßt, und die sich durch so kleinliche Bestrebungen zugleich als eine kleinliche Seele offenbaret?

Was bis jetzt von der öffentlichen Meynung gesagt worden, gilt auch von der öffentlichen Sitte, welche das Feste und Beständige in dem Betragen der Menschen bezeichnet. Wohl der bürgerlichen Gesellschaft, wohl der kirchlichen Gemeinschaft, wo die Gesetze des Landes und der Kirche zur Sitte, und, volksthümlich, zur festen, sicheren, allgemeingeltenden Handlungsweise geworden sind! Unbedingt unterwerfen wir uns daher denjenigen Sitten und Gewohnheiten, die aus den öffentlichen Gesetzen entstanden, die weiter nichts sind, als das in den Sitten lebende und allgemein geltende Gesetz. Wie unterwarf sich selbst der Heiland den Sitten und Gewohnheiten seines Landes! Oder weigerte er sich, die Kopfsteuer zu geben? Wies er nicht die geheilten Aussätzigen an die Priester, denen das Urtheil über die vollständige Heilung zukam? Finden wir ihn nicht bey allen religiösen Nationalfesten seines Volks? Ja, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, kam er nicht gleich Andern zu dem Johannes am Jordan, um sich von diesem taufen zu lassen? Wenn nun die christliche Sitte fordert, daß wir an unseren christlichen Festen Theil nehmen; daß wir durch den Genuß des heil. Abendmahls unsere fortdauernde Gemeinschaft mit Christo und seiner Gemeine an den Tag legen; daß wir uns nicht weigern, eine Pathenstelle bey der christlichen Weihe der neugeborenen Kinder zu vertreten; wenn die christliche Sitte fordert, daß Wöchnerinnen nicht eher an öffentlichen Gesellschaften und Vergnügungen Theil nehmen, als bis sie in der christlichen Versammlung Gott ihren Dank darbrachten für ihr und ihrer Kinder Leben, so daß ihr erster Gang ein Gang zum Hause Gottes, und ihr erstes Gefühl Preis und Dank und Gebet für das leibliche und

geistige Gedeihen des Kindes sey: könnten wir es gut heißen, oder könnten wir sagen, daß man den hohen Sinn dieser Gebräuche erfaßt habe, wenn man sich weigerte, sich denselben zu unterwerfen?

Prüfend und bedingterweise unterwerfen wir uns der Sitte, welche das Wohlanständige betrifft, ob das, was man zum Wohlstande rechnet, auch wahrhaft ehrbar, lieblich und wohllautend, ob es unserem Stande und unseren Verhältnissen angemessen sey, ob der sogenannte Wohlstand und Weltgebrauch auch wirklich der Ausdruck und das Kleid einer christlich wohlwollenden und menschenfreundlichen Gesinnung sey. Hier behalten wir uns demnach den Gebrauch des eigenen Verstandes und des Gewissens vor.

Am Wenigsten werden wir uns der immer wechselnden und veränderlichen Sitte der sogenannten Mode blindlings unterwerfen, knechtisch diesem Gebrauche fröhnen. Ohne in den entgegengesetzten Fehler der Sonderlinge zu fallen, und durch Eigensinn uns lächerlich zu machen, werden wir uns standhaft weigern, in allen den Fällen der launigen Sitte uns zu unterwerfen, wo dieselbe mit unseren höheren Pflichten und unseren Vermögensumständen, wo dieselbe mit der Gesundheit und mit den Gefühlen der Schamhaftigkeit stritte. Am Wenigsten werden wir es als ein Geschäft und als eine ernste Angelegenheit betreiben, den veränderlichen Launen einer so willkührlichen Sitte zu fröhnen, und alle Selbstständigkeit und alles eigene Urtheil aufzugeben. Und wenn wir, jedoch unter den so eben genannten Bedingungen, dem veränderlichen Spiele der immer wechselnden Sitte nachgeben, so werden wir uns doch immer dabey zurufen: werdet nicht der Menschen Knechte!

Andere Sätze.

1. Wozu uns die auffallende Erfahrung ermuntere, daß Gott uns ganz anders behandele, als wir unsere Mitbrüder? 1. Gott erhöret so gern, so willig unser Flehen in der Noth, und wir sind oft so taub, so fühllos, so unerbittlich bey dem Flehen Anderer. Er wollte aber nicht, sondern ging hin, und warf ihn ins Gefängniß; V. 30. 2. Gott ist so barmherzig in unserer Noth, so gnädig bey unserer Schuld, und wir sind oft so hart bey fremder Noth, so unversöhnlich bey fremder Schuld. Wir könnten oft Andere retten durch Geduld, (Herr, habe Geduld mit mir!) durch Nachsicht, verlängerte Frist, und wir greifen zu den härtesten Rechtsmitteln, verkaufen Haus und Hof des Nächsten, fügen dazu wohl noch unrechtmäßigen Zwang und zornige Beleidigung. Und er griff ihn an, und würgete ihn; V. 28. — Wir rechnen Anderen ihre Fehler gegen uns so hoch an, fühlen uns so tief beleidigt, wollen nicht vergeben, können nicht vergessen. — 3. Gott verfährt mit uns so großmüthig, thut mehr, als wir begehren, V. 27., und wir erfüllen oft nicht einmal die gemeinste Schuldigkeit, oder thun es mit so viel Unlust, oft nur gezwungen. 4. Gott will uns Alle retten, Allen soll geholfen werden, Allen sandte er seinen Sohn, und wir stürzen uns und die Unsrigen ins Verderben. Wie glücklich hätte der harte Knecht mit Weib und Kindern, die er in so große Gefahr gebracht, V. 25., und welche die Großmuth des Herrn gerettet hatte, leben können, wenn er die empfangene Großmuth auch an seinem Mitknechte geübt hätte! — Eine solche Erfahrung ist aber wohl auffallend zu nennen, da sie unserer Pflicht, unserem Bedürfniß, und dem Muster unseres Gottes so sehr zuwider ist, und wir alle Aehnlichkeit mit Gott verläugnen, da wir vollkommen seyn sollen, wie es der Vater im Himmel ist. Diese auffallende Erfahrung ermuntert

tert uns 1) zur Menschlichkeit, zur liebevollen Theilnahme an Anderer Verlegenheit und Wehe, daß wir gegen Andere immer so handeln, wie wir im gleichen Falle wünschen, daß gegen uns gehandelt werde. Du flehest um Geduld, — so übe auch Geduld! 2) Zur Bereitwilligkeit, Anderen zu vergeben. Sey willfährig deinem Widersacher bald! Ohne diese Bereitwilligkeit, zu vergeben, ist keine Christentugend, keine Liebe, und keine Gnade und Vergebung bey Gott möglich. 3) Daß wir nicht durch Unbarmherzigkeit uns selber ein unbarmherziges Gericht zuziehen. Das that der Schalksknecht. Die Barmherzigkeit und Menschenfreundlichkeit freuet sich auf das Gericht; Jak. 2, 13. Denn alsdann wird des Menschensohn sagen: was ihr gethan habt an dem Geringsten, das ist mir geschehen.

2. Daß es im Reiche Christi bey Weitem nicht hinreichend sey, ein rechtlicher Mensch zu seyn, sondern daß man ein menschlicher und christlicher Mensch seyn müsse. Das Reich Christi ist wahrhaftig nicht von dieser Welt, denn es hat ganz andere, höhere Gesetze, Zwecke, Ordnungen, Güter, und ist erhaben über die bürgerlichen Reiche, wie die Tugend über das strenge Recht, wie Gott über die Könige. In bürgerlichen Reichen gilt die Rechtlichkeit, daß man Niemanden Unrecht thue, Jedem leiste, was er zu fordern ein Recht hat. Da kann man den Schuldner seiner Freyheit berauben, denselben in das Gefängniß werfen lassen, und ihn zur Erfüllung seiner Rechtspflicht nöthigen, ohne bürgerlich unrecht zu thun. In dem Reiche Christi hingegen, wo das Gesetz der Liebe gegen Gott und gegen den Nächsten das Reichsgesetz ist, da ist es Pflicht, menschlich zu seyn und zu handeln, Theilnahme und Wohlwollen zu beweisen, und dadurch die Härte des Rechtes zu mildern. Ja, zu der Menschlichkeit kommt noch die christliche Liebe, die aus sich selbst herausgehet, die nicht das Ihre, sondern das des Nächsten bedenket, die großmüthig handelt, das Leben für die Brüder

Brüder lässet, und mehr thut, als der Andere nach dem bürgerlichen Rechte fordern kann. Nicht das geschriebene Gesetz, sondern das Urbild Gottes, und eine freye, selbstthätige Liebe, die die Retterin der Unglücklichen, die Schöpferin ihres Glückes werden will, ist da unser Muster, unser Stolz und Ruhm. Der Christ, als solcher, übt das Fürsten- und Königsrecht, zu begnadigen, zu vergeben, Schuld zu erlassen, aus lauter Liebe. — Man kann demnach ein rechtlicher Bürger seyn, und doch unmenschlich und unchristlich handeln, Niemanden zwar etwas zu Leide, aber auch Niemanden zu Liebe thun. Wie Viele mag es deren geben, welche ihre Unmenschlichkeit und Unchristlichkeit hinter einer lieb- und herzlosen Rechtlichkeit verstecken! Höher stehet das Reich Christi, höher stehet da der Werth, die Vollkommenheit des Menschen. S. Neueste Materialien Th. 4. S. 113 f.

Am Drey und Zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Evangel. Matth. 22, 15—22.

I.

Die drey Ordnungen Gottes, in welchen wir leben: das Haus, der Staat, und die Kirche.



Mit wahrhaftem Bedauern erblicke ich immer diejenigen Kinder und Erwachsenen, die außerhalb irgend einer Familie leben, die nicht als Mitglieder einer bestimmten Familie anerkannt werden, sondern einsam und verlassen dastehen. Das sind nicht sowohl die Waisen, welche die geliebten Eltern verloren, und in Freunden und Verwandten neue Eltern finden, sondern jene Unglücklichen, die außer der Ehe das Daseyn empfingen, die nicht von Vater- und Mutterarmen freudig und gemeinschaftlich umschlungen werden, sondern höchstens nur von Mutterarmen, und dieses wie oft unter Thränen und bitteren Vorwürfen und wehmüthigen Blicken auf die vaterlosen Kinder! In einer christlichen Familie aufzuwachsen, geschützt vom Vater, gepflegt von Mutterliebe, sorgfältig erzogen, christlich gebildet, mit mannichfaltigen Kenntnissen, mit frommen Sinne und mit Menschen-

liebe

liebe ausgestattet, tüchtig an Leib und an Seele in das thätige Leben eintreten, um dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist, — das ist fürwahr ein großes, und nicht eben immer erkanntes Glück. Wie unglücklich dagegen sind diejenigen zu nennen, die alles, alles dieses entbehren müssen! Achtet es darum nicht für ein Kleines, in christlichen Familien geboren und erzogen zu seyn! Wie viele Vortheile, Güter und Auszeichnungen vor Andern wurden euch bloß dadurch zu Theil, daß ihr diesen Namen führet, und keinen anderen, daß ihr zu dieser Familie und Freundschaft gehöret, und zu keiner anderen!

So wie es nun Menschen giebt, die außer einer bestimmten Familie leben, eben so giebt es auch Menschen, die außer der bürgerlichen Gesellschaft und dem Staate leben. Das sind vornämlich die sogenannten Wilden, die ohne ein gemeinschaftliches Gesetz, ohne gemeinschaftliche Ordnung, ohne ein rechtmäßiges und zu Recht beständiges Oberhaupt in Horden umherstreifen, rauben und plündern. Solche leben nicht im bürgerlichen Zustande. Unsicher aber ist da das Leben, der Willkühr und dem Angriffe des Stärkeren bloßgestellt das Eigenthum. Da ist keine öffentliche Ordnung, die die Rechte Aller schützt, keine öffentliche Macht, die die Rechte jedes Einzelnen vertheidigt, kein öffentlicher Richterstuhl, welcher unpartheiisch, nach Gesetzen des Rechtes, Unbilden bestraft, dem Unrechtleidenden hilft, sondern Jeder ist da sein eigener Richter. Was heißt das aber anders, als: es giebt und gilt kein Recht? Jeder siehet ein, daß ein solcher Zustand ein rechtloser Stand der Selbsthülfe, der Rache, des Krieges ist, wo keine Bildung zum Menschen gedeihen kann. Das ist der Naturzustand, in welchem der Mensch von Natur lebt, denn der bürgerlich-gesellschaftliche Zustand muß gestiftet und angenommen werden, weshalb es kaum zu begreifen ist, wie Manche diesen wilden, elenden, Jedermann bedrohenden Naturzustand als einen glücklichen preisen mögen, wo der Mensch nur ein Thierleben führet.

Allein

Allein man kann in der Familien- und in der bürgerlichen Gesellschaft leben, und doch außer der Kirche, außer der religiösen Vereinigung, wo Alle einen gemeinschaftlichen Glauben bekennen, um in Einem Sinne fromm und gottselig zu leben, in der Tugend und Heiligung sich zu stärken, und die Verbindung mit Gott zu erhalten. Wer nun außer der Kirche lebet, der hat entweder gar keinen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, oder einen Glauben, den Andere nicht mit ihm theilen, und stehet also einsam da entweder in seinem Unglauben, oder in seinem Privatglauben. Da ist aber an kein Tugendleben im Ganzen, an kein Reich herrschender Wahrheit und Tugend und Liebe zu denken, an keinen Gemeingeist für Tugend und Religion. Wie Viele, die in der christlichen Kirche geboren wurden, leben doch außer der christlichen Gemeinschaft, geben wenigstens kein äußeres Zeichen von sich, daß sie mit uns gleiche christliche Grundsätze, Gesinnungen und Hoffnungen hegen!

Unser Evangelium erwähnet zwar nur zwey göttliche Ordnungen, in welchen wir leben: den Staat und die Kirche. Denn wenn der Heiland spricht: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, so spricht er: ihr seyd Staatsbürger, leistet demnach, was ihr dem Staate und seinem Oberhaupte schuldig seyd. In den Worten: und gebet Gotte, was Gottes ist, liegt aber der Gedanke: ihr seyd daneben auch Mitglieder einer besonderen Religionsgesellschaft, ihr habt einen Tempel, wo ihr anbetet, dieser Tempel und die öffentlichen Opfer sollen erhalten werden. Darum als Bekenner des Mosaischen Glaubens gebet auch, was die gottesdienstliche Ordnung erfordert. Der Heiland spricht also hier nur von der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung. Allein wer hat die häusliche, eheliche und Familienordnung mehr geheiligt, und den Segen der Liebe und der Tugend über dieselbe verbreitet, als Christus und das Evangelium? Darum lasset uns die angefangene Betrachtung fortsetzen, und von den drey göttlichen Ordnungen reden, in welchen wir leben, welche sind: das Haus, der Staat, und

die

die Kirche. Wenn wir nun diese Ordnungen als göttliche erkennen, so muß dann nothwendig unsere Achtung gegen dieselben erhöhet, und wir ermuntert werden, der Familie, dem Staate, und der Kirche zu leisten, was wir in jedem dieser Verhältnisse zu leisten haben.

1.

In der häuslichen Ordnung Gottes empfingen wir unser Leben, wir wurden als Glieder einer häuslichen Gesellschaft, einer Familie geboren, und da liegt die Wurzel von dem Baume unseres Lebens und unseres Glückes. Von Vater- und Mutterliebe wurden wir im Daseyn empfangen, von Verwandten und Familiengliedern freudig begrüßt. Wie es dort von der Elisabeth heißt, als Johannes auf ihrem Mutterschooße da lag: und ihre Nachbaren und Gefreundte höreten, daß der Herr große Barmherzigkeit an ihr gethan hatte, und freueten sich mit ihr, — so hieß es auch bey unserer Geburt. Da fanden wir menschliche, christliche Erziehung, Unterricht, Beyspiel, empfingen und lerneten vielfache Liebe von und zu Vater und Mutter, Geschwister und Freunden. Fraget euch doch selber, wie es wohl um eueren Geist und um dessen Bildung, um euer Herz und um dessen Liebe, um euer Leben und um dessen Glück stehen möchte, wenn ihr nicht in dem christlichen Familienleben geboren und erzogen worden wäret? Das Haus aber, oder die Familie, und der Grundpfeiler derselben, das eheliche Leben, die Verbindung Eines Mannes mit Einem Weibe, ist von Gott eingesetzt, und göttliche Ordnung. Gott selber schuf und führete das erste Weib dem ersten Manne zu, und heiligte und segnete ihre Verbindung. Nicht Zwey, sondern Eins sind Beyde, sind Mann und Weib, nach Gottes und Christi Ausspruch, Matth. 19, 5. 6., als hätten Beyde nur Eine gemeinschaftliche Seele, als lebten Beyde nur Ein gemeinschaftliches Leben, das durch die Entzweyung wieder abstirbt, da es nur in der Einheit des Herzens und der Liebe lebet. Ordnung Gottes ist die Ehe und das Haus, darum ist aller Segen des

Lebens,

Lebens, alle Kraft und alles Glück des Staates daran geknüpft, und nur da, wo die Ehe heilig, das häusliche Leben einig, die Bande zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern fest, die Sitten rein sind, da blühet in Unschuld und Friede ein zweytes Paradies. Darum wendet sich auch alle Tugend und alle Zufriedenheit des Lebens von denjenigen hinweg, ihr Haus und Leben wird wüste, welche die Ehe und das Haus nicht als göttliche und heilige Ordnung ehren.

Aber unsicher, jeder Gefahr bloßgestellt wäre das Haus, wir könnten nicht mit Ruhe unsere Kinder, noch unseren Besitz das Unsrige nennen, müßten immer fürchten, daß die Unsrigen, unser Eigenthum und unser Leben uns geraubt würden, wenn nicht alle Familien eines bestimmten Gebietes in eine höhere und größere Verbindung zusammenträten, um die Sicherheit des Daseyns und der Rechte Aller und jedes Einzelnen zu bewirken. So entstehet die zweyte Ordnung Gottes, der Staat, die bürgerliche Gesellschaft, wo Alle einem und demselben Gesetze, einer und derselben, für Alle gültigen, Ordnung, einem und demselben Oberhaupte und Richter sich unterwerfen, und so in der Gemeinschaft eine öffentliche Macht bilden, die der Macht jedes Einzelnen überlegen ist. So allein entstehet ein ruhiges, gesichertes, glückliches Daseyn, so allein blühet das Haus, so freuen wir uns der Unsrigen und unseres Erwerbes, wenn die bürgerliche Ordnung uns schirmet. Daß ohne den Staat an ein gesichertes Daseyn, an ein friedliches Zusammenleben mit Anderen, an einen ungestörten Besitz, an eine ungehinderte Thätigkeit, an ein Gemeinwohl, und an ein Fortschreiten der Menschen in Erkenntniß und Tugend, in Wissenschaft und Kunst nicht zu denken wäre, wer ist, der das nicht einsähe? Nothwendig, durchaus unentbehrlich ist also der Staat, und ohne ihn wanket das Haus; der Staat ist die nothwendige Bedingung alles geselligen und friedlichen Lebens, ja ist dieses selber. Alles aber, was sich durch Vernunft und Bedürfniß als durchaus nothwendig ankündigt, ein Bedürfniß, welches durchaus allgemein

gefühlt

gefühlt wird, das, wodurch ein vernünftiges Leben erst möglich wird, ist nichts von Menschen Erdachtes oder Erfundenes, sondern ist von Gott selber dem Menschen an die Hand gegeben, ist göttlicher Wille. Darum spricht die Verkündigerin aller Wahrheit, die heil. Schrift: Alle Obrigkeit ist von Gott; wer sich nun widersetzet, der widerstrebet Gottes Ordnung. Diese zweyte Ordnung erhält, sichert, schützt die erste, und obgleich der Staat nur aus Familien bestehet, und eine Vereinigung derselben zu einem höheren Ganzen ist, so verdankt doch das Haus nur dem Staate sein Bestehen und sein Gedeihen.

Doch auch der Staat sichert und schützt nur das äußere Leben, nur unser Verhältniß, in welchem wir zu anderen Menschen stehen. Im Fortgange der Bildung und unter der Begünstigung des Staates entwickeln sich aber höhere Bedürfnisse, bildet sich ein höheres inneres Leben. Der Mensch knüpft sein Daseyn an eine höhere unsichtbare Welt, und ahnet den Schöpfer; der Mensch fühlet sein Verhältniß zu Gott, erblicket in Gott seinen höchsten Gesetzgeber und Richter, fühlt sich durch ein inneres, ihm heiliges Band des Glaubens, und der Liebe und der Hoffnung mit Gott unzertrennlich verbunden, und wie die Erde an die Sonne gebunden ist, so der Mensch an Gott. Dieses heilige und ewige Band, das uns mit Gott verbindet, nennen wir Religion, und nach dem Zeugnisse unseres Inneren sollen wir nicht bloß häuslich, väterlich und kindlich, nicht bloß bürgerlich, gerecht und friedlich, sondern auch gottselig, rechtschaffen vor Gott und vor dem Gewissen leben. Da aber dieses höchste Bedürfniß, das religiöse, ebenfalls ein gemeinsames ist, und nur gesellig, in Gemeinschaft mit Anderen, befriedigt werden kann: so entstehet eine neue Vereinigung, eine höhere Ordnung, die größer als das Haus, und größer als der Staat ist, die alle Staaten und alle Völker der Erde zu einem Volke Gottes, zu einem Brudervolke vereinigt, die Kirche. In dem Hause gebietet und ordnet der Hausvater, im Staate der Regent, in der Kirche der Re-

gierer Himmels und der Erden, Gott, und alle Pflichten, die häuslichen und die bürgerlichen, haben ihren letzten Grund im göttlichen Willen. Nicht von Menschen, sondern allein durch Gottes Fürsorge, durch seinen Gesandten, Jesum Christum, ist die Kirche gestiftet und eingerichtet, und sie ist die dritte Ordnung Gottes. Da sind nicht äußere Güter, nicht zeitliches Leben und Wohl der Grund und Zweck der Vereinigung, sondern allgemeine Bildung zur Tugend, um diese zur Herrscherin der Welt zu erheben, und Ruhe des Herzens, Friede und Freundschaft mit Gott, und Hoffnung eines ewigen seligen Lebens bey fröhlichem Rechtthun, bey dem Wandel vor Gott. In der Kirche, im Reiche Christi ist nicht irgend ein Mensch Gesetzgeber und Regent, sondern allein Gott und der, den er aus Liebe sandte, Jesus Christus, und das Gesetzbuch, das Alle anerkennen, ist das heilige und ewige Evangelium. Da gilt allein Gottes Gebot, daß der Wille Gottes geschehe auf Erden, wie im Himmel, und daß dadurch das Reich Gottes komme auf die Erde. Da sind alle Pflichten nur Gottes Gebote, auch die Familien-, die Eltern- und Kindespflicht, auch die bürgerliche, die Königs- und Unterthans-Pflicht. Auf diesem Gebiete hören alle äußere Verhältnisse, Würden und Titel auf, und Alle sind allein Menschen, unterthan dem Gewissen, sind allein Knechte und Kinder Gottes, unterthan dem Gesetze Gottes. Unter allen Wohlthaten Gottes stehet daher oben an, daß er uns erhob zu vernünftigen, freyen Wesen, und uns versetzte in das Reich Jesu Christi, aus dessen Fülle wir Gnade um Gnade nehmen. Denn was das Haus und die Familie heiligt, was in den Staat Menschlichkeit und Liebe bringt, was die Fürsten lehret, daß auch sie einen Herrn über sich im Himmel haben, einen allerhöchsten Richterstuhl, vor welchem sie sich gleich uns stellen müssen, das ist die Religion und ihre Bewahrerin, die christliche Kirche. So leben wir denn in dreyen Ordnungen Gottes, die fest und innig verschlungen sind, wo immer eine die andere voraussetzt, sichert, heiligt, ich meyne das Haus, den Staat, und die Kirche.

2.

Wer fühlet es nicht, daß wir gegen diese drey Ordnungen Gottes Pflichten zu erfüllen haben? Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist, spricht Christus; wir aber müssen heute hinzusetzen: gebet dem Hausvater, was des Hausvaters ist; ehret vor Allem die häusliche, die Familienordnung! In dieser liegt der Grund und die Vorbereitung zu den übrigen Ordnungen, und heimathslose Menschen, welche in keinem Familienverbande, sondern vereinzelt dastehen, fühlen sich weder fest und innig an einen bestimmten Staat, noch an eine bestimmte Kirche angeschlossen, sondern sind überall und nirgends zu Hause. Ein guter Hausvater, der die Seinen wohl und göttlich regiert, die Seinen versorgt, seine Kinder auferzieht in der Furcht und in der Vermahnung zum Herrn, wird daher nicht nur ein treuer, thätiger, sein Vaterland und seinen König liebender Bürger, sondern auch ein guter Christ seyn, da ja alle diese häuslichen und bürgerlichen Tugenden ohne Glaube und Liebe, ohne Vertrauen und Ergebung in Gott, nicht bestehen können. Die Familienordnung ist auch die Vorschule für die bürgerliche und kirchliche Ordnung. Das Haus mit seinen Gliedern ist ein kleiner Staat, da giebt es einen Oberherrn und Unterthanen, da giebt es verschiedene Stände, Personen, die an Alter, Geschäft, Talent, verschieden sind. Da lernet man gehorchen, Andere achten und ehren; da lernet man schonend, hülfreich, nachgiebig, verzeihend, verträglich seyn. Und wo wird die Liebe, das Wohlwollen, welches sich zur Liebe gegen jedes vernünftige Wesen erweitert und erhebt, tiefer begründet, inniger gepflegt, süßer empfunden, als in der häuslichen Ordnung? In dieser liegen die Wurzeln sowohl der bürgerlichen, als der kirchlichen Tugend. Der Grund aller häuslichen und Familienbande aber ist die Ehe, dieser Bund, diese Gemeinschaft eines Mannes mit einem Weibe für das ganze Leben. Die Ehe aber soll heilig und treu gehalten werden, und die aufopfernde Liebe Christi für seine Gemeine

soll dem Manne, wie dem Weibe, das heilige Vorbild seyn. Allein wie leichtsinnig werden jetzt so viele Ehen geschlossen, wie lieb- und treulos geführt, und haben wir nicht Beyspiele, daß diese feste und innige Verbindung für das Leben kaum Monate dauert? Wie kann unter solchen Umständen dem Kaiser gegeben werden, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist? Sehen wir nicht vielmehr, wie solche Familien durch Uneinigkeit und Prozesse zurückkommen, und wie das Sittenverderbniß und ein gottloses Wesen immer tiefer und unheilbarer einwurzelt, und immer weiter, gleich jedem Unkraute, um sich wuchert? Heilig muß uns vor Allem die häusliche Ordnung seyn, wenn die bürgerliche und die kirchliche nicht Gefahr laufen soll.

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, sprach der Erlöser zu seinen Landsleuten, die ihre bürgerliche Freiheit verloren hatten, und nur widerstrebend sich dem Römischen Kaiser unterworfen fühlten. Ob nun der Jude außer dem Tempelzins auch dem Römischen Kaiser Tribut erlegen, und dadurch den Kaiser als rechtmäßigen Oberherrn anerkennen sollte, — das war die verfängliche Frage. Aber der Heiland antwortete: ihr seyd Bürger und Unterthanen des Kaisers, das beweiset die Münze in eurer Hand; aber außerdem bildet ihr auch einen religiösen Verein, seyd Verehrer des einigen Gottes, habt einen Tempel, der unterhalten seyn will. Leistet daher auch als Mitglieder des religiösen Vereins, was ihr zu leisten habt, und gebet Gotte, was Gottes ist. Wie Viele in unseren Zeiten aber glauben nur dem Staate, dem Reiche des Kaisers, aber nicht der Kirche, dem Reiche Christi, anzugehören! Wie Viele giebt es, die bloß das Band des Zwanges anerkennen, das sie mit dem Staate verknüpft, nicht aber das Band des Glaubens und der Liebe, das sie mit Christo, ihrem Herrn, und mit den Gläubigen, als ihren Brüdern, vereinet, weß Standes und Würden sie seyn mögen! O, lasset uns heute das Wort Christi unserem Herzen eindrücken, daß wir nicht bloß dem Kaiser, sondern auch Gotte, nicht bloß dem Staate, sondern auch

dem

dem Reiche und der Kirche Christi verpflichtet, daß wir nicht bloß durch bürgerliche Gesetze des Rechts und einer geselligen Ordnung, sondern auch durch Gesetze der Tugend und der Liebe, durch ein Band des Glaubens und der Hoffnung verbunden sind, daß wir auch in einem religiösen Vereine, in der Kirche Christi stehen und leben! Und wo liegt unsere wahre Würde, unsere Ruhe, unser Friede mit Gott, unsere Hoffnung, unsere Seligkeit, und die gegenseitige Beförderung der Tugend und der Liebe, als auf dem christlichen Gebiete? Und sind wir nicht in dieser Stunde als durch Religion Verbundene, als Bürger des Reiches Christi, als Unterthanen Gottes beysammen, um Gotte zu geben, was Gottes ist, um uns unter einander zu vermahnen, und zu reitzen zur Liebe und zu guten Werken? Ebr. 10, 24.

Das Haus, der Staat und die Kirche sind Gottes Ordnungen. Aber nur die Kirche hat es mit dem Wandel und dem Leben vor Gott, nur die Kirche hat es mit der inneren Veredelung und Versittlichung des Herzens und der Gesinnung zu thun. Der Glaube, den die Kirche bewahrt, ihre Ansicht und Lehre, daß alle Pflichten göttliche Gebote sind, veredelt daher auch die Familien- und Bürgerpflicht. Lasset uns daher unseren Familien- und Bürgerberuf als Christen, mit christlichem Sinne erfüllen. Der Christensinn aber ist Liebe von reinem Herzen und von ungefärbtem Glauben. Es geschähe zwar deine Kindespflicht, wenn du sie aus Furcht vor dem Hausvater, und deine Bürgerpflicht, wenn du sie aus Furcht vor dem Schwerdte der Obrigkeit thätest; aber wen noch die Furcht zur Erfüllung seiner Pflichten schrecken, bey wem die Furcht noch die Ausbrüche sündlicher Neigungen eindämmen, unterdrücken muß: der hat auch nicht angefangen, ein sittlich guter Mensch zu seyn, der hat das Gute noch nicht lieb gewonnen. Der Geist und der Sinn Christi ist es, der Alles verkläret, Alles verherrlichet. In dem Familiengliede, in dem Staatsbürger muß daher der Christ

 durch-

durchblicken, indem das Familienmitglied und der Staatsbürger mit dem Geiste und mit dem Sinne Christi handelt. Da handeln wir nicht aus Furcht und mit knechtischem Sinne, sondern aus Liebe, als die Kinder Gottes. Da erheben wir die Zwangspflicht zur Tugend- und Liebespflicht, und vollbringen das Gute aus Tugend, mit Liebe. Da sehen wir das Haus und den Staat als Gottes Ordnungen an, und jede häusliche und bürgerliche Pflicht erscheinet uns in religiöser Verklärung, als Gottes Gebot; wir erfüllen dann unsere Pflichten nicht mit Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Diener und Verehrer Christi, wo wir den Willen Gottes thun von Herzen, mit gutem Willen, in der Ueberzeugung, daß wir auch als Hausväter und als Kinder, als Bürger und als Unterthanen dem Herrn dienen, und nicht den Menschen; Eph. 6, 6. 7. Und so ist es also der Glaube und die Tugend, welche die Kirche bewahrt, die die häusliche und die bürgerliche Pflicht zum Range wahrer, Gott wohlgefälliger Tugend erhebt. Darum lasset uns vor Allem darnach streben, Christen zu seyn, daß Christi Geist und Sinn in uns lebe; dann wird es nicht an guten Hausvätern und Bürgern fehlen! Geben wir Gotte, was Gottes ist, so werden wir auch dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Denn auch die bürgerliche Ordnung ist Gottes Ordnung.

II.

Drey Eigenschaften, die keinem braven Manne fehlen dürfen.

Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß Alles, was die Arglist nur erdenken, was die Bosheit ersinnen und auftreiben konnte, von den Feinden Jesu wider ihn in Bewegung

gesetzt worden sey. Es war ein zusammenhängendes Gewebe, und ein ordentlicher Plan, nach welchem die Feinde Jesu handelten, um sein Ansehen zu schmälern, seine Thaten verdächtig zu machen, und ihm überall Fallstricke zu legen. Wie wahr ist es daher, wenn es von ihm heißt, er sey allenthalben versucht worden, doch ohne Sünde! Alles versuchte man, um irgend eine schwache Seite an ihm zu finden, und — fand sie nicht; man bediente sich dazu des Ansehens der Religion, der Macht des Aberglaubens, der Erfindungen der Bosheit, und zuletzt — der Politik.

Zuerst des Ansehens der Religion. Wir wissen, welche übertriebenen Meynungen die Pharisäer von dem Sabbath hegten, als ob derselbe nicht für den Menschen, sondern der Mensch für den Sabbath da sey, und daß sie die sabbathliche Ruhe so weit ausdehnten, daß man sich an dem Sabbath sogar der menschenfreundlichen Handlungen enthalten solle, inwieferne diese eine Thätigkeit sind. Wenn daher Jesus am Sabbathe irgend eine wohlthätige Handlung verrichtete, so warfen seine Gegner sogleich die Frage auf: ob das auch recht sey am Sabbathe? Jesus sollte durchaus für einen Sabbathsschänder, für einen irreligiösen Menschen gelten. Allein er vertheidigte sich, und widerlegte sie so gut, daß auch das Volk sein siegendes Uebergewicht fühlte. Die Beschuldigung machte keinen Eindruck. — Man bediente sich daher der Macht des Aberglaubens. Nun waren damals die Köpfe der Juden voll von dem Wahne der Teufelsbesitzungen, und einer gar wundersamen Macht des Teufels. Körperliche Gebrechen aller Art, fallende Sucht, Taubheit, Stummheit u. s. w. hatte der Teufel bewirkt. Ja, sagten Jesu Feinde: es ist kein Wunder, daß er so große Thaten thut, er stehet mit dem Satan in Verbindung, und durch dessen Hülfe verrichtet er die großen Thaten. Aber die Ungereimtheit dieser Behauptung war zu groß, und Jesus setzte dieselbe zu sehr ins Licht, als daß die widersprechende Rede hätte Eindruck machen können. — Man ging daher zu bos-

haften Erfindungen über, und streute aus: er sey nicht bey sich, er sey von Sinnen gekommen, Marc. 3, 21., er habe einen unsauberen Geist, Marc. 3, 30., so daß die Seinigen kamen, um sich seiner zu bemächtigen; Marc. 3, 21. 31. Doch diese boshafte Verläumdung war auch ohne Erfolg. — Da versuchte man es mit der Politik, um ihm politisch-gefährliche Aeußerungen abzulocken. Die Pharisäer hielten in dieser Absicht einen Rath, berathschlagten gemeinschaftlich, wie sie ihn fingen in seiner Rede. Gemeinschaftlich mit den Herodis-Dienern, welche Anhänger des Kaisers waren, legten sie ihm die — durch vereinigte Arglist ausgesonnene — Frage vor: ob es für einen Juden, dessen einzig rechtmäßiger Oberherr Jehovah ist, recht sey, dem Kaiser Zins zu geben, und dadurch seine Oberherrschaft anzuerkennen? Sein Ja und sein Nein sollte ihm zum Verderben werden. Denn sprach er: Ja, so verdarb er es mit den jüdischen —, sprach er: Nein, so verdarb er es mit den Kaiserlichen Patrioten, im ersten Falle mit den Pharisäern, im zweyten mit den Herodis-Dienern. Auf die rechte Antwort, wie Jesus sie gab, waren sie nicht gefaßt, und verwundernd über Jesu Weisheit, verzweifelnd an ihrer Arglist, schlichen sie davon.

Mit glatten, schmeichelhaften Worten, die aber bey Jesu die reinste Wahrheit enthielten, redeten sie ihn an: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist, und lehrest den Weg Gottes recht; du fragest nach Niemand, und achtest nicht das Ansehen der Menschen. Obgleich schmeichelnd, um ihn zu betäuben mit dem süßen Dufte ihrer Rede, so rühmen sie doch an Jesu wahrhafte Eigenschaften: die Wahrhaftigkeit, die Freymüthigkeit, und die Unpartheilichkeit. Sehet hier

Drey Eigenschaften, die keinem braven Manne fehlen dürfen.

In der That! Die schlauen Feinde Jesu erfuhren es, daß sie ihm nicht geschmeichelt, sondern die Wahrheit gesagt hatten,

hatten, indem er ihnen antwortete: ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Sie erfuhren da seine Wahrhaftigkeit, seinen Freymuth, seine Unpartheilichkeit.

1. Eine tugendhafte Denkart, ein zuverläßiges Betragen, läßt sich gar nicht denken ohne Wahrhaftigkeit, und diese stehet oben an unter denjenigen Eigenschaften, die den Menschen achtungswürdig machen. Strenge Wahrhaftigkeit beruhet allein auf sittlichen Grundsätzen, ohne Beyhülfe eines gutartigen Temperaments oder wohlwollender Gefühle; hingegen bey denjenigen Eigenschaften, welche den Menschen liebenswürdig machen, dergleichen zärtliche Theilnahme, Wohlwollen, Freundlichkeit und Gefälligkeit sind, wird der Mensch durch natürliche Anlagen vielseitig unterstützt. In der Wahrhaftigkeit aber offenbaret sich des Menschen eigenster Werth, was er durch freye Bildung und durch sittliche Grundsätze geworden ist. Wahrhaft nämlich nennen wir denjenigen, dessen Aeußerungen, seyen es Reden, Gebehrden, Mienen, mit seinem Inneren, mit seinen Gedanken und Gefühlen, genau übereinstimmen. Wo demnach das Auswendige eines Menschen gleich seinem Inneren, und ein genauer Abdruck seines Inwendigen, wo zwischen dem Inwendigen eines Menschen und seinem Auswendigen kein Zwiespalt ist: da ist die Wahrhaftigkeit zu finden. Wo hingegen freundliche Reden ein übelwollendes Herz, wo gleißende Thaten eine unsittliche Denkart verbergen sollen, da, wo man täuschen, scheinen, schimmern will, was man innerlich nicht ist: da herrscht Falschheit, Heucheley. Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? sprach der Heiland zu den Freundlichen, die mit innerer Tücke zu ihm gekommen waren. — Es ist daher nicht genau gesprochen, wenn man die Lüge für eine solche Verletzung der Wahrheit erklärt, wodurch dem Anderen geschadet, sein Recht verletzt wird. So mag man in der Rechtslehre die Lüge ansehen; in der Tugendlehre ist die Lüge eine jede absichtliche Abweichung von der Wahrheit, sey sie schädlich oder nützlich.

Jede Lüge ist ein Verbrechen des Menschen gegen sich selber, er zerstört seine eigene Menschheit und den Glauben an Menschen. Eine Person ist jeder Mensch, nicht eine doppelte. Aber der Lügner wird ein Doppelter, ein Anderer vor Gott und in der Wahrheit, ein Anderer dem äußeren Scheine nach. Er zerstöret die Würde seiner Person, er fühlt, daß er sich in dem Urtheile Anderer erniedrige; darum erröthet der Lügner, und Verachtung, Ehrlosigkeit begleitet ihn, wie sein eigener Schatten. — Nicht nur schädlich, denn das beruhet auf weltlicher Berechnung, sondern unwürdig, nichtswürdig an und für sich selbst, und abgesehen von allen Folgen, ist die Lüge. In einer Welt, wo nur Vernunft zu Hause wäre und herrschte, könnte man von der Lüge weder einen Begriff, noch ein Wort haben, und die Lüge ist demnach weder von der Vernunft, noch von sittlicher Güte des Herzens erfunden worden. Darum nennet auch die heil. Schrift den Satan als den Anfänger der Lüge. Wie der Zeiger an der Uhr die Stunde, so soll die Sprache unsere Gedanken und Gesinnungen anzeigen. Die Sprache also, die etwas Anderes anzeigt, als das wirkliche Innere eines Menschen, die mit dem Inneren in Widerspruch stehet, welchen Werth hat diese? Alles, es sey noch so gering, hat irgend einen Werth, ist zu irgend etwas gut; — aber das Widerspiel der Wahrheit, die Lüge, welchen Werth hat diese in sich, zu welcher vernünftigen Absicht kann sie je ein Mittel seyn? Ist es daher nicht ein reiner Ausspruch der Vernunft, wenn Sirach das Lügen einen Schandfleck an einem Menschen nennet?

Doch der Lügner entehret nicht bloß sich selbst, und die Würde der Menschheit in seiner eigenen Person, indem er sich selber zu einer täuschenden Erscheinung macht, sondern er entehrt auch Andere. Kann denn je die Unwahrheit mit der Achtung übereinstimmen, die wir vor der Vernunft und der Würde in Anderen haben sollen? Treibt nicht der Lügner mit der Person und mit dem Zutrauen Anderer ein leichtsinniges,

muth-

muthwilliges Spiel? Wenn die Pharisäer Jesum wirklich für einen göttlichen Lehrer gehalten hätten, der den Weg Gottes recht lehre, wie hätten sie ihn tückisch mißbrauchen können; durch Schmeichelreden ihn treuherzig machen wollen? Leuchtet nicht aus jedem Worte der Heuchler die Tücke, das heimliche Bestreben hervor, dem Erlöser eine Grube zu graben, ihn zu fangen in seiner Rede?

Und wo giebt es irgend eine schlechte, ungerechte, menschenfeindliche That, bey der die Lüge und die Verstellung nicht auch wäre? Nur zu Werken der Finsterniß, nur zu Werken des Satans taugt die Lüge, die Täuschung, die Unredlichkeit, nicht aber zu einer guten und edlen That; sie ist immer nur der Bundesgenosse anderer Schlechtigkeiten. — Wir geben es zu, daß dreistes Läugnen, daß absichtliche Verstellung, daß die Lüge dir vor Gericht und im Leben manchen Dienst gethan habe. Aber wir läugnen, daß es je in einer guten Sache, zu einem edlen Zwecke geschah'; wir behaupten, und zwar mit Einstimmung deines eigenen innersten Gefühls, daß es schändlich sey, durch Hülfe von Lügen und Ränken einen Vortheil zu suchen; wir behaupten, daß es dem ehrlichen Manne gar nicht in den Sinn komme, durch Lügen je einen Vortheil zu begehren. Das Schändliche kann nie dem Löblichen, die Lüge kann nie einer Tugend dienstbar seyn.

Darum achten und ehren wir den wahrhaften Mann. Denn wo Wahrhaftigkeit ist, da ist die Grundlage jeder Tugend, da allein ist Zuversicht und Zuverläßigkeit auf einen Menschen, da allein ist Charakter, feste, gute, gleiche Denkart, und darum darf Wahrhaftigkeit keinem braven Manne fehlen.

2. Aber das Bekenntniß der Wahrheit und die strenge Wahrhaftigkeit ist oft schwer, ist mit Gefahr verbunden, und gar oft gehöret **Muth** dazu, wahr zu reden und wahr zu handeln. Oft ist die Wahrheit unangenehm und wird ungerne gehört; oft wird es Eigensinn, Hartnäckigkeit genannt, wenn man angesehenen Menschen zu Liebe nicht von der Wahrheit

abwei-

abweichen will; oft will man uns durch Furcht, durch Drohungen der Wahrheit abwendig machen, indem man uns zu verstehen giebt, wie wir durch strenges und gewissenhaftes Zeugniß von der Wahrheit die Gunst mächtiger Menschen verlieren, ihren Zorn uns zuziehen können. Ist nun auch die mit Gefahr verbundene Wahrhaftigkeit Pflicht, und soll die Pflicht über die Furcht, oder die Furcht über die Pflicht siegen? Gott! wo bliebe Wahrheit, Recht, und Tugend, wo bliebe Muth und Freymüthigkeit, wenn Wahrheit, Recht und Tugend aufhören sollten, sobald die Liebe zu denselben mit Gefahr verbunden wäre? Eben diese über die Furcht vor Gefahren und Nachtheil erhabene, diese unerschrockene, durch Ansehen, Stand und Einfluß der Menschen ungeblendete Wahrhaftigkeit heißt Freymüthigkeit, und der brave Mann ist nicht bloß wahrhaft, wenn es ihm keine Ueberwindung kostet, sondern auch dann, wenn man ihn einschüchtern, furchtsam machen will, daß er das Gegentheil der Wahrheit bezeuge; der brave Mann ist freymüthig. Freyer Muth vor Fürstenthronen, Wahrheit gegen Freund und Feind — das ist das Glaubensbekenntniß des Freymüthigen. — Diese Freymüthigkeit rühmten Jesu Feinde an dem Erlöser. Du fragest nach Niemand, sprachen sie; du bist weit entfernt von jener Rede der Zaghaften: „aber was werden die Leute dazu sagen?" Die Furcht fesselt deine Zunge, verfälscht deine Gedanken und deine Worte nicht. Und sie erfuhren es auf der Stelle, wie Jesus frey heraus redete, und über alle Furcht erhaben war. Fürchtet euch nicht, ruft Christus auch seinen Jüngern zu Wiederholtenmalen zu, fürchtet euch nicht, wenn das freye, öffentliche Bekenntniß der Wahrheit gefahrvoll wird. Die Wahrheit, wie ihre Bekenner, stehen unter dem Schutze Gottes; Matth. 10, 26. 27. 28. 30. 31. Diese Freymüthigkeit übte Johannes, indem er dem Könige Herodes Antipas das unerschrockene Wort zurief: es ist nicht recht! Diese Freymüthigkeit übte der Heiland, indem er über die Pharisäer jenes vielfältige: Wehe! ausrief. Diese Freymüthigkeit und Unerschrockenheit bewies Petrus, indem er im Angesichte der

Mörder Jesu ausrief: den Jesus von Nazaret, den ihr erwürget, den hat Gott auferwecket; Ap. 2, 23. 24. Und mit welcher Freymüthigkeit strafet Paulus die Fehler der Corinther, der Galater! — Ein Lehrer, der den Weg Gottes recht lehren, ein Vorgesetzter, der über die Erhaltung der Ordnung wachen, ein Zeuge, der für die Unschuld sprechen, ein Freund, der vor Verirrungen warnen soll, kann nicht gedacht werden ohne diese Furchtlosigkeit und Freymüthigkeit. Einem Lehrer, der nicht unerschrocken von der Gerechtigkeit, von der Keuschheit, von dem zukünftigen Gerichte, zu reden wagte, weil ein Felix darüber erschrecken könnte, Ap. 24, 25.; einem Vorgesetzten, der, wie der Priester Eli, den Unordnungen der Seinigen nicht steuert, weil es ihm an Muth gebricht; einem Zeugen, der es nicht wagt für einen armen niedrigen Mann, und gegen den Reichen und Vornehmen wahrhaften Bericht zu erstatten; einem Freunde, welcher fürchtet, man möchte es übel nehmen, wenn er die fehlerhafte Seite des Freundes berühret: diesen Furchtsamen fehlet grade die Eigenschaft, die Keinem fehlen darf, wenn er nicht zum Verräther der Wahrheit, der Tugend, des Rechtes Anderer, werden soll. Auch Freymüthigkeit, in Fällen, wo sie Pflicht wird, darf keinem braven Manne fehlen.

3. Diesen Kranz von Tugenden, der das Haupt eines Jeden schmückt, den wir einen braven Mann nennen, schließet die Unpartheilichkeit, wo man weder durch Stand, noch Ansehen, noch Gunst, noch Vortheil, sich bestechen und bestimmen läßt, für oder wider eine Sache, für oder wider eine Person Parthey zu nehmen. Du achtest nicht das Ansehen der Menschen, dein Urtheil wird weder durch Liebe noch Haß, weder durch Gunst noch Mißgunst bestochen, sagen die Feinde Jesu, um ihn zu fangen in seiner Rede. Sie fühlen sich gedrungen, Jesu Tugenden anzuerkennen, wiewohl in diesem Falle die Arglist von der Tugend Jesu Vortheil zu ziehen suchte. Denn die teuflischste Bosheit ist die, wenn sie darauf ausgehet, die Tugend eines Menschen demselben zum Fallstrick

werden



werden zu lassen. Aber saget, ob ihr euch einen braven Mann, einen gerechten Richter, einen wahrhaften Zeugen, einen rechtschaffenen Vater denken könnet ohne Unpartheilichkeit, wenn sie die Person ansähen, ihre Lieblinge hätten, und sich nicht durch Vernunft und Pflicht, sondern durch blinde Liebe oder durch blinden Haß bestimmen ließen?

Nein, Wahrhaftigkeit, Freymüthigkeit und Unpartheylichkeit dürfen keinem braven Manne fehlen. Das sind die drey Eigenschaften, welche auch der Feind an dem Angefeindeten, die auch ein Pharisäer an Jesu achten und rühmen muß. Das sind die Tugenden, welche die Ehre und die hohe Achtungswürdigkeit eines Rechtschaffenen ausmachen, welche ihm das Vertrauen des Freundes wie des Feindes gewinnen. Das sind die Tugenden, welchen auch die Arglist nichts anhaben, welche sie nicht besiegen kann. Die Tugend, als die höchste Weisheit, ist daher zugleich auch die höchste Klugheit, und beschämt und gedemüthiget schleicht die Arglist von dannen, und — wundert sich. (Ev. V. 22.) Denn nur das Wahre und Gute sieget wahrhaft und dauerhaft, und der Herr segnet den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergehet.

III.

Es ist für uns eben so heilige Pflicht, das Wohl der Kirche, wie das des Staates, zu befördern.



Verargen kann man es in der That dem jüdischen Volke nicht, wenn es, besonders zur Zeit Jesu, sich sehnte nach einem Messias, der ihnen die verlorene Freyheit wieder geben, ihre Verfassung und Unabhängigkeit von der Willkühr der Fremden wieder herstellen sollte. Sie befanden sich zu der Zeit Jesu in einer besonderen Lage. In Ansehung ihrer bürgerlichen Verhältnisse

standen

standen sie unter dem Röm. Kaiser, nachdem sie in unglücklichen Kriegen ihre Selbstständigkeit verloren hatten, und ein Ball bald dieses, bald jenes ausländischen Herrn geworden waren. Damals wurden sie durch Römische Landpfleger regiert, deren Zweck schnelle Bereicherung, deren angewandtes Mittel tyrannischer Druck war. Freunde der alten Ordnung waren die Pharisäer, die auch für ächt-jüdische Patrioten wollten angesehen seyn; Freunde des Kaisers hingegen waren die Herodianer, die Diener und Günstlinge des Herodes Antipas, der seine Erhebung dem Röm. Kaiser zu danken hatte. Dabey aber dauerte die religiöse Verfassung der Juden und der ceremonielle Tempeldienst ungehindert fort, und in die kirchlichen Angelegenheiten mischten sich die Römer nicht. Sonst wurden alle Abgaben allein an den Tempelschatz entrichtet, welcher gleichsam der Staatsschatz der Juden war. Jetzt aber mußten sie auch an den Röm. Kaiser Abgaben entrichten, während die Abgaben an den Tempelschatz fortdauerten. Es läßt sich leicht denken, daß unter solchen Umständen öfters die Frage aufgeworfen ward: ob es auch recht sey, dem Kaiser Zins, Vermögensteuer und andere Abgaben zu entrichten? die bejahende oder verneinende Antwort war das Losungszeichen, ob man ein Römischer oder Israelitischer Patriot sey. Um Jesum zu fangen in seiner Rede, legten nun die zwey, in ihren Ansichten ganz entgegengesetzten, Partheien, die Pharisäer und Herodis-Diener, die viel verhandelte Frage Jesu vor: ist es recht, daß man ꝛc. Sie erwarteten eine einseitige Antwort; allein Jesus entschied ihrem vollständigen Verhältniße angemessen: ihr seyd Unterthanen des Röm. Kaisers, und die Münze mit des Kaisers Bildniß ist in eurer Hand; so gebet dem Kaiser, was der Unterthan seinem Oberherrn schuldig ist. Aber ihr seyd auch Verehrer des Jehovah, des einigen Gottes; ihr habt eine vom Staate unabhängige religiöse Verfassung, habt einen Tempel, dessen Aufrechterhaltung und Opferdienst gleichfalls nothwendig ist. Gebet also auch Gotte und dem Tempelschatz, was Gottes ist. Diese Antwort hatten Jesu Feinde nicht erwartet.

Auch wir sind Bürger des Staates, genießen die Früchte der bürgerlichen Ordnung, und Niemand zweifelt daran, daß wir dem Kaiser geben sollen, was des Kaisers ist. Aber wir sind auch Bürger des Reiches Christi, sind Mitglieder seiner Kirche, und in gleichem Maße ist uns daran gelegen, daß auch das Evangelium Jesu Christi und die christliche Kirche, sammt allen Unterrichts- und Erbauungsanstalten derselben, erhalten werde. Dennoch werfen Viele zu unserer Zeit die der jüdischen ganz entgegengesetzte Frage auf: ob man auch Gotte geben solle, was Gottes ist? In unserer Zeit ist es demnach mehr der kirchliche Geist, der lau geworden, ist es mehr die kirchliche Gesellschaftspflicht, die man in Zweifel ziehet. Allein es ist für uns eben so heilige Pflicht, das Wohl der Kirche, wie das des Staates zu befördern. Wir wollen die Hauptgründe dieser Verpflichtung überschauen, und dann erwägen, was uns als Gliedern der christlichen Kirche insbesondere zu thun obliege.

1.

Die christliche Kirche, das Reich Christi, ist etwas ganz Anderes, als der Staat und ein bürgerliches Reich, obgleich die Bürger eines Staates zugleich auch Glieder des Reiches Christi, Verehrer des Christenthums, seyn können. Außerdem, daß die christliche Kirche zum Zwecke hat, sich über alle Staaten zu verbreiten, und das menschliche Geschlecht in Glaube, Liebe und Hoffnung zu einem höheren Ganzen zu vereinigen, haben die Staaten zur Absicht, einen rechtlichen Zustand zu gründen, Recht und Gerechtigkeit in das gesellige Leben einzuführen, und so ein gesichertes, ruhiges, friedliches Leben zu bewirken. Die Kirche hingegen knüpft das menschliche Daseyn an Gottes heilige Weltordnung, an eine höhere Welt, — ihr Reich ist nicht irdisch. Sie wendet sich an den Geist, um ihn zu durchdringen mit dem Glauben an Gott und an Gottes Gebot, sie wendet sich an das Herz, um es zu heiligen durch die Liebe zu Gott und zu dem Guten. Der Staat gebietet Handlungen und bedrohet die Ungehorsamen mit Strafen; die Kirche hingegen befördert Gesin-

Gesinnungen, eine innerliche Lust und Liebe zum Guten, einen Wandel vor Gott, aus Ehrfurcht und Liebe. Im Staate ordnen und gebieten Menschen; die kirchlich-religiöse Gesellschaft hingegen verehret den heiligen und allwissenden Gott als Gesetzgeber, und vertrauet seiner ewigen sittlichen Weltordnung. Kein Mensch, er heiße wie er wolle, kann da den Glauben oder die Gewissen binden, sondern im Reiche Christi befinden wir uns in dem Gebiete der Glaubens- und der Gewissensfreyheit, der Unabhängigkeit von aller menschlichen Willkühr, und nur die erkannte Wahrheit bestimmt unseren Glauben, und nur die erkannte Pflicht als göttliches Gebot regieret unseren Willen. Darum spricht Paulus: wir sind nicht Herren eures Glaubens, sondern Gehülfen eurer Freude; 2. Cor. 1, 24.

Um uns als sittliche Wesen auszubilden und eine tugendhafte Gesinnung in allen Menschen zu befördern, bedürfen wir des Glaubens an einen allerhöchsten heiligen Gesetzgeber und Richter, bedürfen wir eines höheren Gesetzes, welches nicht bloß das äußere Verhalten, sondern auch die innere Gesinnung regelt. Da müssen die Menschen zusammentreten in eine Gesellschaft, wo nur Gesetze der Tugend gelten. Eine solche Gesellschaft aber kann nur ein Gottesgesandter stiften, der mit göttlichem Ansehen und mit göttlicher Kraft auftritt, und ein solcher ist Christus, der Stifter der christlichen Kirche. Ohne Kirche, ohne einen durch Religion bewirkten Verein, ist weder der Einzelne im Stande, zu wahrer vollkommener Tugend sich zu erheben, noch kann ohne Kirche eine Gemeinschaft und ein Gemeinsinn des Guten bewirkt werden. Das fühlen und bekennen die Staaten auch frey, daß man durch äußere Zwangsmittel nicht Alles ausrichten könne; darum setzen sie auch bey dem Unterthan Glauben an Gott, an Pflicht, an einen Zustand der Vergeltung voraus, und sinnen dem Menschen an, daß er Religion habe. Darum nimmt der bürgerliche Richter zuletzt seine Zuflucht zu der Gewissenhaftigkeit der Menschen, zu ihrem

Glauben an Gott, den heiligen Gesetzgeber, den allwissenden Zeugen, den gerechten Vergelter, und fordert einen Eid. Da traut er aber dem Gedanken an Gott, der heiligen Ehrfurcht vor ihm, eine höhere Kraft über das menschliche Herz zu, als irgend ein menschlicher Zwang ausrichten kann. Der Staat setzt demnach voraus, daß der Bürger ein Christ, ein Mensch mit religiösem Sinne sey, daß er der Gemeine der Gottesgläubigen und der Gottesverehrer, mit einem Worte: der Kirche angehöre.

Wir gehören also nicht allein dem Kaiser oder dem Staate an, sondern auch Gott und der Kirche, und wir kennen sie recht wohl, jene streng Rechtlichen, die wohl die Gesetze des Staates, aber nicht die Gebote der Kirche ehren, die keine innere Verpflichtung im Gewissen, sondern nur die der äußeren Gewalt anerkennen, deren steinernes Herz nie durch die Stimme der Billigkeit, der Theilnahme, der Liebe, der Großmuth erweicht wird, und deren Rechtlichkeit taub ist gegen die Stimme der Menschlichkeit und der Religion. Uns aber, die wir Gotte und dem Kaiser, der Gemeine der Tugendhaften und der Gemeine der Rechtlichen angehören, uns ist an dem Wohle der Kirche in eben dem Grade gelegen, wie an dem Wohle des Staates; die Anstalten, welche das Evangelium, das höhere, sittliche und religiöse Leben erhalten, fortpflanzen, verbreiten, sind uns eben so heilig, wie die Anstalten, welche das rechtliche und gesicherte Leben schützen, und darum fühlen wir uns in gleichem Maße verpflichtet, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist, damit sowohl das Reich des Kaisers, als das Reich Christi blühe. Dieses Gefühl der höheren Gemeinschaft ergreift uns vor Allem in diesem Hause. Da fühlen wir uns als Genossen der christlichen Kirche, als Bürger des Reiches der Wahrheit und Liebe, als Brüder, als Geistes- und Herzens-Verwandte, die durch das innerliche heilige Band des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, vereiniget sind. Hier richten wir unsere Gemüther empor zu Gott, dem gemeinschaftlichen Vater, und zu der heiligen Weltordnung Gottes, welcher wir angehören. Hier fassen

wir die frommen Entschlüsse der Liebe und Tugend, die wir im Leben verwirklichen; hier stärken wir die ermattende Kraft durch den Anblick des heiligen Lebens Jesu; hier feyern wir liebend den Tod seiner Liebe, und erneuern die Gemeinschaft des Sinnes mit ihm; hier erweitert sich unser Blick zu jenem Reiche des Friedens und der Seligkeit, hier sehen wir von ferne die Krone der frommen Kämpfer und Ueberwinder, und werden erbauet zu dem Leben aus Gott, das reich ist an Früchten der Tugend, die durch Jesum Christum geschehen, zur Ehre und zum Lobe Gottes. — Wer könnte daher zweifeln, daß wir auch heilige Pflichten in Beziehung auf die Gemeine der Gläubigen, in Beziehung auf die christliche Kirche haben, und daß uns an dem Wohle der Kirche, an ihrer Erhaltung, an der Erreichung ihres hohen Endzwecks eben sowohl gelegen seyn müsse, als an dem Wohle des Staates!

Doch darüber sind wir im Allgemeinen wohl einverstanden; und noch näher gehet uns die Frage an: was wir als Genossen der Kirche, als Glieder und Bürger des Reiches Christi, zu thun und zu leisten haben, um Gotte zu geben, was Gottes ist, und um das Wohl der Kirche zu befördern?

2.

Gewiß würde es wohl um die Kirche, um den Bund derjenigen stehen, welche durch gemeinschaftlichen Glauben an Christum verbunden sind, wenn Alle durch das Evangelium erleuchtet und geheiliget wären, wenn das Wort Gottes lauter und rein gelehret würde, und wir auch heilig, als die Kinder Gottes, darnach lebten. Beförderung des hohen Zweckes der Kirche, nämlich sittliche Veredelung Aller durch das Christenthum, damit ein frommer, gottesfürchtiger Gemeinsinn entstehe, ein Reich und eine Herrschaft des Guten emporkomme, ist daher die erste Bundespflicht, welcher Keiner sich entziehen kann, der in diesen heiligen Bund aufgenommen worden ist. Wir

 wollen

wollen in der Kirche nicht nur uns selber erleuchten und heiligen, den frommen Sinn der Gottesfurcht und Gottesliebe in uns wecken und stärken, sondern, da der Zweck der Kirche ein gemeinsamer ist, der auch nur gesellig, in einer heiligen Gemeinschaft erreicht werden kann, es ist unser Aller Wunsch und thätiges Bestreben, diesen Sinn frommer Pflichterfüllung auch in Anderen zu wecken, zu beleben, zu erhalten, auf daß wir allesammt gleich gesinnt seyen, wie Paulus spricht. Wir dürfen also nicht unwissend in den Grundsätzen des Christenthums, noch gleichgültig gegen dieselben bleiben, sondern stetes Wachsen in der Erkenntniß, in Dem, der unser Haupt ist, bleibt unsere Bundespflicht. Christus soll in Allen leben, wirken, und das Leben christlich gestalten; Jeder muß daher von dem Geiste des Christenthums, von dem Sinne Christi durchdrungen werden. Wäre es ferner nicht dem Zwecke unseres Bundes zuwider, wenn wir die Grundsätze, welche uns heiligen, beruhigen, erfreuen, Anderen vorenthalten, sie absichtlich lieblos in Unwissenheit und Irrthum erhalten wollten? Ist denn Gottes heilsame Gnade in Christo nicht erschienen allen Menschen? Will denn der liebe Vater im Himmel nicht, daß Allen geholfen werde, und daß sie Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen? Wir werden daher die Brüder belehren, erwecken, ermahnen und reitzen zur Liebe und zu guten Werken, und dieses ist eine Bundespflicht, welcher Keiner sich entziehen darf, und wenn wir auch nur ein einziges verlassenes, unterrichtloses Kind zur Erkenntniß und Liebe Christi führen, und eine Seele vom Tode erretten, so kommt schon dadurch das Reich Christi in eine Seele, und in denjenigen Theil der Welt, wo diese gewonnene Seele einst wirket. — Die Wahrheit des Christenthums, sein Glaube, seine Liebe, seine Hoffnung, sind ihrer Natur nach ewig, und wenn Himmel und Erde vergingen, so doch nicht Christi Worte. Wir werden daher dafür sorgen und streben, daß das Christenthum erhalten, fortgepflanzt, den künftigen Geschlechtern mitgetheilt werde; wir werden für

christlichen Unterricht und christliche Erziehung unserer Kinder sorgen, werden uns nicht erst durch Zwang zu ihrer Weihe in der Taufe nöthigen lassen. Was Gott von Abraham sprach, muß doppelt von uns gelten: ich weiß, er wird befehlen seinen Kindern, und seinem Hause nach ihm, daß sie des Herren Wege halten, und thun, was recht und gut ist; 1. Mos. 18, 19. Du kannst nicht sagen: was gehet es Andere an, wie ich meine Kinder erziehe, ob ich sie zur Schule halte oder nicht. Es gehet uns allerdings viel an; denn du und deine Kinder stehen mit uns im christlichen Bunde, wir müssen mit deinen Kindern leben, wir erwarten von ihnen Glaube, Liebe, Hoffnung, und wie könnten wir bey der Beförderung des Guten in ihnen Mitarbeiter finden, wenn ihnen unser Glaube unbekannt geblieben wäre? — In diesem Hause erscheinen wir nicht als Bürger des Staates, sondern als Christen, als Bürger des Reiches Christi, um den Glauben an Gott, an Tugend, an ewiges Leben in uns zu erhalten, zu stärken, die gegenseitige brüderliche Liebe in uns zu beleben, und tüchtig zu werden zu jedem guten Werke. Diese gemeinschaftliche Angelegenheit erscheinet als eine gemeinschaftliche, wird als solche betrieben in diesem Hause. Wer sich von unseren Versammlungen der Andacht lossagt, mit uns das Bundesmahl der Liebe nicht feyert, der sagt sich los von der gemeinschaftlichen Beförderung des Guten, der sagt sich los von dem Zwecke unseres Christenbundes. Es ist daher Keinem erlaubt, willkührlich, etwa gar um niederer irdischer Zwecke willen, sich von der Theilnahme an unserem heiligen Zwecke, sich von der Theilnahme an unseren kirchlichen Versammlungen und religiösen Handlungen loszusagen.

Doch was wir glauben, was wir in diesem Hause denken, fühlen, geloben, das soll hervortreten ins Leben, und als That, als eine wohlzusammenhängende Reihe von Thaten, als Wandel erscheinen. Wir werden daher vor Allem in unseren Thaten das Licht des Christenthums leuchten, durchscheinen lassen, und thätig



Gottes Ehre befördern. Wir werden den Sinn für Recht und Tugend, die heilige Achtung für das Gute erwecken, weil diese der innere heilige Quell ist, aus dem nur Gottgefälliges entspringt. Die Achtung für das Gute aber wird nur erregt durch das Achtungswürdige, also durch Thaten reiner Tugend. Beförderung einer christlich-tugendhaften Denkweise durch gutes Beyspiel ist eine Bundespflicht derer, welche mit Anderen vereint an dem Reiche Christi, an der Herrschaft des Guten arbeiten, daß es siegend werde. Wer Andere ärgert, die Achtung und Liebe für das Gute schwächt, wer Andere leichtsinnig, gewissenlos, gottlos macht durch ärgerliches, verführerisches Leben, der arbeitet an dem Reiche des Satans, an der Niederlage des Guten, an dem Siege des Bösen, der schändet den Bund der Gläubigen und Guten, und es wäre besser, ein solcher Mensch wäre gar nicht auf Erden. —

Wer von uns, der sich als Christ fühlet, als Mitglied eines heiligen, durch alle Zeiten hindurch gehenden Bundes, wer von uns fühlet nicht zugleich, daß man nicht Christ seyn, und den genannten Pflichten sich entziehen könne? Ein Christ seyn, und auf die beschriebene Weise denken und handeln, ist ja Eines und eben dasselbe. Aber wer erkennet nicht zugleich, wie eben auf diese Weise das innere Wohl, das innere Leben und Gedeihen der Kirche Christi befördert werde.

Aber auch in Ansehung des äußeren Wohls der Kirche können wir nicht unthätig bleiben, wenn das Wohl der Kirche uns eben so am Herzen liegen soll, wie das Wohl des Staates. Soll die Kirche und der Zweck derselben bestehen, so muß es öffentliche Lehrer geben, die, von allen anderen Geschäften frey, nur auf das Wohl der Kirche und für ihre Gemeinen denken, so darf es nicht an Anstalten fehlen, in denen die Lehrer in Kirchen und Schulen gebildet werden, so müssen öffentliche zweckmäßige Gebäude, Kirchen und Schulen, vorhanden seyn, wo die Erwachsenen anbeten, wo die Unmündigen zur Mündigkeit herangebildet, in den Geist der Lehre Jesu eingeweihet werden. Zur

Erhaltung aller dieser Anstalten aber werden Kosten erfordert, und wer ein Mitglied der Kirche, wer in christlichen Schulen gebildet ist, wem zur Erbauung und zum Troste der christliche Tempel sich aufthut: der ist verpflichtet zu milden Beyträgen für die sittliche und Religions-Anstalt, weil ohne diese Anstalt der öffentliche Unterricht aufhören, die Wahrheit vergessen, das Evangelium verdunkelt, der kirchliche Verein sich auflösen würde. Als Mitglieder der Kirche geben wir daher Gotte, was Gottes, wie dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Vom Anbeginn rechnete es die christliche Kirche unter ihre schönsten Pflichten der Menschlichkeit, für die Armen, Kranken, Wittwen, Waisen und Verlassenen zu sorgen, daß das verwaisete Kind den verlorenen Vater in der Gemeinde wieder fände. Werfet in dieser Stunde einen Blick auf das, was die Vorfahren, die Altvordern dieser Stadt thaten! Dieses herrliche, ehrwürdige Gotteshaus, der weit hin schauende Thurm, die benachbarte Schule, die Wohnungen für Lehrer, unsere Stifte und Hospitäler, unser Armenhaus, und alle Gebäude der Milde, die doch wohl eben so viel werth sind, als Schauspielhäuser und Pulverthürme, — hat nicht der Geist dieser Zeit, sondern der der alten Gottesfurcht, haben nicht wir in diesen Tagen, sondern haben die Vorfahren gebaut und ausgestattet. Wie haben diese für die Nachwelt gesorgt! Wohl hören wir von kleingeistigen und engherzigen Menschen dieser Zeit sagen: die Nachkommen mögen auch zusehen, wie sie fertig werden! Aber so dachten die frommen Alten nicht; und wir haben gut fertig werden, da wir im Besitze ihrer Anstalten, ihrer Vermächtnisse und Stiftungen sind. Allein werden der Armen, der Waisen, der Verlassenen, der Erziehungs- und Unterrichts-Bedürftigen nicht immer mehr, für welche die frommen Stiftungen der Vorfahren nicht mehr zureichen? Jeder Vater, jede Mutter ziehet für den Staat künftige Bürger, für die Kirche künftige Christen, beseelt vom Geiste der Liebe, heran. Wie könntet nun ihr, Begüterte und Kinderlose, auf eine würdigere

und segensvollere Art eures Namens Gedächtniß stiften, als wenn ihr Väter und Mütter der gegenwärtigen und zukünftigen Waisen werdet, als wenn ihr in wohlthätigen Stiftungen euch aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge künftiger Zeiten ein Lob bereitet, wenn die Gekleideten, die Gespeiseten, die Unterrichteten ihre kleinen Hände dankbar zu Gott aufheben, und eure Namen segnen! Der Segen, dessen ihr euch freuet, kam von Gott. O, so gebet Gotte, was Gottes ist! Amen.

Andere Sätze.

1. Der Christ, als Staatsbürger, und der Staatsbürger, als Christ. 1. Der Christ soll Staatsbürger seyn. Gebet dem Kaiser ꝛc. In einen bürgerlichen Verein muß schon ein Jeder treten, und sich den öffentlichen Gesetzen und der Obrigkeit unterwerfen. Denn wo ein Mensch sich niederlassen, an Andere sich anschließen mag, da läßt er sich auf dem Boden nieder, tritt mit Menschen in Verbindung, die unter dem Schutze des Staates stehen. Nur in einem Staate findet der Mensch Schutz und Sicherheit, nur da kann er frey, ungehindert von Anderen, wirken, so lange er Anderen nicht hinderlich wird. Nur in einem Staate geben wir auch Anderen Gewähr, daß sie vor uns sicher seyen, indem wir uns mit ihnen derselben öffentlichen Ordnung und derselben Obrigkeit, die über Alle Gewalt hat, unterwerfen. Wer nicht Staatsbürger seyn wollte, müßte im Zustande der Wilden, in einem rechtslosen Zustande leben, ohne Sicherheit weder zu haben, noch zu geben. 2. In einem christlichen Lande soll aber auch der Staatsbürger ein Christ seyn, und sich an die vorhandene Kirche anschließen. Das fordert selbst der Staat, der gewiß seyn will, nicht nur ob, sondern auch wie ein

Mensch an Gott, an Pflicht, und an ein ewiges Leben glaube. Das ist aber nur möglich, wenn der Staatsbürger sich an die Gemeine der Gläubigen, die ihre Grundsätze öffentlich ausgesprochen haben, also wenn er sich an die Kirche anschließt. Auch dem Staate ist daran gelegen, daß seine Bürger einen höchsten, heiligen Gesetzgeber, einen allwissenden Herzenskündiger, einen gerechten Vergelter der Gesinnungen und Handlungen anerkennen, daß sie nicht bloß aus Noth, sondern um des Gewissens willen unterthan seyen, und auch ihre Bürgerpflicht nicht aus Furcht, sondern aus Ehrfurcht gegen Gott und mit Gewissenhaftigkeit thun. 3. Darum sollen wir Bürger und Christen nicht nebeneinander seyn, sondern, indem wir — Beydes vereinigend — das Eine sind, sollen wir zugleich auch das Andere seyn. Mit anderen Worten: der Christ soll bürgerlich, der Bürger soll christlich handeln. Der Christ soll bürgerlich handeln, soll seinen Glauben, seine Tugendgesinnung offenbaren in seinen bürgerlichen Verhältnissen zum Vaterlande — zur Obrigkeit — zu seinen Mitbürgern. Das, was er Gutes thun soll, giebt ihm sein bürgerlicher Stand an, wie er es thun soll, mit welcher Gesinnung? lehrt ihn die Kirche. So wird das Christenthum thätig, gemeinnützig; so wird der Christ bewahret vor Frömmeley, Andächteley, Schwärmerey, und die Religion greift heiligend, beseligend in das Leben ein. Aber auch der Bürger soll christlich handeln. Nichts ist empörender als jene herz- und lieblose Rechtlichkeit und Ehrbarkeit, wo Menschen sich streng an den kalten Buchstaben der Gesetze halten, und nicht weiter gehen, als der Buchstabe des Gesetzes, und wenn auch darüber alle Billigkeit, Liebe, Großmuth, Religion, — das Höchste, was der Mensch verehrt, und was ihn eben zum Wesen besserer Art, zum Christen, erhebt, zu Grunde ginge. Achten können wir denjenigen nicht, der zwar seine Bürgerpflicht streng erfüllt, vor keinem Gerichte als Angeklagter, desto mehr aber als Kläger erscheint,

erscheint, der aber alles dieses nur aus Furcht vor Strafe, nicht aus Liebe zum Rechte, nur um seines Eigennutzes, nicht um der Pflicht willen thut. Achten und lieben hingegen müssen wir den veredelten Staatsbürger, der aus Pflicht, aus Liebe zu Gott, seine Bürgerpflicht erfüllt, und der das harte Gesetz, in Fällen, wo es mit der Liebe des Nächsten streitet, freywillig durch Liebe und Religion sanfter, milder, menschlicher macht. Ein veredelter Bürger aber ist eben der Christ, der über den Staatsgesetzen das göttliche Gesetz im Gewissen, und die Gesetze einer göttlichen, heiligen Weltordnung verehret.

Anm. Mir ist kein Lehrbuch oder eine Predigt bekannt, (deren ich überhaupt wenige kenne,) wo dieser wichtige Gegenstand mit Präcision und Klarheit abgehandelt wäre, und doch ist es dringend nothwendig, sowohl um der unchristlich-Bürgerlichen, als um der unbürgerlich-Christlichen willen, diese Sache abzuhandeln, und dabey tiefer in das Leben einzugehen, als es bey dieser Skizze geschehen konnte. Das Thema kann auch ausgedrückt werden:

2. Ueber die Vereinigung unserer Bürgerpflichten mit unserer Christenpflicht.

3. Wir haben auch als Mitglieder der Kirchengemeinschaft Pflichten zu erfüllen. Was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habet, und unsere Gemeinschaft sey mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesu Christo, spricht Johannes so süß und lockend; 1. Joh. 1, 3. Diese Gemeinschaft mit Gott und mit seinem Sohne Jesu Christo ist auch das höchste Glück unseres Lebens. Möchtet ihr wohl einer anderen Religion ergeben seyn, oder in anderen, als christlichen Ländern leben? In welcher Religion ist für die Erleuchtung eures Geistes, für die Heiligung und Beruhigung

eures

eures Herzens, für eure Sehnsucht über das Grab hinaus, besser gesorgt? Welche Völker der Erde sind die gebildetsten? Wo stehen Künste, Wissenschaften, Gelehrsamkeit höher? Wo giebt es bessere Anstalten für Alles, was den Menschen bildet, veredelt, erfreut, beglückt? — Aber auch unsere Gemeinschaft mit der christlichen Kirche ist gar nicht unser Werk und unser Verdienst, sondern Gnade Gottes; Gott hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes. Aber auch als Mitglieder der Kirchengemeinschaft haben wir Pflichten zu erfüllen. Es ist diesmal nicht die Rede von unseren Christenpflichten gegen Gott, gegen uns und den Nächsten, sonst müßten wir das unmögliche Werk unternehmen, die ganze christliche Pflichten- und Tugendlehre mit Einemmale vorzutragen. Wir reden nur von denjenigen Pflichten, die uns als Mitgliedern des christlichen Religionsvereins obliegen, und zwar gegen diesen Verein selber. Wir müssen uns aber 1) zur christlichen Religionsgemeinschaft bekennen, können nicht im religiösen Naturzustande leben, wo gleichsam Jeder seinen Glauben und seine Religion für sich hat. Das Christenthum fordert Gemeinschaft, daß wir allesammt gleichgesinnt seyen in Ansehung des Wahren und Guten, des Göttlichen und Ewigen. 2) Aber selbst in der Christenheit giebt es leider! verschiedene Glaubensarten und Confessionen. Wir bekennen uns daher zu derjenigen Glaubensart, in welcher wir geboren sind, es sey denn, daß das öffentliche Glaubensbekenntniß einer Parthey ganz unserer inneren wohlgeprüften Ueberzeugung von Religion widerspräche. Heil uns, daß wir evangelische Christen sind, für welche nicht Alterthum, nicht Neuerthum, nicht Pabst noch Kaiser, sondern Christi und der Apostel Wort das höchste, allentscheidende Ansehen hat! Wie ist es möglich, daß Freye wieder Unfreye werden, und sich einfangen lassen können in das Joch menschlicher, den freyen Geist tödtender, Satzungen! 3) Wir müssen unsere Gemeinschaft mit der evangelischen Kirche öffentlich beweisen. Dieses geschiehet nicht bloß

durch

durch unsere Theilnahme an den gottesdienstlichen Versammlungen, sondern am Meisten durch die Feyer des h. Abendmahls im Sinne Christi. Es könnte uns ja auch ein geistvoller Lehrer einer anderen Parthey anziehen, wo wir zu dem Manne kämen, ohne seiner Parthey anzugehören. Wie? wenn Sokrates wieder käme, und der Mann uns fesselte: würden wir darum uns zu den Grundsätzen des Heidenthums bekennen? Darum ist die Theilnahme an den öffentlichen Versammlungen einer Parthey allein noch kein sicheres Kennzeichen, welcher Glaubensart wir zugethan sind. 4. Wir müssen uns den öffentlichen kirchlichen Ordnungen unterwerfen, ohne welche keine Gesellschaft bestehen kann; z. B. die Kindertaufe nicht verschieben, unseren bestimmten angewiesenen Platz in der Versammlung einnehmen, daß Wöchnerinnen nach vollendeten Wochen ihren ersten Gang dankbar zum Hause Gottes thun u. s. w. 5) Daß wir uns nicht weigern, an unserem Theile zu leisten, was die Aufrechthaltung der kirchlichen Ordnung, die Erhaltung der kirchlichen Gebäude, die Versorgung der Armen fordert. 6) Dieses werden wir am Besten thun, wenn der Geist der christlichen Liebe uns beseelet.

Am Vier und Zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

I.

Der Schlaf, als ein Bild des Todes.

Evang. Matth. 9, 18—26.

Ich geh' einst ohne Beben zu meinem Tode hin; denn Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.
Ich hoff' ein beß'res Leben nach dieser Uebungszeit, mein Gott wird mich erheben zum Glück der Ewigkeit.
Dann eil' ich dir entgegen, mein triumphirend Haupt, und seh' entzückt den Segen des Heils, das ich geglaubt.

Wie so sehr verschieden sind doch die Todesempfindungen des natürlichen, und des durch das Christenthum wiedergeborenen, zum Glauben an die Ewigkeit erhobenen Menschen! Während der Christ sich sehnet nach einem vollkommneren Zustande, und ausruft: ich habe Lust, abzuscheiden und bey Christo zu seyn, — kennet der Naturmensch keinen unangenehmeren und niederschlagenderen Gedanken, als den des Todes. Wie unangenehm für

die

die meisten Menschen der Gedanke des Todes sey, sehen wir daraus, daß sie diesen Gedanken absichtlich fliehen, denselben sich aus dem Sinne schlagen, ungerne sich an denselben erinnern lassen, und so kurz als möglich bey diesem Gedanken verweilen.

Allein immerhin fliehe du den Gedanken an den Tod, der Tod fliehet darum dich nicht, und er wird über dich kommen wie ein Fallstrick! Unmännlich und unchristlich zugleich ist es, den Tod zu fürchten. Es ist ein Zeichen einer schwachen Seele, eines weichlichen Gemüthes, eines abergläubigen oder unglaubigen Geistes, wenn das Andenken an den Tod in einem Menschen Furcht und Grauen erweckt; hingegen Zeichen eines männlichen und starken Gemüthes, durch Gedanken der Religion und des Glaubens die natürlichen Empfindungen der Furcht und des Abscheues vor dem Tode zu mäßigen, mehr an die übersinnliche Welt zu denken, in welche der Tod uns einführt, als bey den Bildern des Untergang's zu verweilen, welche die sinnliche Erscheinung des Todes mit sich führet. Ist doch der Tod eine nothwendige Naturveränderung, der ein Jeder, wie dem Schlafe, unterworfen ist. Es ist etwas Großes und Erhabenes, es ist eine innere Tapferkeit der Seele, die natürliche Furcht des Todes zu beherrschen, um nicht durch solche Furcht zu unwürdigen Gesinnungen, Klagen und Handlungen verleitet zu werden. Denn wer den Tod über Alles fürchtet, wie kann der etwas des Lebens Würdiges vollbringen? Und für einen gläubigen Geist, und für ein Herz, welches des guten Gewissens und des Bewußtseyns eines wohlgeführten Lebens sich erfreut, kann es da auch andere Schrecken des Todes geben, als grundlose, eingebildete?

Das Christenthum arbeitet recht absichtlich dahin, dem Tode und der Furcht vor demselben die Macht zu nehmen, und je mehr Christ, desto weniger Todesfurcht. Höret den Heiland in dem heutigen Evangelio! „Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft nur," spricht er von dem Kinde, das man eben beerdigen wollte. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß wir den Ausspruch Jesu im eigentlichen Sinne zu nehmen haben,

und daß er nicht an den wirklichen Tod des Mägdleins glaubte. Aber alle Völker bemerkten die Aehnlichkeit, welche der Tod mit dem Schlafe hat, und in allen Sprachen heißt der Tod des Schlafes Bruder. Sagen nicht auch wir, wenn wir die rauhe Nachricht von dem Tode eines geliebten Menschen mildern wollen, er sey eingeschlafen? Spricht nicht der Heiland von seinem gestorbenen Freunde Lazarus: unser Freund schläft? Joh. 11, 11. Nennen nicht die Apostel die Verstorbenen Entschlafene? 1. Thes. 4, 13. 14. Lasset uns die Kraft dieses Bildes empfinden, indem wir den Schlaf als ein Bild des Todes betrachten. Wenn wir nun die Aehnlichkeit des Schlafes und des Todes zuerst betrachten, dann werden wir die beruhigende und erweckende Kraft dieses Bildes empfinden.

1.

Wenn der Schlaf ein Bild des Todes ist, so muß zwischen dem Schlafe und dem Tode irgend eine Aehnlichkeit seyn. Diese Aehnlichkeit ist aber so groß und so auffallend, daß dieses Bild in allen Sprachen angetroffen wird.

Was ist einander ähnlicher, als das Einschlafen und Sterben, wo der Sterbende, wie der Schlafende, die Augen schließt, immer stiller und leiser athmet, bewegungslos da liegt, und kein Zeichen der Empfindung und des Bewußtseyns giebt! Wenn wir einschlafen, so verbreitet sich das Gefühl und der Ausdruck der Ruhe über alle Glieder. Wie der Schlummernde, so ruhet noch mehr der Todte, und sterben heißt daher auch zur Ruhe kommen. Als daher Hiob klagte, daß er nicht schon gestorben sey von Mutterleibe an, da setzt er hinzu: so läge ich doch nun und wäre stille, schliefe und hätte Ruhe; Hiob 3, 11. 13. Wenn wir einschlafen, so werden alle Sinne stumpfer, schließen sich, und ein Sinn nach dem anderen schläft ein, zuerst das Gesicht, zuletzt das Gehör. Der Zusammenhang mit der äußeren Welt wird im Schlafe, wie im Tode, immer mehr aufgehoben, das Bewußtseyn der Dinge

außer

außer uns, das Bewußtseyn unserer selbst, verschwindet, zerfließt, wie der Rauch in den Lüften. Wir wirken nicht mehr auf die Welt, die Welt nicht mehr auf uns, als wären wir aus der Welt gegangen. Welche Aehnlichkeit des Einschlafens mit dem Sterben! In dieser Hinsicht sterben wir täglich, so oft wir einschlafen, und so erscheinet der Tod als letzter, tiefer Schlaf.

Aber die Thätigkeit der Seele dauert auch im Schlafe noch fort, bey geschlossenen Sinnen. Der Mensch denket und dichtet im Schlafe, er träumt. Das innere Seelenleben, und die Thätigkeit der Seele höret demnach nicht auf bey der Ruhe des Körpers, und nicht bloß die Phantasie gaukelt uns in Träumen allerley Bilder vor, und setzt sie wunderbar zusammen, sondern alle Seelenkräfte: Verstand, Vernunft, Gefühl, Begierden, sind rege und lebendig. Ja, wie Viele haben im Traume herausgebracht, was sie im Wachen zu lösen nicht im Stande waren! *) Allein weil in der Regel das klare Bewußtseyn unserer selbst und die Besonnenheit im Schlafe aufgehoben ist, so sind wir nicht Herren unserer Gedanken, vermögen nicht dieselben regelmäßig, zweckmäßig zu verbinden, und wir spielen nicht mit den Einbildungen, sondern diese spielen in der Regel mit uns, weshalb wir auch während des Traumes die Gesichte der Einbildungskraft für etwas Wirkliches halten. — Welche Winke für uns liegen in diesen Erfahrungen! Jeder hat da in sich selber den Beweis, daß er auch bey geschlossenen Sinnen und ohne Hülfe derselben denken und dichten, begehren und verabscheuen, Freude und Leid empfinden kann.

*) Der Philosoph Reinhold bekennet in seiner Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens, daß er die ihm eigene Deduktion der Kategorieen im Traume gefunden habe, nachdem er wachend sich umsonst bemühet hatte. Franklin erzählet, daß er oft im Traume den Ausgang eines wichtigen Taggeschäfts erfuhr. Condillac, der bey der Ausarbeitung seiner Cours d'etudes oft genöthiget war, die vorgearbeitete Abhandlung unvollendet zu lassen, fand mehrmals am Morgen, daß er während des Schlafes die Arbeit zu Ende gebracht hatte.

kann. Dieses irdischen Leibes bedarf also unsere Seele nur für die irdischen Zwecke dieser Welt, nicht zu ihrem inneren Leben, nicht zu ihrer eigenen freyen Thätigkeit. Wenn wir in das höhere unbekannte Land einziehen, welches kein sterbliches Auge noch sah', weil es dieser leuchtenden Sonne bedarf: wozu dann noch, und zu den himmlischen Geschäften, diesen irdischen Leib, der nur von irdischem Stoffe lebt? Er zerfalle! aber ohne ihn lebet das freye, in sich, durch sich selbst thätige Wesen, es lebet fort die denkende, strebende, wollende Seele im Tode, wie im Schlafe. Der Schlaf giebt uns Winke über seinen Bruder, den Tod, und verkündiget uns ein fortdauerndes Seelenleben.

Der Schlafende erwacht wieder. Wenn das Licht der Sonne die Finsterniß der Nacht vertreibt, fliehet der Schlummer. Auch die Pflanzen und Blumen, die mit der untergehenden Sonne sich schlossen, deren Blätter, wie ermattet, zusammensanken und sich zusammenlegten, öffnen sich wieder, richten sich auf, emporgehoben vom allbelebenden Lichte. Erhöhet ist dann unser Gefühl des Lebens, gestärkt jegliche Kraft, neu belebt unser Muth, zu thun und zu leiden, was der große Vater des Lebens von uns fordert. Aber wie? sollte allein hier die Aehnlichkeit des Todes mit seinem Bruder, dem Schlafe, ein Ende haben? Sollte nicht auch auf den Schlummer des Todes ein großes Erwachen zu einem ewigen Tage folgen? Wie? wenn ich statt dieser Sinne, die mir jetzt diese sichtbare und hörbare Welt aufschließen, mit neuen Sinnen ausgestattet erwachte, dann würde ich diese Welt, die grenzenlose, mit neuen Sinnen anschauen, ganz neue Seiten an ihr entdecken, die jetzt kein Auge sehen, kein Ohr hören kann. Und wer getrauet sich zu behaupten, daß Gottes unendliche Welt nur Sichtbares und Hörbares enthalte, und nicht noch Tausend und Abertausend uns Unbekanntes, was allein anderen, höheren Sinnen offenbar ist?*)

Was

*) Diese Traumgedanken, welche der Verf. gerne hegt, sind nur hier diesem Vortrage beygefügt worden, um die Möglichkeit anzu-

Was die Vernunft lehret, was das Herz ahnet, was Christus verkündiget, ein ewiges Leben, ein Erwachen zu demselben, ein Antreten desselben, das ist uns vorgebildet im Schlafe, und in dem darauf folgenden Erwachen, in diesem täglichen Sterben und täglich neuem Leben. Es entfliehen die Schreckbilder, welche den Tod umgeben, wie ein schöner Morgen erscheint uns der Anbruch der Ewigkeit, und wir rufen:

Wenn ich einst von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, aufersteh',
Und, von dieses Lebens Kummer
Frey, den schönern Morgen seh':
O, dann wach' ich anders auf,
Schon am Ziel ist dann mein Lauf!
Träumen gleich entfliehn die Sorgen,
Großer Tag, an jenem Morgen.

2.

Daß diese Vorstellungsart des Todes einen beruhigenden und erweckenden Einfluß auf unser Gemüth, auf unseren inneren Zustand habe, ist von uns vielleicht in diesen Augenblicken schon empfunden worden. Lasset uns die dunkle Empfindung zum klaren Gedanken erheben!

Der Schlaf, als ein Bild unseres Todes, enthält vor Allem eine tägliche Todeserinnerung. Wie wir in die Arme des Schlafes hinsinken, so am Abende unseres Lebens in die Arme des Todes; wie wir an jedem Abende unser Tagewerk vollendet oder unvollendet aus der Hand legen, und die Geschichte

anzudeuten, wie wir in dieser Welt fortlebend dennoch mit neuen Sinnen eine neue Welt schauen können. Wer könnte auch den kleinen Gedanken ertragen, daß Gottes unendliche Welt nur fünf empfindbare Seiten habe, weil wir nur mit fünf Sinnen wahrnehmen? Neue Sinne würden neue, ungeahnete Seiten der unendlichen Welt offenbaren.

Geschichte eines Tages schließen, so legen wir einst Werk und Werkzeug auf immer nieder, und schließen die Geschichte aller unserer Tage. Wenn uns nun die Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe geläufig geworden, wie sollten wir nicht an jedem Feierabende an den großen Feierabend des Lebens, bey dem Einschlummern an das Einschlafen im Tode, bey dem Anblicke unserer Ruhestätte an die Ruhe im Grabe erinnert werden! Aber wozu diese tägliche Todeserinnerung? Soll denn der Mensch keinen ruhigen Augenblick haben, auch nicht einmal mit ruhigem Gemüthe dem Schlafe sich überlassen? — Wie kömmst du, möchte ich fragen, auf den Gedanken der Unruhe, den du mit dem Gedanken an den Tod verknüpfest, da doch der Gedanke des Todes unter dem Bilde des Schlafes bey denen, die sich irrigerweise den Tod als das größte Uebel denken, grade die Unruhe vermindert? Mache du dir nur den Gedanken des Todes unter dem Bilde des Schlafes geläufig, und du wirst nichts mehr von Unruhe verspüren. Aber ein heilsamer Ernst des Lebens wird sich deiner bemächtigen, du wirst die Bedeutung und den Zweck des Lebens ernster erkennen, tiefer empfinden; du wirst dann unmöglich mit deinen Tagen, mit deinen Stunden, aus welchen das Gewebe deines Lebens bestehet, tändeln können; du wirst dann mit Christo sagen: ich muß wirken, so lange es Tag ist, es kommt eine Nacht, wo man nicht mehr wirken kann; oder mit Paulo: als wir denn nun Zeit haben, so lasset uns Gutes thun! Die tägliche Todeserinnerung wird eine tägliche Erneuerung guter Vorsätze herbeyführen, wird es uns ganz unmöglich machen, unsere Besserung und Heiligung leichtsinnig zu verschieben, oder dieselbe nachläßig als ein Nebenwerk zu betreiben. Die tägliche Todeserinnerung wird uns nicht unruhiger, sondern grade ruhiger machen.

Denn die Vorstellung des Todes unter dem Bilde des Schlafes soll uns den Tod unter einem sanfteren Bilde zeigen, und die Furcht vor dem Tode vermindern. Es ist gar



nicht zu billigen, wenn Manche die sinnlichen Schrecken des Todes geflissentlich recht ausmalen, und dadurch die natürliche Furcht vor dem Tode, die bey sinnlichen Menschen ohnehin stark genug ist, noch mehr vergrößern. Nein, nicht vergrößern, sondern vermindern wollen wir die Todesfurcht, und durch Gedanken unseres Geistes die schrecklichen Bilder der Sinnlichkeit entkräften. Denn nicht das vernünftige Denken über den Tod, sondern allein die sinnlichen Bilder der Einbildungskraft umgeben den Tod mit Schrecken. Und wie ganz anders erscheint uns der Tod, wenn wir ihn mit seinem Bruder, dem Schlafe, zusammenstellen! Ist es denn etwas so Grausendes, ermüdet hinzusinken zur Ruhe, und, aller Mühe und Arbeit entbunden, einzuschlummern? — Auch im Tode, wie im Schlafe, wachet die freye Seele, und ihre Thätigkeit dauert fort auch ohne Hülfe der Sinne. Ist es denn aber etwas so Grausendes, diesen ganzen sichtbaren Körper mit allen seinen Plagen und Leiden, und das thierische Wesen, das in demselben seinen Grund hat, und uns an diese Erdscholle bindet, einst los zu werden, und befreiet von Hindernissen einen Schritt vorwärts zu höherer Vollkommenheit zu thun? — Auf das Sterben folgt, wie auf das Schlafen, ein neues Erwachen. Und ist es denn etwas so Furchtbares, mit neuer Kraft, vielleicht mit neuen, höheren Sinnen, zu erwachen, einen neuen Himmel und eine neue Erde zu schauen, wo nur Gerechtigkeit und Liebe wohnet, wo das Reich der Sünde und des Elendes verschwunden ist? — Vermindern will das Christenthum die Furcht vor dem Tode bey dem natürlichen Menschen; darum lehret es uns den Tod unter dem Bilde des Schlafes, als einen Hingang zum Vater, als die Geburtsstunde zu einem höheren, vollkommneren Leben denken. Vom Geiste des Christenthums, von seiner Freudigkeit auch im Tode, wäre der noch nicht durchdrungen, dem der Tod noch ein Gegenstand der Furcht, ein Niederschlag aller Gemüthsruhe wäre. —

Das Einschlummern und Wiedererwachen, der Schlummer im Tode und die darauf folgende Auferstehung soll uns auch

mit

mit dem Gedanken an unser unsterbliches Leben befreunden. Der Schlaf und der Traum verkündiget uns ein inneres fortdauerndes Seelenleben, und das Leben unseres Geistes erscheinet nur, jetzt nur in diesem sterblichen Leibe. Allein wer hat euch, Zweifler, denn geoffenbaret, daß dieser grobe Erdkörper das einzig mögliche Werkzeug und Mittel sey, durch welches das Leben eines Geistes erscheinen, sich kund thun könne? Das Waizenkorn muß in die Erde fallen und verwesen, wenn etwas Neues sich entwickeln soll; die Raupe muß ersterben, wenn sie in anderer Gestalt als geflügeltes Wesen wieder erstehen soll. So müssen wir den sterblichen Leib und das endliche Leben dieser Zeit in diesen Räumen aufgeben, wenn wir des höheren zeitlosen und ewigen Lebens theilhaftig werden wollen.

Ich weiß weder, wie mein Geist, der freye, mit diesem meinem irdischen Leibe in Verbindung kam, noch wie er ohne diese Verbindung fortleben werde. Hier bin ich im Reiche der Wunder, im Reiche Gottes, im Reiche der Allmacht, die die Liebe ist. Ich lebe, und mein Leben, mein Denken und Wollen ist nicht in meinem Blute. Zu meinem Wesen gehöret ein unaufhörliches Fortentwickeln und Fortschreiten zu höchster Weisheit, zu höchster Güte. Ich kann nicht vollendet werden ohne ein unendliches Leben, und der, der mir mein Daseyn, und dieses Streben und Sehnen nach Vollkommenheit gab, ist kein Schöpfer und Freund von Stückwerk. Ich vollende nie, darum kann ich nicht enden.

II.

Jesus an einem Sterbebette, auch da ein Vorbild für uns.

Oft, in ernster heiliger Stimmung, stelle ich mich im Geiste an mein Sterbebette, denke bey mir: auch für dich kömmt eine

letzte Stunde, ein letzter Augenblick. Dann stocket dein Leben, dann schleichet tödtliches Erstarren durch alle deine Glieder; es bricht das Auge, siehet nicht mehr; erstarret liegt da deine Hand, fühlet nicht mehr, nicht mehr den Druck der Freundes-Hand; um dich tönet vielstimmige Klage, Stimmen der Erwachsenen, Stimmen der Kleinen — aber du vernimmst nichts mehr. Dieser ernste Gedanke wäre wohl für Viele ein heilsamer, der den Leichtsinn stutzig machen, und den heiligen Ernst des Lebens in die Seele rufen könnte. Mit gedankenvollem Ernste sehen wir jetzt die abgestorbenen Blätter der Bäume fallen, hören ihr Rauschen, sehen die Vorboten eines nahen Todes der Natur, wo ihre Kraft gelähmt, doch nicht gänzlich abgestorben ist. Aber für die Natur kommt eine Zeit, für mich eine Stunde der Auferstehung, — sonst wäre der Gedanke des Todes nicht zu ertragen. Ich bedaure euch, denen der Gedanke des Todes ein lästiger und störender ist, indem er in euch Gedanken, Empfindungen, Erinnerungen wecket, die euch nicht lieb sind, Gedanken an das Ende eures Lebens, eurer Freuden und Leiden, eures Wirkens und Schaffens, Gedanken an den Zustand der Eurigen, Gedanken an eueren eigenen Zustand nach dem Tode, an das Gericht, — die Ewigkeit. Lästig, furchtbar aber sind alle diese Gedanken doch nur für den, dem der innere Richter, dem das weissagende Gewissen verkündigt, es sey kein Grund vorhanden, weshalb die Ewigkeit für ihn eine erfreuliche seyn werde. Aber uns Alle ruft Gott durch ein Gesetz der Natur auf das Sterbebette, welches Gesetz lautet: bestelle dein Haus, du mußt sterben! An das Sterbebette der Freunde ruft uns in gesunden Tagen die Stimme der Pflicht und der Liebe, und wer weiß, wie bald wir an dem Sterbebette der Unsrigen stehen werden und weinen! An ein Sterbebette stellet uns unser heutiges Evangelium, da finden wir auch den Heiland an dem Sterbebette eines Mägdleins, und, wie immer, menschenfreundlich, hülfreich. Wie Er, so wollen auch wir an den Sterbebetten Anderer stehen! Jesus an einem Sterbebette, ein Vorbild, wie auch wir an Sterbebetten seyn sollen.

Von

Von einem Mahle ward der Erlöser an ein Kranken- und Sterbebette gerufen. Er war bey dem Matthäus, dem Erzähler dieser Geschichte, den er so eben zu einem nachfolgenden Jünger berufen hatte, zu Tische gewesen. Da kam der Obersten Einer, mit Namen Jairus, mit allen Zeichen des höchsten Schmerzes, fiel vor Jesu nieder, und sprach: Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben; oder, wie Markus K. 5, 22. es erzählt: meine Tochter liegt in den letzten Zügen. In heiterer Stimmung befand sich der Heiland, und in heiterem Tone hatte er den Jüngern Johannis geantwortet, die ihn fragten: warum seine Jünger nicht fasteten? Aber diese heitere Stimmung ward schon unterbrochen durch das Anliegen des leidenden, für das Leben seines Kindes besorgten Vaters, noch mehr durch das Kranken- und Sterbebette des Mägdleins, und durch den Unwillen, welchen in ihm die Umgebungen des Sterbebettes erregten. Jesu Heiterkeit verwandelte sich

in gedankenvollen Ernst. Wie konnte er die Bekümmerniß des Vaters, wie die Todtenblässe des Kindes erblicken, wie die schreckliche Eile, zu begraben, bemerken, ohne ernst und gedankenvoll zu werden? Eine ernste und wichtige Gedanken veranlassende Stätte ist ein Sterbebette für den Sterbenden selbst. Mit jedem Pulsschlage nähert sich der Augenblick, der ihm das Leben nimmt. Da legt er sein Werk nieder, so unvollendet dasselbe übrigens auch seyn mag. Vorüber sind dann die Freuden, vorüber auch die Beschwerden und Leiden seiner Wanderschaft, und aufgelöset werden alle irdischen Bande und Verhältnisse. Was er auch aufbieten möchte, um sein Leben abzukaufen dem allgewaltigen, dem unerbittlichen Tode, es ist umsonst; nicht das Händeringen der Seinigen, nicht die Hülfe der Kunst, nicht Macht, nicht Stand, nicht Jugend vermag ihn zu retten. Der unaufhaltbare Augenblick kömmt, in ein unbekanntes Land ziehet die lebende Seele, und anvertraut wird ihre Hülle der Erde, daß auch diese Hülle in Erde zerfalle. Aber die Seele gehet ihrem ewigen Schicksale, der Belohnung oder der Bestrafung, entgegen. Eine ernste, allen Leichtsinn verbannende Stätte ist



ein Sterbelager auch für die Angehörigen des Sterbenden. In Trauer versinken die Eltern, welche den Sohn oder die Tochter mit Liebe erzogen, welche in den Kindern eine Verlängerung ihres eigenen Lebens, ihre Freude und Hoffnung, die Erben ihres Namens und ihrer Güter erblickten. Alle Wünsche und Hoffnungen elterlicher Liebe gehen mit dem geliebten Kinde zu Grabe. Um des Hauses Haupt klaget die Gattin, um die zärtliche Gehülfin der Mann. An dem Lager eines sterbenden Vaters, einer verscheidenden Mutter erwacht stärker die kindliche Liebe und die Dankbarkeit, oft auch die bittere Reue, diesem sterbenden Vater, dieser verscheidenden Mutter nicht mehr Freude gemacht, nicht mehr Kummer erspart zu haben. Auch in den Freunden des Sterbenden erwachen oft strafende Stimmen, und rufen: du hättest sanfter, schonender, freundlicher, geduldiger seyn sollen gegen diesen Scheidenden. — Darum, du Leichtsinniger, der du den Ernst fliehest, darum, du Gedankenloser, der du ernsthafte Ueberzeugungen scheuest, tritt hin an das Sterbebette deines Vaters, deines Freundes, deiner Mutter, deiner Freundin! In deinem Andenken werden aufsteigen ihre Wohlthaten, ihre Liebe, ihre Freundschaft für dich, dein Leichtsinn wird sich in Ernst, deine Zerstreuung in heilsame Sammlung deiner Gedanken, in fruchtbare Ueberlegungen verwandeln. Die heitere Ruhe, der Glaube, die Hoffnung, mit der du den Frommen sterben siehest, wird dich den Werth der Tugend und eines frommen Lebens empfinden lassen, wird in dir den Wunsch erwecken: Gott, lasse mich sterben den Tod dieses Gerechten, lasse mein Ende seyn wie sein Ende!

Wir erblicken ferner den Heiland an dem Sterbelager des Mägdleins voll inniger Theilnahme gegen den zutrauensvollen Vater, gegen das schlummernde Mägdlein, von welchem das Leben gewichen zu seyn schien. Schnell, ohne Verzug, ging der Erlöser mit dem bekümmerten Vater zu dem mit dem Tode ringenden Mägdlein. Denn so wie der Vater seine Bitte vorge-

vorgetragen, sein Vertrauen zu Jesu ausgesprochen hatte, so heißt es: und Jesus stand auf, und folgte ihm nach. Welch ein lehrreicher Wink für diejenigen, welche gerufen werden, um einem Kranken Trost oder Hülfe zu bringen! Allein wie schwer wird es oft den Gerufenen, der Gesellschaft, dem Vergnügen, den Freuden der Tafel zu entsagen, und diese mit den Tönen der Klage und der Trauer an einem Sterbebette zu vertauschen! Wie selten kann man von denen, die an ein Sterbebette gerufen werden, die Worte sagen, die von Jesu gelten: und er stand auf, und folgte ihm nach! Wo aber Theilnahme an den Leiden eines Kranken, an dem Schmerze der Angehörigen ist, da zeigt sich diese dadurch, daß man schnell und ohne Verzug Hülfe und Trost zu bringen sucht. Die gefühlvolle Theilnahme unseres Herrn, wenn er an einem Kranken- oder Todtenbette stand, erkennen wir auch an der Wehmuth und Rührung, die er empfand, wenn er Leidende sah' oder von denselben hörte. Immer sagen in solchen Fällen die Evangelisten: und es jammerte ihn. So ward er bewegt, tief betrübt, daß auch er der Thränen sich nicht enthalten konnte, als er am Grabe seines Freundes Lazarus stand und die Schwestern Martha und Maria weinen sah'; Joh. 11, 33. 35. Doch bey dieser gefühlvollen Theilnahme ließ es der Herr nicht bewenden, gleich Jenen, welche ihre Theilnahme und Liebe mehr durch nasse Augen, als durch rührige Hände und durch müde Füße zu erkennen geben. Durch die Theilnahme wird die Liebe nur erregt; dadurch fühlen wir uns nur zu dem Leidenden hingezogen, kommen in Berührung, in Gemeinschaft mit seinen Leiden. Aber was wäre es, wenn die Theilnahme thatenlos bliebe, und es bey mitleidigen Seufzern bewenden ließe? Es litten ihrer dann Zwey, der Eine aus Empfindung des Schmerzes, der Andere aus theilnehmendem Mitgefühle. Die Theilnahme Jesu ging in hülfreiche That über. Er trieb den neugierig-müßigen Pöbel aus, der in seinem Vorurtheile über Jesum lachte, daß das Mägdlein nicht todt sey, sondern nur schlafe; und als das Haus von den Zudringlichen gesäubert war, ergriff er das



Mägdlein bey der Hand, und es stand auf. — Sehet hier unser Muster, wie auch wir an den Kranken- und Sterbebetten seyn sollen! Nicht säumen wollen wir, wenn ein Leidender oder Sterbender, wenn dessen Angehörige uns begehren. Und wenn wir auch nichts bringen könnten, als ein Auge voll Liebe und Theilnahme, als ein freundliches und tröstliches Wort, — es ist schon tröstend, wenn der Leidende, wenn die Angehörigen Zeichen eines mitfühlenden und theilnehmenden Herzens erblicken. Allein wir werden auch nicht müßig bleiben an dem Kranken- oder Sterbebette; wir werden den Leidenden, werden die Angehörigen mit Trost und Hoffnung erquicken, werden den Sterbenden hinweisen auf jenes Land der Ruhe, hinweisen auf den Erlöser, der den Tod überwand, und uns verheißen hat, daß wir Theil nehmen sollen an seiner Herrlichkeit; werden die matte Seele erheben zum Glauben an Gott, daß der Sterbende seine Seele empfehle in die Hände des ewigen Vaters; werden den Sterbenden erquicken mit der Hoffnung, daß alle guten frommen Seelen sich wieder zusammenfinden in des Vaters Reiche, daß wir uns wieder sehen in unvergänglicher Freude, und daß Niemand unsere Freude von uns nehmen werde. Des aufrichtenden Trostes bedarf aber nicht bloß der Scheidende, sondern bedürfen auch die, von welchen er sich trennet. In Schmerz, in das Gefühl des Verlustes, in dumpfe Trauer hingesunken, bedürfen auch die Angehörigen des Freundes theilnehmenden Auges, seines freundlichen Wortes, seiner tröstenden Zusprache, eines lichten Gedankens, der die trübe Nacht ihres Kummers erhelle. Oft können wir noch mehr thun. In der Bestürzung, und hingegeben dem Schmerze, geben die Angehörigen einen Kranken, wie Jairus seine Tochter, schon verloren, unterlassen die zweckmäßigen Mittel der Rettung, welche vielleicht noch übrig sind. Würde nicht ohne die Darzwischenkunft des Heilandes das schlafende Mägdlein als eine Todte hinausgetragen worden seyn? Waren denn nicht schon mit unbegreiflicher Eile alle Anstalten dazu gemacht? Nicht nur rathen und helfen werden wir, um ein geliebtes Leben zu retten, sondern wir werden auch verhüten, daß man einen

Schla-

Schlafenden, einen in Ohnmacht Hingesunkenen, nicht zu voreilig als einen Todten behandle, werden den Geschäftigen, die einem Sterbenden nicht die Zeit zum Sterben lassen, die die Kennzeichen des Todes nicht abwarten mögen, zurufen: weichet! Mag immerhin die Thorheit und Unerfahrenheit über unsere Vorsicht lachen, denn der Pöbel lacht über Alles, was über den beschränkten Kreis seines Wissens hinausgehet: so werden doch wir nicht unterlassen, zu thun, was die Theilnahme, was Pflicht und Gewissen uns gebeut.

Oft ruft und ziehet uns die Liebe an das Bette eines Sterbenden hin, um mit den Seinigen seine Abschiedsstunde zu feyern, um die letzten Beweise der Liebe zu geben und zu empfangen. Was könnte aber da unsere Liebe anders thun, als dem Sterbenden eine ruhige und heitere Abschiedsstunde zu verschaffen?

Wahrhaft grausam ist es, den Sterbenden nicht einmal eine ruhige Abschiedsstunde zu gönnen, und ihnen die letzten Augenblicke im Leben noch zu verbittern. Stille, gänzliche äußere Ruhe, muß um den Kranken, um den Sterbenden herrschen, der einem so wichtigen Schritte nahe ist, damit nichts seine stillen Ueberlegungen, die Gebete und Seufzer seines Herzens störe. Was soll man daher sagen, wenn in das Kämmerlein eines Sterbenden jener Schwarm von Neugierigen mit seinem Geräusche eindringt, wenn der Sterbende, der den Seinigen, der einem Freunde vielleicht noch ein Wort des Vertrauens zu sagen, ein Geständniß zu thun, eine Bitte vorzutragen hat, solches vor so ungeweiheten Ohren nicht thun kann! Da fordert es die Liebe und die Schonung gegen den Sterbenden, daß man ohne Schonung die Pfeifer und das Getümmel des Volkes austreibe, welches den Menschen mit seiner Neugierde verfolgt, er mag in das Leben hinein, oder aus demselben heraustreten. Nicht vor den Augen der müßigen neugierigen Zuschauer erweckte der Herr das Mägdlein, sondern nachdem er dieselben ausgetrieben hatte, und sich mit der Familie des vermeynten Todten allein befand. —

Doch

Doch nicht bloß äußere, sondern auch innere Ruhe muß man den Sterbenden gönnen, und es ist die höchste Grausamkeit, die ungezügeltste Leidenschaftlichkeit und Rachsucht, wenn man sogar noch Sterbende mit bitteren, hämischen Anmerkungen quälet, ihnen Vorwürfe macht, Fehler und Beleidigungen nennet, womit sie vielleicht im Leben sich vergingen, und so dieselben bis zum Hintritte vor Gott mit Vorwürfen und den Aeußerungen eines unversöhnlichen Herzens verfolgt. Hat dir ein Sterbender im Leben zu viel gethan, so gehe hin, und reiche ihm die Hand zum Abschiede, zum Zeichen, daß du ihm vergeben habest, damit er ruhig sterbe, einen Freund mehr im Tode habe, damit deine Unversöhnlichkeit ihn nicht noch in den letzten Augenblicken quäle!

Auch eine heitere Abschiedsstunde verschafft der Christ am Sterbebette dem Sterbenden, und auch hierin ist ihm sein Heiland ein Muster, der jenem Mitgekreuzigten, welcher seine eigene Schuld und Christi Unschuld erkannte, die Freuden des Paradieses verhieß. Wir wollen daher an Sterbebetten guter und verdienter Menschen die Empfindungen unserer Hochachtung und Dankbarkeit äußern, wollen sie ihren Nachruhm ahnen, im Voraus empfinden lassen. Ist es ein unvollendetes Werk, das sie hinterlassen, so wollen wir ihnen die Versicherung geben, in ihrem Geiste es fortzusetzen. Ist es das Schicksal der Ihrigen, was die Sterbenden bekümmert, so wollen wir sie wissen lassen, daß die Ihrigen an uns Freunde, Vertheidiger, Versorger finden sollen, wie Maria, Jesu Mutter, an dem Johannes. Wir wollen ihre Gedanken von allem Irdischen, von der Sorge und Mühe dieses Lebens ablenken, und sie hinrichten auf das ewige Leben, dessen Thore sich ihnen schon öffnen, wollen ihre Gedanken hinlenken auf den gnädigen, barmherzigen Vater, daß der Sterbende mit heiterem Sinne, wie Stephanus, ausrufe: ich sehe den Himmel offen! Die Liebe, wie sie im Herzen Christi lebte, erkennet und fühlet es, wie sie Pflichten zu erfüllen habe, nicht nur gegen die Lebenden, sondern auch gegen die Sterbenden.

Eine solche Todesstunde, voll gedankenvollen Ernstes, umgeben von der Theilnahme unsrer Vertrauten und Theuren, eine ruhige und heitere Abschiedsstunde wünschen wir uns Alle. Lasset sie uns denjenigen Sterbenden gewähren, die uns vorausgehen, — wir können sie dann auch erwarten, wenn unser Stündlein kömmt, und wenn wir unseren Geist in deine Hände befehlen, o Vater!

III.

Ueber das Vertrauen auf Christum.

Keinen süßeren Genuß, keine schönere Belohnung der Tugend und der Verdienste um Andere kenne ich, als das herzliche Vertrauen, welches man auf gute Menschen setzet. Ich kannte große, ausgezeichnete Menschen; sie wurden gepriesen, die Welt war ihres Lobes voll, man bewunderte sie, — aber Vertrauen genossen sie nicht. Sie standen zu hoch, sie ließen ihre Ueberlegenheit zu sehr empfinden, als daß man sich an sie anschließen konnte. Dieses ist überall der Fall, wo es neben hervorragender Verstandesgröße an Güte, an liebenswürdigen Eigenschaften des Herzens fehlt. Zwar muß der, welcher Vertrauen einflößen will, in dem Geschäfte, in der Kunst, zu welcher er sich bekennet, erfahren seyn und sich auszeichnen, und man muß sich von ihm das Beste versprechen. Allein Geschicklichkeit, für sich allein, begründet nie Vertrauen, wenn nicht zu derselben Güte des Herzens und Wohlwollen, wenn nicht insbesondere Wahrhaftigkeit und Zuverläßigkeit, Freundlichkeit und Bereitwilligkeit, Jedermann zu dienen, hinzukommen. Die wohlwollende und redliche Denkart, das Feste und Zuverläßige an einem Menschen, die Sicherheit, daß er nicht täuschen wolle, der Umstand, daß man auf sein Wort, auf sein Ja und Nein, auf seine Zusage und Absage sich verlassen könne, also das, was man bey einem Menschen Charakter, gute, feste, unwandelbare Denkart, nennet:

nennet: das flößet Vertrauen ein. Darum werden große, über Andere hervorragende Menschen wohl bewundert, gescheuet, aber nur Gute werden geliebt und mit Vertrauen behandelt. Das Herz vertrauet allein dem Herzen.

Nur das Vertrauen der Menschen zu uns giebt uns einen Wirkungskreis, man fragt uns um Rath, man begehrt unsere Dienste, man bringt Anderer Angelegenheiten gerne in unsere Hände, weil man voraussetzt, sie seyen da wohl aufgehoben. Das Vertrauen erweitert auch unseren Wirkungskreis, wir werden empfohlen, und je ausgebreiteter das Vertrauen, desto ausgebreiteter der Wirkungskreis. Warum lebt so mancher geschickte Mensch im Verborgenen, ohne daß man seine Dienste begehret? Er hat das Vertrauen der Menschen nicht, er hat irgend etwas Abstoßendes, Zurückhaltendes in seinem Wesen, was die Annäherung Anderer verhindert. Warum strömten im Gegentheil die Lernbegierigen, die Traurigen, die Gebrechlichen und Elenden zu Tausenden zu Jesu? Sie waren nicht nur der Macht Jesu, zu helfen, gewiß, sondern auch, daß er Niemanden unfreundlich von sich wies, daß er vielmehr die Beladenen, die Mühseligen einlud, bey ihm Ruhe und Erquickung zu suchen. Zutrauensvoll kam daher zu Jesu auch Jairus, ein Vorsteher der jüdischen Synagoge, dessen einziges Kind, eine Tochter von zwölf Jahren, in den letzten Zügen lag. Er hegte das Vertrauen, daß, wenn Jesus nur die Hand auf das Kind lege, dasselbe leben werde. Jesus verläßt auf der Stelle das Mahl, welches Matthäus ihm zu Ehren gab, und gehet nach dem Hause des Jairus. Das Volk drängt sich um ihn, kaum kann er hindurch. In dem Gedränge ist ein leidendes Weib, von welchem Lukas erzählet, daß sie alle ihre Nahrung an die Aerzte gewandt habe, und Niemand ihr helfen konnte. Diese dachte bey sich: wenn ich nur sein Kleid anrühren dürfte, so würde ich gesund. Sie drängt sich hinzu, erfaßt sein Kleid, und ihr Glaube, ihr Vertrauen ward belohnet. Ein solches Vertrauen konnte freilich

nur der Außerordentliche, der Erhabene einflößen und rechtfertigen. Allein, soll Jairus, soll das leidende Weib uns an Vertrauen zu Jesu übertreffen? uns, deren geistiges Leben, deren geistige Gesundheit und geistiges Wohlseyn allein von ihm ausging? Auch wir wollen Vertrauen zu Jesu haben! Dieses Vertrauen aber werden wir beleben und stärken, wenn wir untersuchen, worauf wir bey Jesu unser Vertrauen setzen wollen, wie es beschaffen seyn müsse, und was uns dasselbe gewähre.

1.

Wer sollte nicht Vertrauen fassen zu dem, sein Herz ganz ergeben an den, welchen Gott sandte, daß die Welt durch ihn selig würde, daß er der Lehrer und Erlöser der Menschen, und der König und das Haupt aller derer wäre, die mit ihm in der Gemeinschaft seines Geistes, Sinnes und Lebens stehen, in seinem Reiche des Lichtes, der Liebe und des Friedens, und der sein Leben ließ für uns Alle! Aber, denket vielleicht Mancher, ist das Vertrauen, welches du forderst, auch etwas Anderes, als der Glaube an Christum, und wie kann man ein Christ, ein Genosse des Reiches Christi seyn, ohne Glauben an die Person Christi, als göttlichen Gesandten, ohne Glauben an sein Evangelium, und dessen göttliche Kraft, selig zu machen? Du hast Recht, wenn du dir nämlich unter dem Glauben nicht bloß den Beyfall denkst, den du den Belehrungen und Verheißungen Jesu schenkest, sondern auch jene gewisse, unwandelbare Zuversicht, bey der du die Wahrheit inne wirst, sie, und das Leben aus Gott, welches sie schafft, wahrhaft fühlest, wenn du darauf lebest und stirbst, deine Ruhe, dein Leben, deine Gnade bey Gott darauf bauest. Denkest du dir hingegen bey dem Glauben nur ein Fürwahrhalten, ein todtes Wissen und Kennen des Verstandes, ohne daß du in diesem Glauben lebest und handelst, ohne daß dein Glaube übergehet in dein Wollen und Thun, und ein Bestandtheil deines Lebens wird: dann ist dein Glaube noch weit entfernt von dem Vertrauen. Ihre Ruhe, ihr Glück bauten Jairus und das Weib auf Jesum; Beyde sahen sich im Geiste

schon

schon gerettet, noch ehe sie zu ihm kamen, ihn berührten. Ihr Glaube war zuversichtliches Vertrauen, hatte seinen Sitz nicht im Verstande, sondern im Herzen, und das Vertrauen auf Jesum ist also der Glaube und die Zuversicht unseres Herzens, ist der Antheil, welchen das Herz an dem Glauben an ihn hat. Diesen Antheil des Herzens an unserem Glauben an Jesum heben wir jetzt hervor, und nennen ihn Vertrauen, und dieses Vertrauen war es, was den unglücklichen Vater, was das leidende Weib zu Jesu führte, und was Beyden half.

Zu Ihm fühlet mein Herz sich hingezogen, findet Ruhe und Frieden in Ihm, bey Ihm. Wollte Jemand fragen: was es denn in und an Christo sey, worauf ich mein Vertrauen auf ihn, und die Ruhe meines Herzens setze? so würde ich antworten: es ist seine ganze Persönlichkeit, das Göttliche und Menschliche in ihm; es ist das Urbild vollkommener, Gott wohlgefälliger Menschheit, es ist die Wahrheit, Tugend und Liebe, die ich in ihm anschaue; es ist das Verhältniß, in welchem ich zu ihm stehe, und was er in seinem Verhältnisse zu mir that und litt'.

Er ist unser Licht und Lehrer, unser Führer zur Wahrheit und Weisheit, zu Gott und zur Tugend. Wir vertrauen daher seinem Worte und seinem Evangelio, wir vertrauen seinen Offenbarungen, seinen Vorschriften, seinen Verheißungen, daß er habe Worte des ewigen Lebens. Was aber eine so reine und heilige, nur von Liebe zu Gott und den Menschen erfüllte Seele dachte, empfand, that, das sind Offenbarungen des Wahren und Guten, das ist göttlich, als ob es — menschlich geredet — aus dem Verstande und dem Herzen Gottes geflossen sey. Dessen war der Heiland sich auch bewußt, daß seine Wahrheit weder etwas von Anderen Erlerntes und Angenommenes, noch von ihm selber mühsam Errungenes und auf spitzfindige Schlüsse Erbautes war. Darum entäußerte er sich auch seines Antheils an seiner Wahrheit, als ob sie von ihm sey, und spricht: die

Worte,

Worte, die ich rede, sind nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Und in seinem letzten Gebete: ich habe ihnen gegeben dein Wort; Joh. 17. Wir vertrauen daher seiner Wahrheit, als wahrhaftiger und göttlicher Wahrheit. So vertraue denn auch, meine Seele! vertraue, mein Mitbruder! dem Worte und dem Evangelio Jesu, wenn Zweifel dich ängstigen, wenn du nach etwas Gewissem, Festem und Zuverläßigem ringest! Und wenn du bey dem Widerstreite menschlicher Meynungen nicht mehr weißt, an wen und an was du dich halten sollst, so komme zu ihm, frage ihn, vertraue ihm, den Gott auch dir zur Weisheit gemacht hat. Eine mit Christo gleichdenkende, ihm nachwandelnde Seele kann nicht irren.

Er ist unser Erlöser von Sünden und von ewigem Elende, unser Versöhner mit Gott, der den verlornen, seiner sinnlichen Lust und der Sünde hingegebenen Sohn wieder zum Vater und zum Frieden mit ihm zurückführte. Durch Opfer ohne Besserung wollte man vor Christo sich mit der heiligen Gottheit aussöhnen; da starb er, das letzte Opfer, damit fortan nur Besserung ohne Opfer gelte. Darum vertraue seiner Erlösung, wie du von der Herrschaft der Sünde frey werden, zur herrlichen Freyheit der Kinder Gottes, und zur Gnade Gottes gelangen kannst! Du kannst aber von der Sünde nicht anders frey werden, als durch Besserung und Heiligung, als wenn du nicht dir und deiner Lust, sondern dem lebest, der für dich gestorben und auferstanden ist, als wenn du den alten Menschen aus- und den neuen anziehest, als wenn du wieder zu Gott dich hinwendest, und mit seiner heiligen Weltordnung in Uebereinstimmung lebest. Nur auf diesem Wege findest du Gnade bey Gott und Vergebung, und Ruhe für dein Herz, und Christus zeigt dir den Vater, wie er den Sünder sucht, auf seine Wiederkehr hofft, und wie Freude ist vor ihm und vor seinen Engeln, wenn der reuige Sünder anderes Sinnes zum Vater, zu des Vaters heiliger Ordnung, zurückekehrt. Siehe an das

Kreuz des Erlösers! Eine andere Ueberschrift, als Pilatus über dasselbe setzen ließ, erblickt unser Glaube; dieser lieset über dem Kreuze Christi die Worte: bey Gott ist Gnade und Vergebung. — Wenn daher deine Sünde dich kränket, und du fühlest, wie sie dich von Gott trenne, alle Ruhe, allen Frieden aus deinem Herzen hinausstoße; wenn du nach Gnade und Vergebung, nach Ruhe und Frieden dich sehnest, wieder eins seyn möchtest mit Gott: so vertraue seiner Erlösung, vertraue dem Wege zum Frieden, den er dich führet; vertraue ihm, der geschlagen und gemartert ward, auf daß wir Friede hätten! Buße und Glaube heißt der Pfad, der zur Versöhnung, zum Frieden mit Gott führet.

Er ist unser Muster und Vorbild in vollkommener reiner Liebe und Tugend bis zum Tode am Kreuze. Es kann jetzt von den einzelnen Aeußerungen seiner Liebe und Tugend nicht die Rede seyn, denn sonst müßte sein ganzes reiches Leben vor uns vorübergehen. Wir nennen darum nur **den Geist der Tugend**, den lebendigen Odem derselben, die Liebe gegen Gott und Menschen, den unbedingten Gehorsam und die unbedingte Unterwerfung unter Gottes Gebote und Führungen, welcher Geist der Liebe und der Tugend alle seine einzelnen Thaten durchströmet und belebet. Wenn daher die Welt und ihre Beyspiele dich ärgern, wenn du allenthalben nur Versuchungen zum Bösen wahrnimmst: so siehe nur auf Ihn, vertraue seinem Vorbilde, tritt in deines Führers Fußtapfen! Wer ihm nachfolgt, wird nicht im Finstern wandeln. Dulde, kämpfe mit ihm, kämpfe dich durch das Böse, durch die Leiden der Erde hindurch, so sollst du mit ihm auch eingehen zu seiner Herrlichkeit!

Er ist unser Herr und König in seinem Reiche, in der christlichen Kirche; und wir vertrauen ihm, wenn Er allein und sein Wort uns das Höchste, das Entscheidende ist. Du thust wohl, wenn du, ihm vertrauend, den Glauben bewahrest, daß kein Mensch auf Erden Christi Stellvertreter sey, und

gleichsam neben ihm sitze zur Rechten des Vaters. Aber mache dich, mache deinen eigenen Verstand nicht selber dazu, und bilde dir nicht ein, daß Christi Wahrheit der Nachhülfe deines Verstandes, daß seine Herrschaft des Wahren und Guten deiner Zwangsmittel, deiner Verfolgungen Andersdenkender bedürfe; sondern vertraue nur allein seiner ewig gültigen Wahrheit. Ihm vertrauend in allen den genannten Verhältnissen, fühlt das Herz sich immer näher und inniger zu ihm hingezogen, es bleibet an ihm, wie die Rebe an dem Weinstock.

2.

Dieses Vertrauen muß aber auch rechter Art seyn, und darum fragen wir billig: wie dasselbe beschaffen seyn müsse?

Vor Allem sey es ein gegründetes, erleuchtetes, und kein blindes Vertrauen! So Viele nennen Jesum ihren Meister, ohne doch von ihm erleuchtet und gebessert zu seyn; nennen ihn ihren Erlöser und Seligmacher, während sie der Sünde Knechte sind, voll Angst und Unruhe; nennen ihn ihren Herrn, während sie doch sein Reich und seine Herrschaft nicht kennen, noch des Geistes theilhaftig geworden sind, der die Unterthanen seines Reiches belebet, vereinigt, und eine Gemeinschaft bildet. Wie kann man aber glauben an den, den man nicht kennt? Wie kann man Vertrauen haben zu dem, dessen Würde, Vollkommenheit und Liebe uns unbekannt ist? In Christo, in seiner Persönlichkeit, in seiner — Göttliches und Menschliches vereinigenden — Würde und Vollkommenheit muß doch der Grund unseres Vertrauens liegen, diesen Grund müssen wir doch erkennen, wie in keinem Anderen Heil sey, als nur allein in ihm, wenn unser Vertrauen kein blindes und grundloses seyn soll. — Alles Vertrauen muß ferner ein festes, gewisses und zweifelloses seyn, wenn es des Namens würdig seyn soll, so daß das Herz in Christo seine Ruhe und volle Zuversicht findet. Ein Vertrauen, das in sich selber ungewiß schwanket und zweifelt, ist kein Vertrauen; denn wo dieses



ist, da ist alles Schwanken aufgehoben, da ist Ruhe und Zuversicht eingetreten. Wo wahres Vertrauen auf Christum lebet, da bauen wir mit froher Gewißheit unsere Erkenntniß, unsere Tugend, unsere Beruhigung, unsere Hoffnung auf ihn, da ist er der Fels, auf welchen wir trauen. — Da aber das Vertrauen etwas Gefühltes ist, und mehr dem Herzen als dem Verstande angehöret, so muß dasselbe auch herzlich und kindlich seyn, so muß man das innere Band fühlen, durch welches man zu Christo hingezogen wird. Wie das Kind der Mutter vertrauet, von der Mutter nur Liebes und Gutes erwartet, wie es der Mutter sich hingiebt, ihrem Rathe, ihrer Entscheidung, ihrer Führung sich überläßt, und nicht von der Mutter lassen kann: eben so ergiebt sich das Herz mit seinen zartesten Gefühlen dem Erlöser und Freunde der Menschen. Und wenn ich nun seine Größe erwäge, die Herrlichkeit seines Geistes und Herzens bedenke, und die Liebe fühle, durch welche er mich zu sich zieht; wenn ich ihn in seiner menschlichen Gestalt betrachte, wie er mit den Bedürfnissen und Schwächen der Menschen so vertraut, und versucht worden ist allenthalben, wie auch seine Seele betrübt war bis in den Tod, wie er alle Leiden der Seele und des Leibes aus Erfahrung kennet, und darum so mitleidig und barmherzig ist: o, dann fühle ich mich mit innerer, unwiderstehlicher Gewalt zu ihm hingezogen, und mein Herz vertrauet so kindlich dem seinigen.

3.

Fraget ihr nun: was dieses Vertrauen auf den Heiland uns gewähre? so möchte ich die Frage umkehren, und fragen: was wir wohl ohne dieses Vertrauen seyn würden? Was wär' ich ohne dich gewesen? Was würd' ich ohne dich wohl seyn? Zu Furcht und Aengsten auserlesen, irrt' ich in weiter Welt allein. Nichts wüßt' ich sicher, was ich liebte, die Welt wär' mir ein offener Schlund; und wenn mein Herz sich tief betrübte, wem thät' ich meine Leiden kund?

Das

Das Vertrauen zieht uns zu Jesu hin, führt uns zu ihm, macht, daß wir bey ihm bleiben. Was führte den Jairus, das kranke Weib, alle die Leidenden, Alle, die da Ruhe suchten für ihre Seelen, zu ihm? Das Vertrauen war es, daß Niemand ohne Trost, ohne Hülfe, daß Niemand traurig von ihm weggehe. Noch immer ist es das Vertrauen, was uns zu ihm ziehet, zu seinem Worte; denn er hat Worte des ewigen Lebens, und zu welchem Anderen sollten wir denn kommen? Noch immer ist es das Vertrauen, welches uns hinziehet zu seinem Vorbilde vollkommener Tugend, zu dem Wege, zu der Lichtstraße, die zum ewigen Leben führet. Dieses Vertrauen erhält uns bey ihm, in der Gemeinschaft mit ihm, und das Herz folget der Lockung des Johannes so gerne, wenn dieser ruft: Kindlein, bleibet bey ihm!

Was das Vertrauen zu Jesu uns gewähre, fraget ihr? Dein Glaube, dein Vertrauen hat dir geholfen, sprach Jesus so oft zu den Leidenden, die vertrauensvoll zu ihm kamen. Auch uns hat das Vertrauen zu ihm geholfen. Das Wahre, das wir wissen, das Gute, welches wir lieben, das Ewige, welches wir hoffen, unsere ganze Bildung, der neue Mensch, welchen wir anzogen, die Freiheit von der Sünde, die wir in seiner Nachfolge errangen, die Freudigkeit zum Vater, die unser Herz erhebet, die seligen Aussichten und Hoffnungen, die unseren Blick über das Grab hinaus verklären, — dies Alles sind Kräfte, die von ihm ausgegangen sind; Marc. 5, 30. Wer als Christ an Geiste und Herz gesund sich fühlet, kann immer zu sich selbst sagen: dein Glaube an Christum, dein Vertrauen zu ihm hat dir geholfen.

Was das Vertrauen auf Christum gewähre? Es giebt uns Gewißheit, wenn Zweifel uns quälen, es giebt uns Ruhe der Seele, wenn das Bewußtseyn der Schuld uns drückt. Hast du Zweifel an Gottes Liebe und Gnade, ob du auch ein Kind Gottes, ein Erbe Gottes und Miterbe Christi sey'st; geräthst du mit deinem Nachdenken auf beunruhigende

Irrwege, wird es dir immer finsterer vor den Augen; suchst du umsonst Gewißheit bey Menschen, deren Meynungen dahin gehen und dorthin: — vertraue dem Worte Christi, halte dich an ihn, er hat Worte des ewigen Lebens, die nimmer vergehen, und du wirst Ruhe finden für deine Seele. Drückt dich das Bewußtseyn deiner Schuld, fragst du: ob Gott dir auch vergeben, und gnädig seyn könne? Habe Vertrauen zu ihm, der dir Gottes Gnade, ja Gottes Freude über den reuig Wiederkehrenden versichert; habe Vertrauen zu ihm, der geschlagen und gemartert ward, auf daß wir Friede hätten, durch den des Herzens Wunden heil werden. Ist es irdische Noth, die dich kümmert; siehe auf ihn, der auch gelitten hat und versucht worden ist, siehe an seine Ergebung, seinen Gehorsam, und den herrlichen Ausgang seiner Leiden.

Was das Vertrauen auf Jesum gewähre? Es giebt uns Hoffnung des ewigen Lebens, Hoffnung mit ihm vereiniget zu werden in der Herrlichkeit des Vaters. Bist du im Glauben, im Vertrauen und in Liebe nur der Seine, so hat er auch für dich gebetet: Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bey mir sey'n, die du mir gegeben hast, daß 2c.; Joh. 17, 24.

Wie Jairus in seiner Angst zu Jesu kam, wie das unglückliche Weib sich sehnte, nur den Saum seines Kleides zu berühren, und wie Beyder Vertrauen belohnt ward: so wollen auch wir in unseren Anliegen vertrauensvoll zu Jesu kommen, und auch von uns wird es heißen: dein Glaube hat dir geholfen.

IV.

IV.

Jesus, noch immer unser Arzt und Erwecker von den Todten.

Den Gang des Frommen segnet Gott. — Nur denket nicht immer bloß an jenen irdischen Segen, der Boden und Keller füllet. Wenn ein Menschenfreund ausgehet, um einem Nachbar in der Noth beyzustehen, weil dieser ängstlich rief: mein Sohn, meine Tochter, mein Weib liegt in den letzten Zügen, komme, rathe, hilf mir! — und der Menschenfreund sich aufmacht, in das Trauerhaus eintritt, überall Bestürzung siehet, und nun vor Allem die Gemüther beruhiget, verkehrte Maßregeln entfernt, und dann so glücklich ist, den Sohn, die Tochter, das Weib zu retten, und begleitet von dem Bewußtseyn, Gutes gethan zu haben, begleitet von den dankbaren Blicken der Geretteten, hinweggehet: ist das nicht Segen Gottes? So war der menschenfreundliche Gang des Heiland's gesegnet, als er, nach dem heutigen Evangelio, in das Haus des Obersten Jairus trat, und das Mägdelein vom Tode rettete, welches nach der Erzählung des Markus und Lukas in den letzten Zügen lag, nach dem Berichte des Matthäus schon gestorben war.

Den Gang des Frommen segnet Gott. Jesus ging aus, um des Jairus Tochter zu retten. Nie aber zögerte und säumte Jesus, wenn Kranke seiner Hülfe bedurften. Denn, wie es noch immer geschiehet, Jairus wandte sich an Jesum, als schon die Noth auf das Höchste gestiegen war, als das Mägdlein schon in den letzten Zügen lag. Ja, als Jesus schon auf dem Wege nach dem Krankenhause war, kam Einer von dem Gesinde des Jairus mit der Nachricht: deine Tochter ist verschieden, bemühe den Meister nicht; Luc. 8, 49. Es wäre demnach sehr zur Unzeit gewesen, wenn Jesus hätte Zeit verlieren und zögern wollen. Allein wie ward sein menschenfreundlicher Gang ge-

segnet!

segnet! Auf Einem Wege rettete er zwey Menschen, und zur doppelten Wohlthat gab Gott ihm Gelegenheit. Denn so wie Jesus überall von staunenden Menschen umgeben war, so auch hier. Aber ein Weib, die alle ihre Habe umsonst an die Aerzte gewandt hatte, drängte sich durch das Volk hindurch, und dachte bey sich selbst: dürfte ich nur sein Kleid anrühren, so würde ich gesund! — Es gelingt ihr, in die Nähe Jesu zu kommen; mit Heftigkeit erfaßt sie das Kleid des Vorübergehenden, so, daß Jesus es merken mußte, und das Weib — war gesund.

So ward der fromme und menschenfreundliche Gang Jesu gesegnet. Eine Wohlthat wollte er erweisen, — sein himmlischer Vater gab ihm Gelegenheit, dieselbe zu verdoppeln. Das nenne ich Segen Gottes, wenn Menschen voll Liebe und Zutrauen sich an den Menschenfreund drängen, wenn ihre Seele den Menschenfreund zum Helfer und Retter erwählet. Das nenne ich Segen Gottes, wenn wir ausgehen, um Einem zu helfen, und wir noch Mehrere erfreuen. Den Gang segnet Gott, wenn wir in das Trauerhaus gehen, und mit Recht spricht Salomon: es ist besser, in das Klagehaus gehen, denn in das Trinkhaus, Pred. 7, 3.; wiewohl Viele es anders und umgekehrt meynen.

So war also Jesus der Arzt und Helfer seiner Zeitgenossen; mit leiblichen Wohlthaten fing er an, mit geistigen hörte er auf. Er machte den Leib gesund, um die Seelen der Genesenen zu retten, und sie einzuführen in sein Himmelreich. Aber er ist noch immer der Arzt unserer Seelen, der Erwecker der geistig Todten, der die rechte Lebenswärme, das göttliche Leben der Tugend in uns anfacht. Jesus, noch immer unser Arzt und Erwecker von den Todten, werde daher der Hauptgedanke, der Mittelpunkt unserer Betrachtung. Noch immer aber ist er 1) der Arzt kranker Seelen, 2) der Arzt kranker und verwundeter Herzen, 3) der Erwecker der geistig Todten.

1.

Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit. Was er den Menschen vor tausend Jahren war, das ist er denselben nach tausend Jahren, und wird es immer seyn. Denn sein Reich ist ewig, seine Worte vergehen nicht, sein Licht aus der Höhe verlöschet nicht, die Kraft, die von ihm ausgehet, vermindert sich nicht.

Leiblicher und geistiger Arzt war er seinem Zeitalter, und nicht bloß leibliche Krankheiten, Blindheit, Taubheit, fallende Sucht heilete er, sondern auch Krankheiten des Geistes und des Herzens, Wahnsinn und Verderben des Herzens. Ja, wir können sagen, daß Jesus mittelbar noch immer unsere leibliche Gesundheit befördere. Denn wirket er nicht durch das Evangelium in uns eine erleuchtete und heitere Seele, ein ruhiges Gewissen, ein fröhliches Herz? Treibt er uns nicht an, die Unmäßigkeit, die Völlerey, die Lüste des Fleisches zu fliehen, zu fliehen also die Fehler, welche die Ursachen so vieler körperlicher Leiden sind? Durch eine gesunde Seele, durch ein in Gott fröhliches Herz, wirket Jesus noch immer auch körperliche Gesundheit, ist er uns leiblicher Arzt, indem er uns Arzt der Seele und des Herzens ist.

Noch immer ist er Arzt kranker Seelen. Es würde gar sehr am unrechten Orte seyn, wenn wir hier in eine Erörterung eingehen wollten: was denn unter den Krankheiten der Seele zu verstehen sey? Doch so viel können wir anmerken: so wie es Zustände des menschlichen Körpers giebt, bey denen die natürlichen Thätigkeiten des Körpers gestört sind, und nicht mit dem Zwecke des Lebens übereinstimmen, und darum durch ein Uebelbefinden und durch Schmerz sich ankündigen: eben so giebt es Zustände und Verstimmungen der Seele, wo die natürlichen Thätigkeiten der Seele, das richtige Denken, Fühlen, Begehren und Wollen gestört sind, und nicht mit dem Zwecke eines ungehinderten Seelenlebens übereinstimmen. Da ferner ein sittliches, mit der Pflicht und dem Willen Gottes übereinstimmendes,

Den=

Denken, Wollen und Handeln, oder die Tugend die eigentliche und höchste Gesundheit der Seele ist, und darin das selige Wohlbefinden der Seele bestehet: so ist jede Sünde, besonders jede Gewohnheit und Fertigkeit im Sündigen, so ist jede beharrliche Neigung zur Sünde eine Krankheit der Seele zu nennen, weil dadurch das wahre menschliche Leben, nämlich das tugendhafte und selige, gestört und gehindert wird. Es hat daher guten Grund, wenn wir von Krankheiten der Seele und des Herzens reden.

Krank ist daher die unwissende Seele, welche Gott, den Vater alles Lebens, seinen heiligen Willen, sein Gesetz und Gebot, seine Liebe und Gnade nicht kennet. Krank ist die unwissende Seele, welche den Zweck und die Bestimmung des menschlichen Lebens nicht kennet, die nicht weiß, wozu sie von Gott erschaffen, von Christo erlöset ist, nämlich daß sie Gottes sey, Gottes Kind und Eigenthum, zu allem guten Werke geschickt. Krank an der Seele sind die Irrenden und Abergläubigen, die den Schein für das Wirkliche, das Falsche für das Wahre halten, und darum nothwendig verkehrt handeln. Krank an der Seele sind die Ungläubigen, die nur an das Reich der Sinne glauben, und mit ihren Ueberzeugungen nicht über das Sichtbare hinauskommen können, denen das Land der Vernunft, der Sittlichkeit, der Gerechtigkeit, der Tugend und Liebe ein unbekanntes Land ist, die von dem ewigen, lebendigen Gott, von seiner Führung und Leitung, von seinem Rathe zu unserer Seligkeit durch Christum, von einem grenzenlosen ewigen Leben, und von zukünftiger Vergeltung keine lebendige Ueberzeugung haben, denen es daher auch an Kraft zur Tugend, an Stärkung in den schwachen Augenblicken des Lebens, an Troste im Unglück, an Hoffnung im Tode fehlet. Krank an der Seele sind die Verzweifelnden, die den Glauben an sich und an Gott, an seine Liebe und Gnade verloren haben, die in ihrer Seelenangst keine Rettung kennen, die den Weg zu Gott und zu seiner Erbarmung, den Weg zum Frieden mit sich selber, nicht finden können. Traurige Zustände einer kranken Seele! —

Für euch nun, kranke oder auch nur kränkelnde Seelen, die ihr das wahrhaftig Wahre und Gute, die ihr Gott und die Tugend, das Ewige und Unvergängliche nicht kennet, für euch, ihr Irrenden und Zweifelnden, ist Jesus der rechte Arzt, ja der unfehlbare, wenn ihr mit dem Vertrauen des Jairus zu ihm kommt. Wer kann zu ihm kommen, von ihm weggehen, und sagen: ich kenne Gott, meinen Vater, und meine Bestimmung, die Tugend und Seligkeit, nicht? Wer kann ihn zum Führer, seine Lehre und sein Beyspiel zum Leitstern wählen, und sagen: ich kenne den rechten Weg zum Leben nicht, ich gehe in der Irre? Wer kann seine Lehre kennen, seines Geistes theilhaftig seyn, und sagen: mich fliehet Glaube, Liebe, Hoffnung, ich bin ein Raub der Verzweiflung? Dazu ist er ja gekommen, daß er ein Licht sey denen, die im Schatten und Finsterniß des Todes sitzen. Dazu ist er ja gekommen, daß er der Weg zum Vater und zum ewigen Leben werde, daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, daß Keiner verzweifele, da in ihm Gottes erbarmende Liebe und heilsame Gnade erschien. Noch immer ist Jesus der Arzt unserer Seelen, der alle Gebrechen der Unwissenheit, des Aber- und Unglaubens, der Verzweifelung und Trostlosigkeit heilet.

2.

Noch immer ist Jesus ein Arzt für kranke und verwundete Herzen.

Gesund und im Zustande des Wohlbefindens ist das Herz, wenn es thätig und fröhlich ist in Liebe und Tugend, wenn es Freudigkeit zu Gott und Frieden mit sich selber hat. Krank hingegen ist das Herz, wenn es demselben an Gefühl für Tugend, an Kraft dazu, an Liebe und Wohlwollen fehlet. Krank ist also dein Herz, wenn unordentliche Begierden und Neigungen mit vorherrschender Stärke in dir walten, die freye Wirksamkeit eines reinen und guten Willens, in dir unterdrücken, durch ihre Heftigkeit dich von der Liebe, von der Gerechtigkeit und billigen

Scho-



Schonung entfernen. Von der Gewalt der Leidenschaften hingerissen, handelt dann der Mensch ganz anders, als er sich es vornahm, und klagt mit Paulo: das Gute, das ich will, thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, thue ich. Die höchste Stufe der Herzenskrankheit ist demnach das Laster, wenn der Mensch der Sünde Knecht geworden, wenn er die Freiheit und die Kraft des Willens, und die freye Herrschaft über sich selbst verloren hat. — Krank ist aber auch dein Herz, wenn es demselben an wohlwollenden Gefühlen, an der Theilnahme und an der Liebe fehlet, wenn finstere und übelwollende Gefühle, wenn Neid und Mißgunst, wenn Haß und Bitterkeit die Oberhand gewonnen haben. Da ist denn auch keine Freude und Wohlbefinden, sondern nur Unlust und Unruhe zu finden.

Kranke Herzen sind daher auch verwundete, vom Schmerze gequälte, denen auch die leiseste Berührung von Menschen- oder Schicksals-Hand Schmerz verursacht. Denn gesund und wohlgemuth ist nur das Herz, welches im Besitze eines guten Gewissens Freudigkeit zu Gott, und Frieden mit sich selber hat. Verwundet hingegen sind die tugend- und liebeleeren Herzen, ohne Frieden, ohne Freude, ohne Ruhe und Hoffnung, und schaffen sich selber die eigene Unlust. Es giebt aber auch Herzen, die das Schicksal verwundete, welche verloren, was sie über Alles liebten, welche verfehlten, was sie über Alles suchten, denen das Leben nichts bietet, was ihren Verlust aufwöge. Diese Verwundung des Herzens entspringt abermals aus einer Krankheit des Herzens, wo man irgend etwas in der Welt mehr liebet, als Gott und seinen Willen, wo man sein ganzes Glück in etwas Irdisches setzt, dasselbe zu seinem höchsten Gute macht, und in diesen Einen Punkt seine ganze Glückseligkeit zusammenzieht.

Aber auch für euch, kranke und verwundete Herzen, ist ein Arzt vorhanden, der erschien, um euch zu heilen, um euch zu verhelfen zur Gesundheit eines reinen, guten und fröhlichen Herzens.

zens.

zens. So spricht er selber: die Starken und Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Schwachen und Kranken; ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen, und nicht die Frommen. Eure Krankheit, ihr Herzenskranken, und die Ursache eurer Verwundung und eürer Leiden, heißt die Sünde. Die Genesung, die Wiedergewinnung der Gesundheit, heißt Buße und Besserung. Diese allein entfernet die Krankheit des Herzens, heilet die Wunden des Gewissens, führet Friede und Freude, Wohlseyn und Wohlbefinden in das Herz zurück. Das ganze Evangelium arbeitet an dieser Genesung, an der Besserung unserer Herzen, stärket unsere Schwäche, heilet die verwundeten Theile, und führet zur Gesundheit des Herzens in Liebe und Tugend. — Auch euch, deren Herz des Schicksals Schläge, der bösen Menschen Haß und Verfolgung, der bösen Zungen Lästerungen verwundeten, euch ladet er ein, durch seine Hülfe zu genesen. Kommt her zu mir, spricht er, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken, ihr sollt Ruhe finden für eure Seelen. Seyd fröhlich und getrost, ihr Leidtragenden, es soll euch im Himmel wohl belohnet werden. Die zeitliche Trübsal ist nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernden. Die Arzeney, welche die kranken Herzen heilet, der Balsam, welcher des Herzens Wunden und seine Schmerzen lindert, ist Jesu Evangelium, sind seine Lehren der Tugend und des Trostes. Ein heilend Kraut für jede Wunde ist Jesu Evangelium, und noch immer ist er der Arzt kranker und verwundeter Herzen, heilende und stärkende Kraft strömet noch immer von ihm aus.

3.

Wenn nun Jesus kranke Seelen, kranke und verwundete Herzen heilet, wenn er durch sein Evangelium in den Unwissenden Erkenntniß Gottes und der Tugend, in den Sündern Besse-

rung, stets fortschreitende Besserung und Heiligung, wenn er in den Bekümmerten Trost und Verheißung wecket: so ist ja dadurch zugleich schon erwiesen, daß er noch immer auch die geistig Todten erwecke, und ein neues höheres Leben in denselben anrege, hervorbringe.

Treffend nennet das neue Testament die unter ihre menschliche Würde Hinabgesunkenen die Knechte der Sünde, die noch Ungebesserten — geistig Todte, in denen das wahre Leben, das aus Gott ist, und wie es vernünftigen Wesen und Kindern Gottes eignet, erstorben ist. Todt in Sünden aber wird Niemand geboren, er bringt wenigstens den Keim des wahren Lebens, die Anlage zur Tugend, das Ebenbild Gottes mit auf die Welt. Aber dieser Keim wird oft nicht gewartet, die Anlage zur Tugend wird nicht entwickelt, ausgebildet, und das Ebenbild Gottes verbleicht und wird verdunkelt. Wer todt in Sünden ist, ist es immer durch eigene Schuld geworden, denn der Ruf Gottes in uns zum vernünftigen, sittlichen und frommen Leben, ertönet immer, und gehet nie verloren. Todt in Sünden ist aber der in Laster Versunkene, bey welchem das Fleisch über den Geist, die sinnliche Lust über das sittliche Gefühl herrscht; todt in Sünden sind die, die in das sündliche Leben so eingewohnt sind, daß sie alle Lust, allen Trieb, alle Kraft zur Besserung verloren. Im Reiche der Tugend leben sie nicht, für die Tugend und für das Reich derselben sind sie todt, unwirksam. Bey solcher Versunkenheit ist es unmöglich, daß der Antrieb und die Kraft zur Besserung von ihnen selbst ausgehe. Sie müssen vielmehr erweckt, aus dem Todtenschlummer durch eine fremde Kraft gerüttelt werden. Diese Erweckung und diese höhere Kraft gehet nun von Dem aus, der das Leben ist, und der das Leben hat in ihm selber, von Christo. Darum stimmen Alle, die aus dem Tode zum Leben, von den Banden der Sünde zu der Freiheit der Tugend gelangten, das Siegeslied an: als wir todt waren in Sünden hat Gott uns durch Christum lebendig gemacht. Noch immer aber tönet uns aus dem Evangelio der Ruf zum Leben entgegen:

stehe

stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten! Dieser Stimme, die in der Kirche Christi ruft, dieser erweckenden und belebenden Kraft, die von Christo aus-, und in die Welt hineinströmte, kann Niemand ausweichen, Jeder fühlet sich angewehet von höherer Kraft. Und wer zählt die Millionen, welche dem, der Jairus Tochter erweckte, die Erweckung zum neuen höheren, geistigen Leben der Tugend verdanken, in denen er das fromme selige Leben aus Gott erweckte, deren Sinn und Wandel er nach dem Himmel richtete, nach dem, was dort oben ist! Noch immer aber ruft er die Vielen, die auf dem breiten Wege zum Verderben wandeln, auf den schmalen Pfad der Pflicht, der zum Leben führet, daß sie von dem Wege des Todes herüberkommen auf den Weg des Lebens. Er, der Arzt kranker Seelen und Herzen, der Erwecker zum wahren höheren Leben, sey also unser Licht in der Finsterniß, unser Führer bey den vielen Irrwegen des Lebens, unser Tröster im Leide, unser Herzog des wahren Lebens! Wie das Weib im Evangelio, so wollen wir uns an ihn andrängen, und heilende, bessernde Kraft wird von ihm auch auf uns übergehen!

Andere Sätze.

1. Die Freuden des Menschenfreundes. (S. die Einleitung zu der vorstehenden Predigt IV.) 1. Eigenschaften, 2. Freuden des Menschenfreundes. 1. Oft nennet man Solche Menschenfreunde, die es nicht sind. Wer an fremdem Wohlseyn Vergnügen und Freude empfindet, nichts darwider hat, wenn es Anderen wohl gehet, folglich nur ohne Mißgunst und Neid ist, verdienet diesen Namen noch nicht: der Menschenfreund ist für Anderer Wohlseyn thätig, um dasselbe zu erhalten, zu fördern, zu erhöhen. Der Menschenfreund ist erhaben über die kalte, herzlose Selbstsucht derjeni-

gen,

gen, deren Spruch ist: Jeder für sich, und Gott für uns Alle! Des Menschenfreundes Spruch ist vielmehr: Einer für Alle, und Alle für Einen, so wie Gott für uns Alle! Den Menschenfreund zeichnet eine gefühlvolle Theilnahme an dem Wohl und Wehe der Menschen aus, und zwar nicht blos an dem Schicksale der Standesgenossen, Vornehme gegen Vornehme u. s. w., auch nicht blos an gewissen Arten von Leiden, z. B. denjenigen, die man selbst erfuhr, sondern an dem Schicksale jedes Leidenden und jeder Art der Leiden. Dabey ist der Menschenfreund immer bereitwillig, nach seinen Kräften zu helfen, mit dem, was die Umstände erfordern. Freywillig entbehret er, um denen zu helfen, die immer entbehren müssen. Und das thut er anspruchlos, uneigennützig, aus Liebe, und alle Freude wäre für ihn dahin, wenn Eigennutz seine Liebe befleckte. Darum wunderten sich die Menschenfreunde, Matth. 25, 37. f., so sehr, daß ihren Handlungen ein Verdienst beygelegt werde, dessen sie sich gar nicht bewußt waren.

2. Aber auch die Freuden des Menschenfreundes sind wahrhaft selige; denn eben Wohlwollen und Menschenliebe ist diejenige innere Beschaffenheit, die den Menschen beseliget. Es ist eine unglückliche Meynung der Menschen, daß die Glückseligkeit in dem Besitze begehrter Güter bestehe, also in dem, was man hat, nicht in dem, was man ist. Allein die wahre Glückseligkeit beruhet vor Allem auf dem, was und wie man ist, auf unserer Beschaffenheit, und bestehet in einer weisen und wohlwollenden Seele, und in der Wirksamkeit derselben. Darum genießet der Menschenfreund die seligsten Freuden, deren der Mensch fähig ist. — Ihn lohnet das Vertrauen, die Achtung und Liebe der Menschen, und wie er sich in Wohlwollen zu Anderen hingezogen fühlet, so die Anderen in Vertrauen zu ihm. Welches Vertrauen genoß Jesus von dem Jairus, von dem leidenden Weibe, von allen seinen Zeitgenossen! Die Freuden des Menschenfreundes sind Freuden Gottes. So wie er im kleineren Kreise und mit

geringerer Kraft Gott ähnlich zu wirken strebt, so genießt er auch eine Freude, ähnlich der Seligkeit Gottes, die aus dem Anblicke der Glückseligkeit der Welt entspringt. Schöpfer glücklicher Familien, Retter unglücklicher Familien zu seyn, von ihrer Dankbarkeit gesegnet zu werden, — welche Freude käme dieser gleich? Welche heiteren Blicke in die Zukunft, welche selige Vorgefühle, welchen Vorschmack einer zukünftigen Welt hat der Menschenfreund! Ihn schrecket nicht Tod und Grab, denn sein Leben hat einen unvergänglichen Werth, seine Thaten stehen im Buche Gottes, sein Andenken lebet in Segen. Ihn schrecket nicht das Gericht; denn ein unbarmherziges Gericht ergehet nur über die Unbarmherzigen, und der Menschenfreund triumphiret an dem Gericht. Jac. 2, 13. Der Liebe und Menschenfreundlichkeit wird der höchste Preis der Seligkeit zuerkannt, sie ererben das Reich, das ihnen bereitet ist von Anbeginn der Welt; Matth. 25, 34—36.

2. Wenn Jesus nur eine Stunde später in das Haus des Jairus gekommen wäre, so wäre das Mägdlein begraben gewesen. — Erinnerungen und Belehrungen, welche das Krankenbette des Mägdleins im Evangelio uns giebt. Das Evangelium wendet sich vor Allen 1. an die Jugend, und ruft derselben zu: wähne nicht, vor Krankheit und Tod durch deine Jugend geschützt zu seyn! Das Mägdlein in den letzten Zügen war ein Kind von zwölf Jahren. — Doch die genannte Lehre brauchen wir nicht erst von einem Krankenbette zu Kapernaum zu holen. Haben wir die Veranlassung dazu nicht in der Nähe? Lehret nicht eine sorgfältige Beobachtung, daß der vierte Theil der Geborenen schon in den drey ersten Lebensjahren, und die Hälfte derselben vor dem zwanzigsten Jahre verschwinde? Welche Hinfälligkeit! Wie viele kleine Gräber! Nicht die erhabenen Eichen, sondern die jungen Bäumchen zerknickt der Sturm am Meisten. Wie könntet ihr, Jünglinge und Jungfrauen, durch Unmä-

ßig-

ßigkeit im Vergnügen, besonders des Tanzes, durch Ausschweifung, durch vermessenen Trotz auf unverwüstliche Gesundheit, eure Jugend selber der Verwesung früher entgegenführen? Bewußtseyn der Unschuld und Gesundheit giebt im Alter einen schönen Nachsommer. 2. Der Vater Jairus kam zu Jesu, als sein Kind schon in den letzten Zügen lag. Es giebt eine übertriebene Aengstlichkeit der Eltern; — aber auch einen verderblichen Leichtsinn, welcher meynet: es wird sich wohl wieder geben! und der erst nach Hülfe sich umsiehet, wenn das Uebel recht gefährlich geworden, wenn der Kranke in den letzten Zügen liegt. Das Evangelium ruft uns daher zu: suche die mögliche Hülfe nicht zu spät! 3. Doch, was ist schrecklicher, als das zu frühe Begraben! Und welcher Widerspruch! Auf der einen Seite jammert man um Verstorbene, auf der anderen Seite wartet man den völligen Tod nicht ab, und kann sie nicht schnell genug aus den Augen entfernen. Während Jesus nach dem Hause des Jairus gehet, unterweges ein wenig aufgehalten wird, sind schon die Anstalten zur Beerdigung des scheintodten Mägdleins gemacht. Welches Entsetzen, wenn wir uns denken, als Scheintodte begraben zu werden! Wem erstarret nicht das Blut in den Adern! Lasset uns die Kennzeichen des vollendeten Todes abwarten! Lasset uns den Anordnungen der Obrigkeit auf das Pünktlichste gehorchen! 4. Man gönne den Kranken und Sterbenden Ruhe! Hinweg mit dem Schwarme der Neugierigen, die nur stören, die dem Sterbenden die letzten Augenblicke verkümmern, die über Alles lachen, was ihre Beschränktheit nicht verstehet! Die Schonung und Liebe gegen gefährlich Kranke gebietet Stille und Ruhe. 5. Bey der allgemeinen Hinfälligkeit erhebe uns der Glaube an Auferstehung, an die Fortdauer unseres persönlichen Lebens. Alles sinkt hin. Was den Zepter führt auf Erden — was den Lorbeer trägt auf Erden — was da blüht und reift auf Erden, muß zu Staub und Asche werden. Aber den Menschen erhebet der Glaube,

daß

daß das Göttliche in uns, Tugend, Liebe, Freiheit, nicht untergehen könne. Alle, die gen Himmel schauen, ihrer höhern Ahnung trauen, die dem Schattenland entfliehn, vor dem Unsichtbaren knie'n: o, die werden auferstehen, Glaube läßt nicht untergehen. Nur der Körper wird zur Erde, daß der Geist verherrlicht werde.

3. Wie mochte das zum Leben wieder erwachte Mägdlein dem Vater für seine zärtliche Sorge, dem Heilande für seine liebevolle Rettung danken! Kinder, bedenket die Wohlthaten und Liebe der Eltern in euren gesunden und kranken Tagen! — (Wie schlecht wird oft den Eltern in ihren alten und kranken Tagen diese Liebe vergolten!)

4. Dürfte ich nur sein Kleid anrühren, so rc. V. 21. Auch schon eine entfernte und mittelbare Gemeinschaft mit Jesu ist heilbringend. Viele in- und außer der christlichen Kirche stehen mit Jesu nur in einer mittelbaren Gemeinschaft, glauben nicht an ihn, empfinden aber doch die Kraft und den Segen, der von ihm ausgehet. So Viele in der christlichen Kirche, die Rohen, Unwissenden, Ungebildeten; die Klugen, die nur um die Erde, nicht um den Himmel sich kümmern, deren Gott der Mammon, deren Weisheit und Tugend der Vortheil und Gewinn ist, die unter dem „Guten" sich nichts weiter denken, als das „Nützliche". Ferner die von ihrem Wissen Aufgebläheten, die Alles unendlich besser und vollkommener wissen, als Christus, und die vor lauter Verstand das Herz, vor allem Wissen den kindlichen Glauben verloren, und das Tiefste und Höchste im Menschen, den kindlichen Glauben, als etwas Kindisches verlachen; also die Afterweisen. So Viele außer der christlichen Kirche, Juden, Nichtchristliche Völker, die ohne ein Christenthum in der Welt in einem noch viel größeren sittlichen Verderben, in noch viel tieferer Barbarey sich befinden würden, als bey dem Zusammenleben mit Christen. Alle diese stehen doch mit Christo in einer entfernteren mittelbaren Gemeinschaft, sollten



sie auch nur den Saum seines Gewandes berühren. Aber sie Alle sehen bey dem Lichte, welches Christus anzündete; finden ihre Bildung in den Anstalten, die das Christenthum herbeyführte; genießen tausend Wohlthaten in dem besseren Weltzustande, den das Christenthum bewirkte; nehmen Gnade um Gnade von Christo, schöpfen und laben sich aus seinen Bächen und Strömen, ohne die Quelle zu kennen, oder dieselbe anzuerkennen. Man kann dem Geiste Christi und seinem Weltsegen gar nicht ausweichen, man athmet und genießt ihn, ohne es zu wissen. Wie muß dieser Gedanke unseren Glauben an Christum und an das Christenthum heben und stärken! Wer fühlet nicht das Glück der unmittelbaren Gemeinschaft mit Christo, den Quell der Wahrheit und Liebe und des Glückes unter den Menschen zu kennen, wie von ihm Ströme des lebendigen Wassers ausgehen! Joh. 7, 38. Wir sitzen an der Quelle des Evangelii, und nehmen aus demselben den Trank des Lebens, Erquickung für Geist und Herz. Wir wollen daher das Glück erkennen, in seinem Reiche, unter diesem unseren König zu leben in Unschuld, Gerechtigkeit und Seligkeit. Wir wollen beten und streben, daß das Reich Christi zu Allen komme, und daß auch diejenigen mit Christo in einer näheren und unmittelbaren Gemeinschaft leben mögen, welche jetzt nur noch in einer entfernteren Gemeinschaft mit ihm stehen, nicht ihn, sondern nur sein Kleid anrühren! —

Am Fünf und Zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

I.

Welche Gedanken das grausende Bild unruhiger Zeiten in uns wecke.

Evang. Matth. 24, 15 — 28.

Wenn wir heute bey dem Herausgehen aus diesem Tempel zu uns selber sagten, oder ein der Zukunft Kundiger uns vertraute: „in Kurzem wird kein Stein mehr von dem Allen auf dem anderen seyn!" wie müßte eine solche Rede uns erschrecken, wie tief müßte dieser Gedanke uns ergreifen! Ihr liebet euer Gotteshaus, ihr erkennet an demselben die schönste Zierde unserer Stadt, ihr könnet nicht vorbey gehen, ohne einen wohlgefälligen Blick auf den einfach-erhabenen Bau zu werfen, ohne die Väter und die kunstreichen Männer zu segnen, die uns einen Tempel erbauten, dergleichen wir in unseren Tagen auf keine Weise unseren Nachkommen erbauen würden. Was ist aber unser Gotteshaus an Größe und Umfang, an Pracht und Herrlichkeit gegen den Tempel zu Jerusalem, den man mit seinen Nebengebäuden und Vorhöfen eine kleine Stadt nennen könnte! Sehr natürlich,

 daß

daß Jeder bewundernd stehen blieb, und sich nicht satt sehen konnte. So oft auch die Jünger den Tempel gesehen hatten, so konnten sie doch nicht von dannen gehen, ohne zu ihrem Herrn zu treten, daß sie ihm zeigeten des Tempels Gebäude; Matth. 24, 1. Wie mußte sie daher das Wort Jesu befremden: von Allem, was ihr hier sehet, wird kein Stein auf dem anderen bleiben, der nicht zerbrochen werde. — Die Jünger konnten das Wort nicht vergessen, sie bewegten es im Stillen bey sich. So kamen sie auf den Oehlberg; da setzte sich Jesus, der selber in gedankenvoller, wehmüthiger Stimmung war, nieder. Vor seinen und der Jünger Blicken lag die Königin der Städte, über der Stadt erhob sich auf dem Berge Moria der marmorne Tempel; zur Seite erblickte man den Berg Zion mit seinen Burgen. Da erinnerten die Jünger ihren Herrn an das Wort, das er im Weggehen von dem Tempel gesprochen hatte, und fragten: wann solches geschehen werde, und an welchen Zeichen man diese Zeit erkennen könne? — da gab ihnen der Heiland ein grausendes Bild einer unruhigen, bewegten, unglücklichen Zeit, wo zerstörende Naturerscheinungen mit Krieg, mit Auflösung der geselligen Bande, mit Verrath, überhand nehmender Ungerechtigkeit und erkaltender Liebe sich vereinigen würden; Matth. 24, 12. Ist das nicht das Bild aller gewaltsamen Umkehrungen und Staatserschütterungen? Ist dieses grausende Bild nicht auf dem Schauplatze der Geschichte vor unseren Augen vorübergegangen? hat der verheerende Krieg sich nicht bis zu uns herübergewälzt, ist die Trübsal jener Zeit nicht in unsere Familien eingedrungen?

Noch immer stehen die Folgen der schauderhaften Begebenheit, welche Jesus im Ev. voraussagt, vor unseren Augen. Denn zerstreut in alle Welttheile und Länder ist das Volk, welches durch seinen Tempel zu Jerusalem vereinigt und zusammengehalten wurde. Mit dem Tempel stürzte die jüdische Verfassung zusammen, mit dem kunstreichen Vorhange des Tempels zerriß das bürgerliche Band, verlor das jüdische Volk alle seine Selbstständigkeit. Der Bau Mosis verschwand, und es erhob

sich mit Christo das Reich der Liebe, und des Glaubens und der Hoffnung, die nach einer anderen Welt, nach einem himmlischen Jerusalem hinblickt.

Der Heiland blickte auf etwas Zukünftiges weissagend hinaus, wir sehen auf etwas Geschehenes geschichtlich zurück. Aber sein Bild unruhiger Zeiten ist noch immer für uns lehrreich. Welche Gedanken das grausende Bild in uns erwecke, welches Jesus von unruhigen Zeiten entwirft? Wir wollen die einzelnen Züge, welche Jesus von unruhigen Zeiten angiebt, sammeln, und, welche Gedanken dadurch in uns erwecket werden, erwägen.

1.

Ja, grausend ist das Bild, welches der Heiland in und vor unserem Evangelio entwirft; Schaudern und Grausen ergreift uns, wenn wir die Züge einzeln betrachten, woran man unruhige und bewegte Zeiten erkennet.

Der Heiland beschreibt die Zeit, wo der jüdische Staat untergehen und der Tempel zerstört werden würde, als eine Zeit großer Verwirrung, wo Empörung von Innen und Krieg von Außen alle bestehende Ordnung und allen geselligen Verband auflösen, alle verständigen Maßregeln vernichten, wo die Leidenschaften der Menschen gleich ungezügelten wilden Thieren hervorbrechen, und Alles in wilder Gährung durch einander gehet. Erlebt hatte doch der Heiland solche Zeiten nicht, wie konnte er sie doch so getreu und der Wahrheit gemäß beschreiben? Er wäre nicht der gewesen, welcher er war, wenn sein Blick und seine Erkenntniß nicht weiter gereicht hätte, als seine Erfahrung und Lebensgeschichte, wenn er nicht aus der Gegenwart die Zukunft entziffert, wenn er nicht vorherahnend und vorhersehend auch das Zukünftige gesehen hätte. Schon früher hatte der Heiland vorhergesagt, daß der Feind Jerusalem belagern, eine Wagenburg um dasselbe schlagen, seine Einwohner ängstigen werde von allen Seiten. Schon früher hatte er geseufzt: ach, daß du es doch wüßtest, einsähest, bedächtest, was zu deinem



Frieden dienet, und Er wollte die auseinander gehenden Theile zusammenhalten, in Eintracht sein Volk vereinigen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel. Aber das ist immer das Unglück derjenigen, die über die gegenwärtige Stunde, und über das eben Vorliegende nicht hinaussehen, daß sie die Stimmen der Weisen überhören, verlachen, daß sie die Gesichte der Weisen, denen die Zukunft sich aufthut, Träume, Wahnbilder der Thoren und Schwärmer, nennen, daß das, was die Weisen sehen, fürchten, vor den Augen derer verborgen ist, denen es an dem rechten Geistesauge fehlt.

Wenn aber die Menschen wider sich selbst wüthen, wenn der Sturm des Krieges daherziehet, wenn ein Volk und ein Königreich über das andere sich empöret, dann wird auch der Segen der Natur in Fluch verwandelt, und ihre segnenden Kräfte wirken zerstörend. Krieg und Aufruhr haben gemeiniglich Pestilenz und ansteckende Seuchen, theure Zeit und Hungersnoth zur Folge; die zusammengehäuften Kranken und Verwundeten führen Seuchen, die niedergetretenen Fluren, die zerstörten Vorräthe führen Mangel herbey. Es werden seyn Pestilenz und theure Zeit, spricht der göttliche Seher; Matth. 24, 7.

Doch das sind nur Naturübel, welche den Menschen wohl in Noth bringen; aber die höchste Noth schafft sich der Mensch selbst, indem in solchen Zeiten die menschliche Schlechtigkeit ungehinderter hervorbricht, und solche Zeiten mehr schlechte Menschen machen, als hinwegraffen. Dann wird sich allererst die Noth anheben; sie werden euch überantworten in Trübsal, und werden euch tödten, und ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen; V. 9. Wenn das stille, friedliche Regiment der öffentlichen Gesetze auf einen Augenblick aufgehoben ist, wenn die Gesetze verstummen, und das heilige Recht nicht entscheidet zwischen mir und dir, zwischen Mein und Dein: dann bricht aus ihrem Hinterhalt hervor die Raubsucht, die Rachsucht,

die Verläumdung, die boshafte Angeberey. Der Damm der öffentlichen Ordnung und der Gesetze ist durchbrochen, es ergießt sich der wilde Strom gehässiger Leidenschaften. Jetzt, meynen die Brodlosen, die Diener, die Untergeordneten, und die, welche verhaltenen Haß im Herzen bargen, jetzt sey die Zeit gekommen, wo sie es ihren Brodherren, ihren Vorgesetzten, ihren vermeynten Beleidigern vergelten, und ihnen zeigen könnten, was sie vermöchten. Die Schlechtesten erheben sich gegen die Edelsten. Da schützt nicht Freundschaft, Verwandtschaft und Wohlthat; Haß und Verrath verfolgt grade die Edelsten. Deine Liebe zum Vaterlande und König, deine Stimme, die du für Ordnung, Ruhe und inneren Frieden erhebest, wird zum Verbrechen gestempelt, und das Wort gehet in Erfüllung: ihr müsset gehasset werden um meines Namens willen. Willkührliche Verhaftnehmungen, heimliche Angebereyen nehmen überhand, Edle werden hingerichtet, anderen Edlen zum Schrecken. Diese Züge einer unruhigen, aus ihrem Gleichgewichte gekommenen kriegerischen Zeit nennet der Heiland, der friedliche, als ob er ein Zuschauer der Begebenheiten des neunzehnten Jahrhunderts gewesen wäre.

Wo aber die Gesetze ihr Angesicht verhüllen, wo die Willkühr und die Gesetzlosigkeit hervortritt, da fliehet das Recht und die Gerechtigkeit, das Zünglein in der Wage spricht nicht mehr; und wo der Haß und die Privatrache sich entfesselt fühlen, da fliehet die Liebe aus den zartesten Verhältnissen, der Freund trauet nicht mehr dem Freunde. Und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten, spricht der Hohe, der Wunderbare, dem die verschlossene Zukunft entsiegelt war; V. 12.

Wie? lebet denn nicht irgendwo ein höherer Geist, der Ordnung in die Verwirrung, Licht in die Finsterniß bringen könnte, ein Mann von klarem, vesten Urtheil, an den man sich anschließen, mit dem man sich vereinigen könnte? Es erheben sich falsche Propheten, die Viele verführen, sagt der göttliche Seher, V. 11., und unruhige, unglückliche Zeiten

sind immer Zeiten falscher Grundsätze, verkehrter Maßregeln. Falsche Christi und falsche Propheten stehen auf, daß selbst die Auserwählten verführt werden möchten, sagt unser Evangelium. Bald heißt es: er ist in der Wüste, bald: er ist in der Kammer. Solche falsche Volksfreunde, die unter dem Vorgeben, das Volk zu retten, dasselbe verderben, zersplittern die Volkskraft, bilden Partheyen, jede Parthey macht sich einen Anhang, dieser ist seiner Natur nach feindselig gegen den Anhang einer anderen Parthey. Der Prophet in der Wüste sammt seinem Anhange ist entgegen dem Propheten in der Kammer, und so wird die letzte Kraft eines mit sich selbst uneinigen Volkes getheilt, zersplittert, und kein allgemeiner, kräftiger Wille, durch welchen das Volk der Deutschen im vorigen Jahrzehent sich rettete, tritt unter solchen Umständen in das Leben. Zeiten der Unordnung sind immer Zeiten falscher Christi, verderblicher Grundsätze, Zeiten der Partheyung und Verführung.

Wenn nun der Greuel der Verwüstung immer näher kömmt, und auch das Heilige nicht verschont, sondern selbst an heiliger Stätte stehet: was bleibet da den Wehrlosen, den Greisen, den Schwangeren und Säugenden Anderes übrig, als schleunige Flucht? Schon siehet der göttliche Menschenfreund die Mütter mit den Kindlein auf den Armen nach dem Judäischen Gebirge flüchten, ohne Brod, ohne Obdach, um vor einem erbitterten Feinde das nackte Leben zu retten. Sein erbarmendes Herz wird weich, er ruft: wehe aber den Schwangeren und Säugenden zu derselben Zeit, möge Gott sich derer erbarmen, die Alles verlassen, um nur das Kind ihres Leibes zu retten! Wehe den Kranken und Bettlägerigen zu derselben Zeit, denen selbst die Flucht versagt ist! V. 19.

Welch ein Elend, wenn solche Zeiten lange dauerten! Aber sie sind ihrer Natur nach kurz, sie haben die Natur der Stürme, die schnell verheeren, aber auch schnell vorübergehen. Und wo solche Tage nicht würden verkürzt, sagt der Heiland, so würde kein Mensch selig, Keiner fände Rettung,

Alle ihren Untergang; V. 22. — Nur die Züge, welche der Heiland von einer durch Krieg und Empörung bewegten Zeit angiebt, sind jetzt vor unserer Seele vorübergegangen. Wer nun aber diese einzelnen Züge zu einem Gesammtbilde vereiniget, wer stimmt uns dann nicht bey, wenn wir dieses Bild ein grausendes, ein Furcht und Grausen erweckendes, nennen?

2.

Was lehret uns nun dieses grausende Bild? Welche Gedanken wecket es in uns?

Wer will sie zusammendrängen in wenige Worte, alle die Gedanken, die sich in dem Geiste jedes Denkenden regen? Du siehest hier den Weg des Verderbens, und wie Völker zu Grunde gehen, wie Staaten aus der Reihe der Staaten verschwinden? Du siehest recht, wenn du den Untergang des jüdischen Staates siehest, wenn du das Elend jenes Landes bedenkest, wo einst Mosis Ordnung waltete, wo die Propheten ermahnten, wo Christus wandelte, lehrte, seine segnenden Thaten verrichtete. Wehe dir, Capernaum, wehe dir, Chorazin, wehe dir, heiliges Land, wo die Vorschule einer höheren Menschenbildung einst war, rufen wir mit dem Göttlichen aus, der um sein untergehendes Vaterland bittere Thränen vergoß! Aber ihr sehet auch den Weg zum Verderben, wie Empörung von Innen und Krieg von Außen, wie innere Uneinigkeit und Partheyen, wie falsche Propheten und verderbliche Grundsätze, wie das Sittenverderbniß, wo man den Zügel der Gesetze und die Furcht vor Gott von sich wirft, ein Volk in den Abgrund des Verderbens stürze? Ihr sehet recht, und habet recht, wenn die Liebe zu Vaterland und König, wenn die heilige Scheu vor göttlichen und menschlichen Gesetzen, klärer, bewußter, stärker in euch sich reget.

Oder fühlet ihr in dem grausenden Bilde, welches der Heiland von dem Untergange seines Vaterlandes entwirft, eine Warnung vor unruhigen Gedanken und Gesinnungen, vor aufrührerischen Reden und Handlungen? Dieser Warnung, be-

haupte

haupte ich mit edlem deutschen Stolze, bedarf kein deutscher Mann, und wo und wann je solches fremdes, durchaus nicht einheimisches, Gift mit reinem deutschen Blute sich mischte, so würde es bald wieder ausgestoßen werden. Nein! Warnet andere Völker, dort jenseits, vor Zwietracht und Aufruhr, bey uns, diesseits, ist die Warnung überflüßig, bey unserem Glauben, wir sind evangelische Christen, bey unserer Vaterlandes- und Fürstenliebe, wir sind Deutsche, bedürfen wir der Warnung nicht. Tief gewurzelt in deutschen Knaben, Jünglingen, Männern und Greisen, tief gewurzelt in deutschen Frauen und Jungfrauen grünet und blühet der Baum der Liebe und Treue zu unseren Fürsten, tief in uns lebet das Gefühl deutscher Ehre, und die Deutschen haben es bewiesen, wie ihr Blut und Gut ihnen nicht zu theuer sey, wenn es gilt: mit Gott für Vaterland und König!

Wer kann daher das grausende Bild unruhiger Zeiten beschauen, ohne sich zu freuen, und Gott zu danken, daß wir solche Zeiten nur aus der Geschichte, alter oder neuer, nicht aus eigener Erfahrung kennen, und daß wir geborgen am ruhigen Gestade hinaussehen können auf ein bewegtes und stürmisches Meer, wo zerstreute Trümmer untergegangenen Bürger- und Menschenglückes umhertreiben. Ja, wir haben Ursache, Gott zu danken, daß unsere Ruhe und Sicherheit in unseren Gesetzen, in unserem Recht und Religion liebenden Regenten einen so mächtigen Schutz, in unserem alles Ungesetzliche mißbilligenden Nationalcharakter einen so zuverläßigen Bürgen hat.

Aber dabey wollen wir auf unserer Hut seyn, daß wir durch falsche Christi, durch religiöse oder politische Irrlehrer, uns nicht verführen lassen. Den wahren Christus, das wahre ewige Evangelium haben und kennen wir, und leicht vermögen wir falsche Christi von dem wahren, falsche Grundsätze von den richtigen zu unterscheiden. Es ist auch unseres evangelischen Amtes, die Geister zu prüfen, ob sie aus Gott sind, um überall nur dem Wahren, Gerechten und Guten zu huldigen. Denn nie und auch zu unserer Zeit fehlt es nicht an

unbe-

unberufenen Richtern über bürgerliche und religiöse Anstalten, die über Alles den Stab brechen, was ihrem Eigennutze und ihrem persönlichen Vortheil zuwider ist, was mit ihrer Beschränktheit, mit ihrem Kinder- oder Partheyglauben sich nicht verträgt. Es giebt in unseren Tagen so Viele, welche ungöttliche und unchristliche Lehren unter der Hülle heiliger Worte, unter dem Gewande biblischer Bilder einschwärzen, Vernunfthasser, die diese lästige Prüferin gern auf die Seite hätten, weil nichts dann ihnen mehr im Wege stände, als göttlich anzupreisen, was ihnen beliebte. Trauet solchen Vernunfthassern nicht, welche fordern, daß wir die Vernunft erst zum Schweigen bringen sollen, damit sie reden könnten! Trauet jenen Unbescheidenen nicht, die sich als die alleinigen Inhaber aller Weisheit gebehrden, trauet ihnen um so weniger, je dreister und kühner, je verächtlicher von Anderen sie reden, die sich das Ansehen geben, als ob mit ihnen alle Weisheit sterben würde, wie Hiob spricht.

Das Bild unruhiger Zeiten befestige uns endlich in wahrer Gottesfurcht, in treuer Liebe zu Vaterland und König, im unverbrüchlichen Gehorsam gegen bürgerliche Ordnungen und Gesetze, in brüderlicher Eintracht, im männlichen Zusammenhalten und Zusammenstehen im Kriege und im Frieden, im Glücke und in Noth, daß ein geruhiges und stilles Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit unsere Ehre und unser Stolz sey. Und wie die Eintracht unser bürgerliches Leben beglückt, so verschönere Eintracht auch unser häusliches Leben und seine Verhältnisse. Denn es ist ein goldenes und heilbringendes Wort, wenn Sirach sagt: Kap. 25, 1. 2. Drey schöne Dinge sind, die beydes, Gott und Menschen wohlgefallen, wenn Brüder eins sind, Nachbarn sich lieb haben, und Mann und Weib vernünftig mit einander leben.



II.

Daß der Untergang des Judenthums günstig war für den Anfang des Christenthums.



Welch ein schauderhaftes Gemälde von einer verwirrten, rettungs- und hoffnungslosen Zeit entwirft der Heiland in dem vor unserem Evangelio vorhergehenden Abschnitt; Matth. 24, 1—14! (Darlegung des Zusammenhangs. S. die vorige Predigt!) Das sahe der Heiland vorher, daß die Einnahme des Tempels, als des vestesten Platzes zu Jerusalem, das meiste Blut kosten, die größte Noth herbeyführen werde, und daß die Juden diesen Platz, ihr Heiligthum, am hartnäckigsten vertheidigen würden. So geschahe es auch, als im Jahre 70. der christlichen Zeitrechnung Jerusalem von Titus, dem nachmaligen Römischen Kaiser, belagert, und der Tempel nach der verzweifeltsten Vertheidigung eingenommen, geplündert und zerstört wurde. Das Elend der Belagerten hatte wirklich den höchsten Grad erreicht, als der Verwüster und Zerstörer an der heiligen Stätte stand, wie uns ja aus der Geschichte der Zerstörung Jerusalems bekannt ist. Nur in der Flucht war noch Rettung; darum rieth der Heiland den Seinigen, daß, wer sein Leben retten wolle, auf den jüdischen Bergen eine Zuflucht suchen müsse. Wirklich rettete sich auch, als die vorhergesagte unglückliche Zeit eintrat, das Häuflein der Christen in einer Bergstadt jenseits des Jordans, mit Namen Pella, und so ging Jesu Vorhersagung selbst bis auf diesen Punkt in Erfüllung.

Merkwürdig aber ist ein anderer Seherblick des Heilandes, indem er nicht bloß das furchtbare Unglück, sondern auch die Folge desselben in Beziehung auf sein Evangelium vorhersahe. Denn nachdem er die Noth jener Zeit, den Zustand der Verwirrung, der Verführung, der Auflösung aller bürgerlichen und freundschaftlichen Bande beschrieben hat, wie Haß und Verrath

das

das Unglück vollenden werde, V. 10., so setzt er hinzu: Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reiche Gottes in der ganzen Welt, und das wird das Ende seyn; V. 14. Eine neue Gestaltung der Dinge siehet also der Heiland nach jener trüben unglücklichen Zeit eintreten, wo das Evangelium allen Völkern der Erde verkündigt werden, wo an die Stelle des Tempeldienstes zu Jerusalem die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit treten, und von keinen heiligen Bergen mehr die Rede seyn, wo der Zwiespalt zwischen Juden und Heiden, wo Religions- und Nationalhaß aufhören, und das Evangelium mit dem Arme der Liebe alle Völker der Erde umschlingen würde. Diese neue Gestaltung der Welt, diese bessere Zeit folgte nicht nur der Zeit nach auf die Zerstörung des jüdischen Tempels, sondern der Untergang des Judenthums begünstigte und beförderte auch den Aufgang des Christenthums. Ein Stern, der des Judenthums, fiel vom Himmel, ward ausgelöscht; aber ein schönerer, hellerer Stern, der auch den Weisen der Erde den Ort und die Quelle der Weisheit zeigen sollte, Matth. 2, 10., der Stern des Christenthums ging auf, und funkelt und leuchtet uns noch in dieser Stunde. Der Untergang des Judenthums war also günstig für den Aufgang des Christenthums. Lasset uns daher die lehrreichen Folgen der Wahrheit näher betrachten, daß der Untergang des Judenthums günstig war für den Aufgang des Christenthums.

1.

Gleich bey seinem Hervortreten wurde das Christenthum in große und schwere Kämpfe verwickelt. Im jüdischen Lande entsprungen, auf die Grundsätze Mosis gebauet, mußte das Christenthum der Natur der Sache nach mit dem Judenthume, mit den Sprechern und Partheyen desselben, in einen Kampf gerathen. Aber der jüdische Tempel-, Opfer- und Gebräuchedienst hatte sich überlebt, die geistig lebende Seele war von ihm gewichen, so wie denn das ganze Judenthum im Rathe Gottes

nur



nur der Schatten von etwas Zukünftigem seyn sollte. Vergebens suchten die Pharisäer und Sadducäer den todten Leichnam zu erhalten, vergebens kämpften sie für das Bestehende und gegen die höhere geistige Religion des Christenthums: denn das ist die Natur des Lichtes, daß es mit der Finsterniß kämpfe, und dieselbe überwinde.

Schon seinem Geiste und seiner Beschaffenheit nach war das Judenthum ein Hinderniß des Christenthums, und in seiner damaligen Gestalt, mit den Zusätzen und Auslegungen, welche den Sinn Mosis entstellten, erschwerte es die Auffassung des höheren Geistes des Christenthums. Das Judenthum war eine Religion äußerer Satzungen und Gebräuche, in welcher der Zeremonien-, Opfer- und Tempeldienst, also äußere Werkheiligkeit und fromme Nichtsthuerey, das Hauptsächlichste war. Was konnte daher dem Christenthume, das jedes Herz zum Tempel Gottes, und jeden Menschen zu einem lebendigen Tempel erheben will, wo in guten Gesinnungen und Thaten der Ewige und Heilige verehret wird, was konnte dieser inneren Anbetung mehr zuwider seyn, als der Tempel auf dem Berge Moria, und der an denselben gebundene Opfer- und Tempeldienst? Was konnte dem Geiste des Christenthums, dem Geiste der Verbrüderung aller Menschen in Liebe, mehr zuwider seyn, als jene scharfe Trennung und Scheidewand, welche Juden und Heiden auseinander hielt? Trennung und Absonderung von anderen Völkern lag in dem Wesen des Judenthums, darum ruft Paulus so entzückt aus, Eph. 2, 14: Christus ist unser Friede, der aus Beyden hat Eins gemacht, und hat abgebrochen den Zaun, der dazwischen war. Dazu kam noch der jüdische, in religiösen Meynungen gegründete feindselige, Nationalstolz, Nachkommen Abrahams, durch die Beschneidung ein Gott geweihetes Volk, das auserwählte Volk, der Lieblingssohn Gottes zu seyn, als ob der Gott der Juden nicht auch der Gott der Heiden, und der Vater aller Menschen wäre! Nicht der Mensch, nicht die Würde des Menschen, nicht des Menschen Adel, daß

wir

wir alle ursprünglich göttlichen Geschlechtes sind, sollte etwas gelten, sondern nur die Abstammung von Abraham, und der jüdische Stammbaum. Welch einen feindseligen Gegner verlor daher die Wahrheit, die Menschenliebe, die wahre Gottesverehrung, mit einem Worte: das Christenthum, als der jüdische Tempel und Tempeldienst mit allen seinen Vorurtheilen in Trümmern da lag, und kein Stein mehr auf dem anderen war? Der dicke Nebel jüdischer Meynungen war durch einen Sturmwind zerstreut, und ungehinderter leuchtete die Sonne des Christenthums.

Ueberdies war das Judenthum weder zu einer ewigen Religion für alle Zeiten, noch zu einer allgemeinen Religion für alle Menschen, auf allen Stufen der Bildung, bestimmt. Darum nennet Paulus das Gesetz, oder die Religion des alten Bundes nur Anfangsgründe, die ersten Elemente der Religion, oder einen Kinderunterricht, auf welchen ein höherer und vollständigerer Unterricht folgen müsse. Einen Zuchtmeister, einen Kinderlehrer nennet Paulus (Gal. 3, 24.) das Mosaische Gesetz, welches bestimmt war, ein rohes Volk zu bändigen, die Rohheit desselben abzuschleifen, an Ordnung und Sitte dasselbe zu gewöhnen, durch die Furcht und Scheu vor Gott die Neigung zum Bösen zu dämpfen, und so das Gemüth für die Liebe zu Gott und für die Liebe des Guten vorzubereiten. Christus ist des Gesetzes Ende, spricht daher Paulus; Röm. 10, 4. Die Nacht ist vergangen, der Tag ist herbeygekommen, ruft er, indem er die christliche Zeit ankündigt.

Ob nun aber gleich das Judenthum weder für alle Zeiten, noch für alle Menschen gelten sollte, sondern nur als eine vorbereitende Stufe für eine höhere, so war doch an keine allgemeine Religion, an keine geistige Anbetung Gottes im Geiste zu denken, so lange der Tempel zu Jerusalem und mit ihm der gebräuchereiche Tempeldienst stand, ja, so lange man noch darüber stritt und sich verfolgte, wo man Gott würdig anbete, ob auf dem Berge Moria zu Jerusalem, oder auf dem Berge

Garizin

Garizin in Samaria. Ehe daher Titus Jerusalem zerstörte, war der Tempeldienst auf heiligen Bergen geistig schon zerstört durch jenes Wort Christi, welches er zu dem Wasser schöpfenden Weibe aus Sichem gesprochen hatte: siehe, es kommt die Zeit, und ist schon jetzt, wo man weder auf diesem Samaritanischen Berge, noch zu Jerusalem den Vater anbeten wird, sondern die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geiste und in der Wahrheit; Joh. 4, 23. So großen Werth auch der Tempel zu Jerusalem als Kunstwerk für den Kunstfreund haben mochte, ein so großes Hinderniß der wahren Religion und der wahren Verehrung Gottes war er gleichwohl. Als aber der Tempel zu Jerusalem in Trümmern da lag, und kein Stein mehr auf dem anderen war, da konnte der Mensch selber ein lebendiger Tempel Gottes, das Herz ein Allerheiligstes, und die Tugend Gottes Loblied werden. Der Untergang des Judenthums war günstig für den Aufgang des Christenthums.

Und wer waren denn die ersten Gegner und Verfolger der Christen? Wer tödtete die heller sehenden Propheten? Wer kreuzigte Christum? Wer steinigte den Stephanus, enthauptete den Jakobus, verfolgte die Apostel? Wer behandelte die Christen als Abtrünnige, als Abgefallene? Wer erschwerte auf diese Weise die Annahme des Christenthums? Das große Hinderniß war das bestehende, in den Gemüthern eingewurzelte Judenthum. Dieses große Hinderniß aber fiel weg, als der Tempel zerstöret und die jüdische Verfassung aufgelöset war. Hingegen in dem weiten Römischen Reiche herrschte die größte Duldung gegen alle Religionen, und alle Götter fanden da eine gastfreundliche Aufnahme. Bey dieser Duldsamkeit konnte nun auch das Christenthum im Stillen wurzeln und sich ausbreiten; da konnte Paulus ungehindert von Römischen Behörden die Provinzen des Röm. Reiches durchwandern, das Evangelium vom Reiche Gottes predigen und Gemeinen stiften. Da hieß es nun: Paulus aber predigte das Reich Got-

Gottes, und lehrete von dem Herrn Jesu, mit aller Freudigkeit, unverboten; Apostelgesch. 28, 31. Alles dieses wäre nicht möglich gewesen, so lange das Judenthum und der Tempel zu Jerusalem in seiner Kraft und in seinem Ansehen bestanden hätten. Der Untergang des Judenthums war also günstig für den Aufgang des Christenthums.

2.

Eine Wahrheit der Geschichte habe ich jetzt vorgetragen, die aber mit dem Schicksale des Christenthums, mit seiner Herrschaft in der Welt, in der engsten Verbindung steht, eine geschichtliche Wahrheit, auf die unser Evangelium hinweiset, und die der Göttliche sah', ehe denn sie geschah'.

Aber diese Wahrheit der Geschichte öffnet uns einen Blick in die geheimen Gedanken und Zwecke der göttlichen Weltregierung in Beziehung auf unser Geschlecht, da ja in der Geschichte Gottes Regierung und Vorsehung sich offenbaret. Wir lernen hier vor Allem: aus welchem Gesichtspunkte wir große, erschütternde Weltbegebenheiten anzusehen haben, dergleichen der Untergang ganzer Reiche und ihrer Verfassungen ist. Unerklärlich, verworren, zwecklos, als ob der Zufall ein gedankenloses Spiel treibe, müssen uns solche große Begebenheiten erscheinen, so lange wir dieselben politisch, in Beziehung auf dieses oder jenes Volk ansehen. Sehen wir hingegen dieselben aus dem höchsten, umfassendsten, religiösen Gesichtspunkte an, wie in solchen Begebenheiten Gottes Gedanken und Zwecke sich entwickeln: so sehen wir den Einfluß solcher Begebenheiten auf das Ganze, auf die Menschheit im Ganzen; die unbegreiflichen Gerichte, die unerforschlichen Wege Gottes (Röm. 11, 33.), werden uns klarer; wir lernen der Vorsehung immer mehr vertrauen, werden mit ihren Führungen immer zufriedener, innerlich ruhiger. Wenn wir nun nicht bloß einzelne Völker, sondern die ganze Menschheit in's Auge fassen, wie große Weltbegebenheiten für die menschliche Gattung zweckmäßig sind: so erblicken wir Licht in der Dunkelheit, Ordnung



in dem verworrenen Knäuel der Begebenheiten, eine weise Abzweckung in dem, was uns sonst als ein Spiel des Zufalls erscheinen würde. Einzelne Völker sinken, andere erheben sich, andere gehen unter, andere gehen auf, — aber die Menschheit schreitet fort zu höherer Einsicht, zu reinerer Tugend, zu innigerer Gottesverehrung, zu vollkommneren Einrichtungen, und wie das Silber im Glühofen, so werden die Menschen in schweren Zeiten geläutert. Denn über dem Ganzen waltet Gott, die höchste Weisheit, die höchste Liebe. — Alles Wahre und Gute aber kann nur kämpfend sich behaupten und kämpfend siegen. Jede Wahrheit muß erst einen entgegengesetzten Irrthum, jede Tugend eine ihr widerstrebende verkehrte Denkart, jede neue bessere Ordnung eine ihr widerstrebende Sitte aufheben, niederkämpfen, überwinden. Nur unter heftigen Kämpfen wird der Mensch, wird jegliches Gute geboren, und nur unter heftigen Kämpfen kommt das Reich Christi, kommt das Reich des Lichtes, der Wahrheit, der Gerechtigkeit näher. Das nennet Christus die Erscheinung des Menschensohnes. Aber immer im Kommen, immer in der Annäherung ist Christus und sein Reich, und wo die Wahrheit Platz gewinnt, wo die Gerechtigkeit entscheidet, wo Tugend und Liebe regiert, und wo die Religion ihr Himmelslicht und ihren Himmelssegen auf das Ganze ausgießt: da kommt Christus. Er kommt in der Wahrheit und im Glauben, in der Tugend und Liebe, und wo diese sind, da ist auch Er.

Sehen wir nun große und erschütternde Weltbegebenheiten aus dem großen religiösen Gesichtspunkte an, wie durch solche Weltbegebenheiten höhere Güter für die Menschheit errungen werden, wie die Menschheit dadurch gewinne, wie da Irrthümer, schädliche Mißbräuche, verderbliche Einrichtungen der Verjährung übergeben werden, — wer siehet da nicht den Finger Gottes, und das höhere Walten der göttlichen weisen und heiligen Regierung, die es da gut zu machen gedenkt, wo Menschen es böse zu machen gedenken, und deren Reich ewig und ohne Wanken bestehet, so sehr es auch in bürger-

lichen Reichen stürmet und tobet? Wenn in trüben Stunden erschütternde Weltbegebenheiten auch für uns oft unauflösliche Räthsel sind, *) so lasset uns nur den Glauben festhalten, daß Gott sein weises und gerechtes Regiment nicht niedergelegt habe, daß Nichts seine Plane und Endzwecke hintertreibe, daß nichts Menschliches an seine Macht und Weisheit reiche, und daß sein Reich bestehe, wenn auch bürgerliche Reiche und alte Tempel dahinstürzen. — Auch die Fürsten sind ohne — oft wider ihren Willen nur Werkzeuge in der Hand Gottes, glauben ihre Entwürfe durchzusetzen, und dienen unbewußt einem höheren Rathe, der Alles herrlich hinausführt. Der Kaiser Augustus ließ alle Welt schätzen, und dachte wahrlich nicht daran, die Erfüllung einer ihm unbekannten Prophezeyhung zu befördern: daß Christus zu Bethlehem solle geboren werden. So entspringt aus dem Untergange eines Volkes ein größeres Gut, wie die jüdische Geschichte zeigt, zwar nicht für den Einzelnen, sondern für das Ganze, nicht für den gegenwärtigen Augenblick, sondern für die Zukunft. So heilet Gott Wunden, die menschlicher Wahnsinn schlägt, aus dem Tode gehet neues Leben hervor, und das Waizenkorn muß in der Erde verwesen, wenn ein neues Gewächs entstehen soll. Wie nach Stürmen und Gewittern, wenn dieselben sich ihrer Blitze entladen haben, die Sonne wieder hervorbricht, der Himmel sich heitert, und Kühlung und Erquickung uns labet: so folget auch im Menschenleben Ruhe nach den Stürmen, Freude nach der Trübsal. Verlieren wir nur den Glauben an Gott und an sein weises Walten nicht aus den Augen, und die Hoffnung und das Vertrauen nicht aus dem Herzen, so bricht auch uns hinter Sturmwolken die Sonne hervor, wir sehen den Menschensohn kommen, und mit ihm Gnade und Wahrheit, Segen und Friede. —

*) Der Leser wird leicht bemerken, zu welcher Zeit diese Predigt gehalten worden sey. Die Vorsichtigkeit im Ausdrucke und ein gewisses gedrücktes Wesen wolle er sich daraus erklären, daß der Verf. damals zur Deportation bereits notirt war.

III.

Fragen und Ermunterungen bey der Gedächtnißfeyer unserer Todten.

Am Todtenfeste, über Matth. 22, 23—30.

Den letzten Sonntag des Kirchenjahres feyern wir heute, und unser Auge und Herz erhebt sich dankbar zu dir, o Vater, daß wir noch heute in der heiligen Gemeinschaft des Evangelii stehen. Nimm meinen Dank gnädig an, Vater meines Lebens, daß ich am Schlusse des Kirchenjahres deinen Namen und dein Wort verkündige, wie am Anfange desselben! Nimm unseren Dank gnädig an für die seligen Stunden, die wir in diesem Hause dir heiligten, und dem Leben, das aus dir ist! Wir feyern heute zugleich das Andenken unserer Todten, die du in diesem Jahre aus unserer Gemeinschaft riefest. Wir kennen unsere Stunde nicht, wir wissen nicht, wie bald wir ihnen beygesellt, und in die himmlische Verbindung mit ihnen aufgenommen werden. Herr, wie und wann du willst! Mein Leben und mein Ende ist dein, in deine Hände befehl' ich, Vater! meinen Geist. Amen.

Kinder! Es ist die letzte Stunde, schreibt der Apostel Johannes in seinem ersten Briefe, Kap. 2, 18. Kinder! es ist die letzte Stunde, der letzte Morgen dieses Kirchenjahres, den ich mit euch in diesen heiligen Hallen verlebe. Schauen wir jetzt zurück auf das weichende Kirchenjahr, so waren es die schönsten, die heiligsten, für Geist und Herz wohlthätigsten Stunden des Jahres, die wir hier verlebten, und Gott sey gelobt! ich scheide mit einem guten Gewissen aus diesem Kirchenjahre, denn ich bin mir bewußt, wie ich strebte, das Wort Christi, Gottes Gebote und Verheißungen, euch so rein, klar und herzlich zu verkündigen, als ich es nur nach meiner Schwachheit vermochte, so daß ich zu euch sagen kann, wie einst Paulus zu

den

den Aeltesten der Gemeine zu Ephesus: ihr wisset, wie ich allezeit bin bey euch gewesen, und habe dem Herrn gedienet mit aller Demuth, wie ich nichts verhalten habe, das da nützlich ist, das ich euch nicht verkündiget hätte; Ap. 20, 18. f. Ach! möchten die Spuren und die Denkmale davon in eurem Geiste, in eurem Herzen, und in eurem Leben zu finden seyn! Indem wir nun die letzte Stunde des Kirchenjahres hier in Andacht feyern, und wir nicht wissen, ich — ob ich heute über ein Jahr noch zu euch rede, ihr — ob ihr noch um mich, oder um einen anderen Lehrer stehet: so belebe uns dieser Gedanke, gegenseitig zu erfüllen, was die heilige Verbindung, in der wir stehen, von uns fordert. Ich an meinem Theile fühle eine ungeschwächte Freudigkeit, nach der Gnade, die Gott giebt, euch das Evangelium zu verkündigen, und spreche freudig mit Petro: darum will ich es nicht lassen, euch allezeit solches zu erinnern. Denn ich achte es billig zu seyn, so lange ich in dieser Hütte bin, euch zu erwecken und zu erinnern. 2. Petr. 1, 12. 13.

Es ist ja so natürlich, an dem letzten Sonntage des Kirchenjahres noch einmal prüfend zurückzusehen, wie in dem Jahre das Wort gelehret und gehört, ausgetheilt und angenommen wurde, und ob es als Frucht in verklärter Gestalt wieder zum Vorschein kam im christlichen Leben und Wandel. Bey dem hingeschwundenen Jahre, bey der verhüllten Zukunft ist es so natürlich, zurückzuschauen auf die Freuden und Leiden des Jahres, auf die Verluste, die wir erlitten, auf die Wunden, die uns geschlagen wurden. Selten kommen wir zusammen, wo wir nicht das Andenken irgend eines Bruders oder einer Schwester feyern, die aus der irdischen Verbindung mit uns heraustraten. Welche schmerzliche Verluste haben so Viele von euch in diesem Jahre erlitten! In frommer Trauer besuchet ihr die frischen Hügel, und auf das Grab der Edlen hinschauend sprechet ihr, wie dort die edle Schwiegertochter Ruth zu ihrer Schwiegermutter Naemi: wo du hingehest, da gehe ich auch hin;



hin; wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden; und so denket ihr im Leben euch das nachbarliche Grab als etwas Süßes und Tröstendes. Der frommen Feyer unserer Verstorbenen sey daher diese Stunde der Andacht gewidmet. ꝛc.

Text: Matth. 22, 23—30.

Diese Texteswotte gehören in die letzten Tage Jesu auf Erden, wo die jüdischen Partheyen mit allerley Fragen auf ihn eindrangen, um ihm irgend eine Blöße abzugewinnen. Zu ihrer großen Verwunderung mußten die Pharisäer in ihrer Hoffnung getäuscht und beschämt davon gehen. Da hoffen die Sadducäer einen besseren Erfolg, indem sie, da sie eine Auferstehung läugneten, die Lehre von der Auferstehung lächerlich zu machen und als etwas Ungereimtes darzustellen suchten. Aber der Heiland ließ sie es fühlen, daß sie die Schrift nicht wüßten, und wie sie thörichterweise annahmen, die irdischen Verhältnisse dieses Lebens würden eben so wieder in dem anderen Leben statt finden, man werde dort wieder freyen und sich freyen lassen. — Auch uns drängen sich so viele Fragen auf, wenn wir des Landes gedenken, in welches unsere Lieben einzogen, und von wannen Keiner zurückkommt, um uns Kunde zu bringen. Eben so können wir nicht auf das Leben unserer Vollendeten zurückschauen, ohne mannichfaltige Ermunterungen zu fühlen, welche uns das Leben derselben giebt. Fragen und Ermunterungen, zu welchen das Andenken an unsere Todten uns erwecket, mögen daher diesesmal der Gegenstand unserer Betrachtung werden.

1.

Ja, mannichfaltige, oft wunderliche Fragen hören wir aufwerfen, wenn von den Heimgegangenen die Rede ist, Fragen, welche deutlich verrathen, daß man die Schrift nicht wisse, und

daß

daß man voraussetze, als ob dort dieselben irdischen Verhältnisse wieder statt fänden, und als ob dort das alte Erdenspiel sich wieder erneuere. Da fragt man: sind unsere Lieben noch? Wo sind sie? Welches ist ihr Schicksal? Stehen sie noch mit uns in Verbindung? Diese und noch viele andere Fragen wirft die menschliche Neugierde auf, die so gerne den Schleyer lüften möchte, welcher uns die andere Welt verbirgt.

Sind und leben unsere Todten noch, und zwar mit dem Bewußtseyn der Persönlichkeit, so, daß sie nicht bloß sind, sondern sich ihrer auch bewußt sind, daß sie dieselben sind, welche einst schon in einer früheren Periode waren? — Sie sind, sie leben, ihre Werke folgen ihnen nach, mit dem Bewußtseyn, daß es ihre Werke sind, daß die Stufe, worauf sie stehen, eine Folge ihrer Thätigkeit ist — so spricht die Vernunft, die von Unsterblichkeit und von der Fortdauer unserer Persönlichkeit zeugt, die sich eines höheren, von den Gesetzen der Natur unabhängigen, über die Naturgewalt erhabenen Lebens bewußt ist, die eine unumstößliche Gewißheit in sich selber hat, daß das vernünftige Denken, das tugendhafte Wollen und das göttliche Handeln nicht in den Fasern des Körpers, nicht in den Blutkügelchen der Adern, seinen Ursprung und sein Wesen habe. Wer sich seiner Vernunft bewußt ist, ist sich seiner Unsterblichkeit, seiner Persönlichkeit, ist sich eines höheren, von den Gesetzen der bildenden und zerstörenden Natur unabhängigen, freyen, selbstständigen Lebens bewußt. Diese Gewißheit hat die Vernunft in sich selber, sie bedarf dazu keines Zeugnisses weder aus dieser, noch aus einer anderen Welt, und ohne Vernunft gäbe es auch nicht einmal eine Ahnung, ein Traumbild eines unsterblichen Lebens. Unsere Todten sind und leben, so sagt unser christlicher Glaube, so der, welcher vom Himmel gekommen ist, und Leben und Unsterblichkeit an das Licht gebracht hat. Die Hingeschiedenen stehen nun auf höheren Stufen, sind den Engeln Gottes gleich, sind erhaben über die irdischen Verhältnisse der Körperwelt, freyen nicht mehr, lassen sich nicht mehr freyen, — so zeugt der, der zum Himmel zurückkehrte.

Aber

Aber damit ist die menschliche Neugierde nicht zufrieden. Die Neugierigen denken noch heutiges Tages Sadducäisch, meynen, die himmlischen Verhältnisse seyen wie die irdischen, und wollen, daß das Uebersinnliche ihnen in sinnlicher Gestalt erscheine, daß der Geist sich ihnen verkörpere. Sie meynen, wie der ungläubige Reiche im Evangelio: wenn Einer von den Todten käme! Die Neugierde wünscht also Todtenerscheinungen, sie trauet dem Zeugnisse der Sinne mehr, als dem Zeugnisse der Vernunft, die Mutter möchte ihr Kind, der Freund den Freund sehen. Allein sehen können wir doch nur Körper, nicht Seelen, nicht den Geist, der weder Fleisch noch Bein hat. Was würdet ihr sagen, wenn Jemand den Ton der menschlichen Stimme, den Duft der Blumen sehen wollte, obgleich dieses etwas Sinnliches ist? Der Körper der Abgeschiedenen ruhet und verwefet in der Erde; sollte nun eine menschliche Seele dir erscheinen, so müßte sie einen neuen, und doch dem vorigen Körper ganz gleichen annehmen, wie er dir bekannt ist, dieser müßte in menschlicher Bekleidung erscheinen, u. s. w. Bedenket, welche Widersprüche, welche Ungereimtheiten und welche Wunder derjenige fordert, welcher das seinem Wesen nach Unsichtbare zu sehen begehret! Gebet daher diese Gedanken für immer auf! Was wir zum Guthandeln, was wir zum Troste in diesem Leben bedürfen, hat Gott uns durch Vernunft und durch Christum geoffenbaret. Darum glaube du Mose und den Propheten, glaube deiner Vernunft und Christo, und sprich: ich glaube ein ewiges Leben, und eine Fortdauer meiner Persönlichkeit nach dem Tode.

Wo sind die hingeschiedenen Lieben? Leben sie auf irgend einem der Sterne, die uns so freundlich funkeln, und uns einen Blick in die Grenzenlosigkeit der Welt gewähren? So fraget der menschliche Verstand, der Alles, was ist und lebet, an irgend einem Orte, in irgend einem Theile des Raumes sucht. Allein können und dürfen wir auch nach einem Orte fragen, wo Seelen selig sind? Tragen wir da nicht auf's Neue irdische Verhältnisse auf das himmlische Leben über? Und wenn wir von

Him=

Himmel und Hölle sprechen, ist da nicht der Himmel vielmehr der Zustand der Seligen, als der Ort derselben, und die Hölle nicht vielmehr der Zustand der Verdammniß, als der Ort derselben? — Wer soll uns ferner die Frage beantworten, wo die Seelen unserer Lieben weilen? Fragen wir die Vernunft, welche allein von einem höheren, über Raum und Zeit erhabenen Leben Zeugniß giebt, so schweigt sie, oder spricht: von der näheren Beschaffenheit des anderen Lebens weiß ich nichts, und ich weiß nur, daß es ein anderes Leben gebe. Fragen wir die heilige Schrift, so nennet diese unsere Frage unbescheiden, und spricht: es gebühret euch nicht zu wissen, was der Vater allein seiner Macht vorbehalten hat. Diesem Vater und seiner Macht vertraue du. Wenn du im Mutterleibe hättest denken können, und gefragt hättest: wie das Leben außer der Mutter Leibe wohl beschaffen seyn möge? du hättest es nimmer errathen. Aber Gott führte dich in seine Welt ein; darum vertraue Dem, der dich an's Licht brachte, er wird dich auch in das unbekannte zweyte Leben einführen. — Frage daher nicht nach dem Orte, wo die Seelen deiner Geliebten sind; wir wissen nicht, ob wir auch überhaupt von einem Orte reden dürfen, und kein Staubbewohner kann dir auf deine Frage Antwort geben. Halte dich an die heilige Schrift, sie spricht: der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand, und keine Qual rühret sie an; sie sind hingegangen zum Vater! Und willst du durchaus einen Ort haben, weil unser Verstand nicht anders als sinnlich und örtlich denken kann, so glaube dem Glaubwürdigsten, deinem Erlöser, welcher spricht: in meines Vaters Hause, im großen Weltall Gottes, sind viele Wohnungen.

Fragen wir ferner: welches wohl das Schicksal unserer Hingeschiedenen sey? so können wir diese Frage aus ihrer Gesinnung und ihrem Leben, aus ihren Werken und Thaten beantworten. Denn die da Gutes gethan haben, werden eingehen in das selige Leben, die aber Böses gethan haben, in das unabsehliche Verderben. Denn den Menschen richtet, belohnet

lohnet und bestrafet sein eigenes Herz, und sein geführtes Leben. Willst du aber die nähere Beschaffenheit, und die bestimmte Art und Weise ihrer Leiden oder ihrer Freuden wissen, — mäßige deine Neugierde, und frage nicht, was weder die Vernunft, noch die heilige Schrift dir beantworten kann. Denn es ist noch nicht erschienen, und wir können jetzt noch nicht wissen, was wir seyn werden; wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm, unserem Gotte, gleich seyn werden, Erben seines Reiches, und Miterben Christi.

Eine der gewöhnlichsten Fragen ist auch diese: stehen unsere Geliebten mit uns auch noch in Verbindung? Es giebt Grade der Verbindung, eine weitere und eine engere, eine entfernte und eine nähere. Allerdings stehen wir mit unseren abgeschiedenen Lieben in Verbindung. Denn leben wir nicht mit ihnen, und sie mit uns, in dem großen Hause des Vaters, gehören sie nicht mit uns zu der durch die ganze Schöpfung verbreiteten Familie Gottes? Gehorchen sie nicht demselben Willen Gottes, dem Gesetze der Tugend und der Liebe, sind sie nicht durch gleiche Gesinnungen der Liebe gegen Gott und Christum mit uns verbunden? Diese Gemeinschaft höret nimmer auf. Und meynest du, daß es deinem Vater, oder deiner Mutter, oder deinem Lehrer einerley sey, ob du gut oder böse, glücklich oder unglücklich, ihre Ehre oder ihre Schande seyst? Wünschen sie nicht, mit dir gemeinschaftlich vor den Thron des Ewigen zu treten, und zu sprechen: siehe, hier sind wir, wir und unsere Kinder? — Sprichst du aber von einer näheren Verbindung, von welcher Schwärmer träumen, wo man annimmt, die Seligen hätten noch Einfluß auf uns, und wir auf sie, — so hat die Vernunft davon keine nähere Kunde, und die heilige Schrift begünstigt diesen Wahn nicht; denn sie redet von einer großen Kluft zwischen den Lebenden und Todten, und hält nichts von Todtenerscheinungen, erkläret dieselben für überflüßig, und weiset uns hin an die ewige Wahrheit der Propheten und Christi; Luc. 16, 30. 31.

So

So hat denn der Mensch eine Menge neugieriger Fragen, welche doch weder auf unsere Tugend, noch auf unseren Trost Einfluß haben, und welche Fragen bey dem Andenken an unsere Abgeschiedenen in uns erweckt werden.

2.

Wenn nun solche Fragen uns über diese sichtbare Welt und über uns selbst hinausführen, so führen die Ermunterungen, welche die Gedächtnißfeyer unserer Abgeschiedenen in uns wecket, uns wieder in uns selbst und in das Leben zurück. Indem wir von dem Fluge nach den Gegenden einer anderen Welt hin, wo wir keinen festen Boden finden konnten, zurückkehren, fühlen wir uns vor Allem ermuntert,

über die Dinge der zukünftigen Welt nicht zu grübeln, und über die heilige Schrift nicht hinauszugehen. Es ist uns nicht gegeben, mit unseren Erkenntnissen uns bis dahin zu erheben, es fehlet uns an Flügeln, um uns über das Land der Erfahrung in jenes ungesehene Land emporzuschwingen. Was haben daher auch Alle, die über die Beschaffenheit der zukünftigen Welt grübelten, und ihre Aussichten in die Ewigkeit uns mittheilten, Anderes gegeben, als ihre Einbildungen, Träume, Gefühle der Einbildungskraft? Wie und womit wollen sie die Aussichten zu Einsichten erheben? Was hat so viele Thoren und Abergläubische, Schwärmer und Verrückte gemacht, als das Grübeln über die Beschaffenheit des zukünftigen Lebens? Wenn nun solche Grübeleyen umsonst und fruchtlos, wenn dieselben sogar verderblich sind, und Viele bey dem Grübeln über eine andere Welt den Verstand verloren, den sie für diese Welt brauchten: so lasset uns nie über die Schranke hinausgehen, welche Vernunft und heilige Schrift uns setzet, und nicht sehen wollen, wovon doch die heil. Schrift sagt: kein Auge hat es gesehen. Was wir zum freudigen Streben nach Besserung und Heiligung, was wir zur Beruhigung bey den Uebeln und Mißverhältnissen dieses Lebens bedürfen, das wissen wir; wir glauben an ein anderes Leben, und daß Gott denen,

die ihn lieben, ein Vergelter seyn werde, und mehr bedürfen wir nicht.

Mit Liebe und Achtung, mit Dankbarkeit und Verehrung gedenken wir heute unserer Hingegangenen, und wie könnte diese Liebe gegen die, die uns Liebe erwiesen, wie könnte unsere Achtung gegen die Achtungswürdigen je aufhören, als mit unserem eigenen Leben? Aber mäßigen müssen wir unseren Schmerz, damit er nicht in unverständige Trauer ausarte, daß wir nicht trauern als Solche, die keine Hoffnung haben. Indem wir nun das Gedächtniß unserer Lieben feyern, die vollendet haben, so fühlen wir uns ermuntert, unsere Trauer und unsere Klagen zu mäßigen. In den Wohnungen des Friedens suchen wir euch, Vollendete! Sie sind den Engeln Gottes gleich, sie sind erhaben über die Bedürfnisse und Leiden der Erde, leben in höherer, seliger Verbindung, haben das Verwesliche ausgezogen, haben das Unverwesliche angezogen. Nicht sie, die überwunden haben, sind daher zu beklagen, sondern vielmehr wir, daß wir uns der Beweise ihrer Liebe, ihres Vorbildes beraubt fühlen. Wie wohl thun muß es euch aber heute, ihr Trauernden, wenn ihr bey dem feyerlichen Andenken an eure schlummernden Geliebten denket, und gläubig sprechet: sie sind den Engeln Gottes gleich! Und was könnte eure Trauer mehr mäßigen, euren Schmerz mildern, eure Klagen sanft verhallen lassen, als dieser tröstende Gedanke?

Indem wir nun der zu dem höheren Leben Eingegangenen gedenken, fühlen wir uns auch ermuntert zum immer festeren und innigeren Glauben an ein ewiges und unsterbliches Leben. Eine Stimme aus der höheren Welt hören wir, wenn wir die Worte Christi vernehmen: der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. So wie diese Väter vor Gott leben, eben so lebet auch mein Vater, deine Mutter, mein und dein Freund noch. Oder könnten sie aus Gottes Gedanken und aus Gottes Liebe herausgefallen seyn? Wer aber lebet vor Gott, und in Gottes schöpferischen und erhal-

erhaltenden Gedanken, der lebet in der Wahrheit. Auch wir sind Gegenstände der göttlichen Gedanken, Gott ist auch unser Gott; darum können wir nicht untergehen. Das Nichts kann nie ein Gegenstand des göttlichen Gedankens seyn, oder es würde zum Etwas, und es träte in das lebendige Daseyn. Der Herr kann unserer nicht vergessen, wir leben in den Gedanken Gottes; Gott ist kein Gott der Todten. Erhebende Hoffnung! werde immer fester, immer inniger in meinem Herzen!

Aber wie könntet ihr je im Stillen oder hier in heiliger Versammlung das Andenken eurer Vollendeten feyern, ohne euch ermuntert zu fühlen, dem Glauben und der Tugend der Edlen nachzufolgen! Schon oft habe ich euch, Söhne und Töchter, ermuntert, die Tugenden eurer Väter und Mütter, den frommen und gottesfürchtigen Sinn, die Biederkeit und Gradheit, das Schlecht und Recht der älteren Zeit nicht aussterben zu lassen, und nicht bloß Erben der Güter und des Namens eurer Eltern, sondern auch Erben ihrer Tugenden und ihres guten Namens zu werden. Schon oft, wenn ich an dieser Stätte das Andenken guter, ehrwürdiger Bürger feyerte, habe ich euch, jüngere Bürger, ermuntert, an die Stelle der Alten, die zur Ruhe eingingen, zu treten, damit das Gute unter uns bleibe, wenn die Guten hinwegziehen in das Land der Vollendung. Heute aber, wo wir Alle im frommen Andenken derjenigen Edlen gedenken, die uns näher angingen, heute ergehet an uns Alle der ermunternde Ruf: Solcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach! Welch eine fromme und gesegnete Stunde, welch ein frommer und gesegneter Tag wäre der heutige, wenn ihr hier und daheim den Tugenden eurer Lieben nachdächtet, das Bild ihres Lebens euch recht lebendig vergegenwärtigtet, wenn die Freunde im vertraulichen Gespräche ihrer heimgegangenen Freunde so gedächten, wie dort die beyden nach Emmaus gehenden Jünger ihres Meisters gedachten! — Friede aber und Gnade von Gott sey mit unseren Todten, und mit uns, den Lebenden!

Andere Sätze über das Evangelium.

1. Die Empfindung gegenwärtiger Leiden treibt den Menschen zu der Hoffnung einer besseren künftigen Zeit hin. Freude nach dem Leide verkündiget überall der Heiland; die streitende Kirche siehet auf eine triumphirende hin. Auch im Ev. erblicket der Heiland nach einer unglücklichen Zeit eine bessere. Ueber die religiöse Hoffnung einer besseren Zeit. 1) Welches sind die religiösen Gründe einer besseren Zeit? 2) welchen Gebrauch sollen wir von dieser Hoffnung machen? Bessere Zeit! Alle nehmen diese nur von der sinnlichen Seite. Dem Einen ist eine bessere Zeit die wohlfeile, dem Anderen die theure; dem Einen die eines freyen Verkehrs, dem Anderen die eines gewinnreichen Verdienstes; dem Einen die ruhige, dem Anderen die lebendige, strebende Zeit u. s. w. Die wahrhaft bessere Zeit ist die, wo des Menschensohn kommt, wo Wahrheit und Recht, wo Weisheit und Tugend herrscht, wo wahres Christenthum alle Verhältnisse des Lebens veredelt, und daraus ein gerechter, friedlicher, glücklicher Zustand im Ganzen sich entwickelt. Nach einem solchen Zustande streben und arbeiten alle Weisen und Edlen, darum hoffen wir, daß des Menschen Sohn komme. Diese Hoffnung verbürgt a) der Glaube an Gott und an Gottes heilige und weise Weltordnung. Unter Gottes heiliger und weiser Regierung kann die Finsterniß nicht über das Licht, die Sünde nicht über das Recht herrschen; nur das Wahre und Gute muß und wird siegen; Ps. 1, 3—5. Keine Raserey, kein Toben der Menschen kann den stillen Gang Gottes, den Fortgang des Guten, hemmen. Alle Tyrannen der Erde haben von jeher die Sehnsucht nach Recht und Gesetz, alle Spötter haben die Liebe zur Wahrheit, alle Lasterhafte haben den Abscheu gegen das Böse um so größer, die Tugend um so ehrwürdiger gemacht. b) Eine bessere Zeit verkündigt, bewirket das

Christenthum, ein Himmelreich. Was hat nicht das Christenthum bewirket! Zwar ist der Sieg der Wahrheit und der Tugend keineswegs vollendet; mit jedem neuen Geschlecht, das aus dem Fleische geboren wird, fängt der Kampf auf's Neue an. Aber Christus ist immer im Kommen. Auch die unglückliche Zeit, wo das Judenthum unterging, hemmte die Zukunft Christi, den Sieg des Guten, nicht, sondern beförderte denselben. Der Mond ging unter, die Sonne ging auf. 2) Welchen Gebrauch sollen wir von dieser Hoffnung machen? a) Nicht zum Grübeln und Ausrechnen, wenn diese Zeit kommen werde, ist uns die Hoffnung gegeben. Welche Verirrungen, welchen Aberglauben, welche abergläubische, nichtige Furcht hat dieses Ausrechnen hervorgebracht, welche Mißdeutungen hat in dieser Absicht die Offenbarung Johannis erfahren! Das Reich Gottes kommt nicht in äußerer Gebehrde, mit einem sichtbaren Pomp; denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch. Wo es lichter in deinem Geiste, frömmer, reiner in deinem Herzen, ordentlicher in deinem Wandel wird, da kommt Christus, da tritt die bessere Zeit ein. Siehe, die bessere Zeit kann heute, kann in diesem Augenblicke für dich kommen! b) Die Hoffnung ꝛc. soll uns zum thätigen, unermüdeten Streben ermuntern, diese Zeit herbeyzuführen. Zweifle nicht, daß sie komme! Fange es darnach an, daß sie kommen muß! Hindere die Erkenntniß der Wahrheit, die Gültigkeit des Rechts nicht! Befördere Wahrheit und Recht, als Lehrer, als Vater, als Geschäftsmann durch Wort und That, und die bessere Zeit wird nicht ausbleiben. Die Zeit macht nicht die Menschen, sondern die Menschen machen die Zeit; in dem Gepräge der Zeit erkennest du das Gepräge der Menschen. c) Die Hoffnung einer besseren Zeit ist unser Trost in böser Zeit. Hebet euer Haupt empor, darum daß sich eure Erlösung nahet! Seyd geduldig in Trübsal, fröhlich in Hoffnung!



2. So sehet nun zu, wie ihr vorsichtiglich wandelt — böse Zeit. Eph. 5, 15. 16. Vorsicht empfiehlt der Heiland im Evangelio. Sehet zu, daß euch Niemand verführe, sagt er vor unserem Ev. Matth. 24, 4. — Siehe, ich habe es euch zuvor gesagt, heißt es in unserem Ev. V. 25. — Wie nothwendig die Vorsicht zu allen Zeiten sey. 1) Was ist Vorsicht? 2) Daß sie zu allen Zeiten Bedürfniß sey. 1) Die Vorsicht ist gleichsam ein Vorwärtssehen auf das, was kommen werde, kommen könne, ist die Ueberlegung, welche unseren Handlungen vorhergehet, ob das, was wir thun wollen, recht sey, und welche Folgen unsere Handlungsweise nach der Erfahrung haben werde. Zwey Rathgeber fragt der Vorsichtige: das Gewissen und die Erfahrung. — Wer ohne diese Ueberlegung handelt, weder fragt, ob seine Handlung pflichtmäßig sey, noch welchen Ausgang sein Unternehmen haben werde, von dem sagen wir: er handle unbesonnen, in den Tag hinein, und der Unvorsichtige ist bald ein pflichtvergessener, bald ein unkluger Mensch, oder Beydes zusammen. Die Vorsicht soll daher Zweyerley verhüten, Einmal, daß wir nicht unwürdig, gegen Pflicht und Gewissen, Zweytens, daß wir nicht thöricht handeln, und uns nicht in Sünde und in Unglück stürzen. Darum fragt der Vorsichtige sein Gewissen und die Erfahrung, denn jenes lehret uns würdig, diese klüglich handeln. 2) Diese Vorsicht ist zu allen Zeiten nothwendig. a) In guten Zeiten, d. i. solchen, die für unsere Tugend und unser Glück günstig sind: um günstige Zeitumstände zu unserer Vervollkommnung und zu unserem Glücke anzuwenden; um unser Wohlverhalten und Wohlergehen zu sichern, zu befestigen; um nicht durch Sicherheit in Gefahr zu kommen. Wachet! Wer da stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle. b) In unglücklichen, bösen Zeiten, d. i. solchen, wo falsche Christi aufstehen, wo die Ungerechtigkeit überhand nimmt, wo die Liebe erkaltet; Matth. 24, 12. Sonst werden solche Zeiten

Zeiten der Verführung, der Ausartung der Sitten, des Unglücks, der Theilnahme an schändlichen und schädlichen Bestrebungen der Zeit. Vorsicht sichert unseren Glauben, und schützt uns vor Verführung. Zeiten falscher Christi, falscher, verderblicher Meynungen und Grundsätze, verderblicher Bestrebungen, sind auch die unsrigen. Sehet zu, daß euch Niemand verführe! — Vorsicht bewahret und sichert unsere Rechtschaffenheit und die Liebe zum Guten. Wie Viele glauben, durch Ungerechtigkeit und Betrug weiter zu kommen, als durch ehrlichen Fleiß, von der Uebertretung der öffentlichen Gesetze mehr Vortheil zu haben, als von ihrer Befolgung, meynen, glücklicher zu werden durch sittliche Verschlechterung, als durch Besserung! Sehet euch vor! Seyd fest und treu! Wer beharret, bis an das Ende, der wird selig; Matth. 24, 13. — Die Vorsichtigkeit, die unsern Glauben bewahret, vor Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit uns schützt, sichert auch unsere Ruhe in bösen Zeiten, die immer auch unglückliche sind. Denn wenn wir durch Vorsicht Glauben und ein gutes Gewissen bewahren, so haben wir den Trost, daß die Gerechten und Freunde Gottes unter dem Schutze Gottes stehen, daß solche Zeiten um der Auserwählten willen verkürzt werden, V. 22.; da hingegen die Irregeleiteten, die Ungerechten, die Lieblosen, die Nachwehen solcher Zeiten länger empfinden, als die Vorsichtigen. Solche unglückliche Zeiten verwandeln sich auch zuletzt in erfreuliche. Und es wird geprediget werden das Evangelium vom Reiche in der ganzen Welt; V. 14. Das Ende also ist herrschendes, segnendes Christenthum in der Welt. Siehe, ich komme bald, spricht Christus; wir antworten: ja, komme bald, Herr Jesu!

Am Sechs und Zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Evang. Matth. 25, 31—46.

I.

Eine fromme Feyer des zu Ende gehenden Kirchenjahres, in der Voraussetzung, als ob es das letzte unseres Lebens sey.

Schon wieder gehet mit dem heutigen Sonntage das kirchliche Jahr zu Ende; die Reihe unserer christlichen Feste ist durchlaufen, die evangelischen Texte, die schon so manches Jahrhundert hindurch der Andacht Gehalt und Gestalt gaben, sind abermals erklärt, und manche goldene Frucht fiel von diesen Zweigen des Evangelii in unseren Schooß. Der Wanderer, der einen Weg zurücklegte, welcher ihm Belehrung oder Vergnügen gewährte, siehet gerne noch einmal auf die durchwanderte Gegend, und wirft einen dankbaren Blick auf dieselbe zurück, ehe er gänzlich Abschied von ihr nimmt. Ein solcher Rückblick geziemet auch uns heute, indem wir die Reihe der gottesdienstlichen Versammlungen dieses Jahres schließen.

Eine

Eine heilige, segensreiche Anstalt ist doch die öffentliche und gemeinschaftliche Andacht, ohne welche die Religion nicht erhalten, verbreitet, und in das Leben eingeführt werden könnte. Wie oft fühltet ihr auch in diesem Jahre euch an diesem heiligen Orte, bey dieser feyerlichen Stille belehret, ermuntert, gestärkt, in eurer Niedergeschlagenheit gehoben, in eurem Leide getröstet! Keine Empfindung liegt uns da näher, als die Empfindung des Dankes gegen Gott, der uns noch immer sein Wort als einen Führer und als ein Licht auf unserem Lebenswege erhält. Aber es entstehen in uns auch prüfende Ueberlegungen: ob diese christliche Anstalt uns auch so heilig und so gesegnet war, als sie es ihrer Natur nach seyn soll, ob wir dieses Haus mit frommen Sinne besuchten, mit Andacht in demselben verweilten, oder unter nichtigen Entschuldigungen zu kommen versäumten, oder ohne Andacht kamen, und ohne Erbauung wieder gingen? — So viele religiöse Vorträge sind dieses Jahr wieder gehalten worden, und richtet selber, ob es den Lehrern ein Ernst war, das Wort so rein und klar und lebendig zu verkündigen, so zweckmäßig zu vertheilen, als nur ihre Kraft es vermochte. Seyd ihr in euren Erkenntnissen weiter gegangen, sind eure Ueberzeugungen befestiget, sind Irrthümer berichtigt, Mißverständnisse gehoben worden? Die Tugend mit ihrer Siegeskrone, die Gottseligkeit mit ihrer Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens, ist euch nun wieder ein ganzes Jahr hindurch in ihrer Würde und Schönheit dargestellt worden, und ergriffen von dem Worte des Lebens fühltet, riefet, sanget ihr: „Schön ist die Tugend, mein Verlangen, und meiner höchsten Liebe werth!" Aber ist diese christliche Tugend und die segnende Liebe in euren Herzen einheimischer, in eurem Leben sichtbarer, wirksamer geworden? Der Trost des Evangelii, die Verheißungen Gottes, sind euch verkündiget worden, und wie erfrischender Thau auf die lechzende Flur, so senkte Trost sich in eure Seelen nieder, und der Thau milder Zähren verrieth das bewegte Herz. Aber sind nun des Lebens Bürden euch auch leichter geworden, und fühlet ihr euch stark, ferner zu tragen, vielleicht noch Schwereres — im Glauben, daß denen, die

Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen? — Hin, an das Ende der Welt, an das Gericht führet uns unser heutiges erhabenes Evangelium, in welchem wir den Menschensohn nicht in seiner Niedrigkeit, sondern in seiner Herrlichkeit erblicken. Werden wir dieses, nur selten an die Reihe kommendes, Evangelium je wieder hier verlesen hören? Ist nicht etwa der Schluß dieses Kirchenjahres der letzte, den wir überhaupt feyern? Lasset uns daher den Schluß dieses Kirchenjahres also feyern, als ob diese Feyer die letzte unseres Lebens sey!

Eine fromme Ueberlegung also wollen wir heute bey dem Beschlusse des kirchlichen Jahres anstellen, als ob dieser Schluß der letzte unseres Lebens sey. Suchet hierin keine Prophezeyhung eures nahen Todes! Ungewiß und nahe ist uns Allen das Ende, und Jeder von uns hat Ursache, zu rufen: wer weiß wie nahe mir mein Ende! Die treuen Knechte sind auch immer bereit, und zur Rechenschaft vor ihrem Herrn fertig; immer brennet ihre Lampe, damit, wenn der Bräutigam um Mitternacht kommen sollte, sie bereit seyen, mit ihm einzugehen zum hochzeitlichen Mahle. Soll diese Ueberlegung aber, die wir anstellen, eindringend werden, so muß ich heute so zu euch reden, als ob ein Jeder mit sich selber zu Rathe ginge, als ob Jeder im Selbstgespräche mit sich selber begriffen wäre.

Nehme ich nun an, daß dieser Schluß des Kirchenjahres der letzte meines Lebens sey, daß ich bald aus der streitenden Kirche in die triumphirende übergehe, daß ich dann nicht mehr meine Stimme mische in den frommen Gesang der Gemeine, nicht mehr meine Hände falte bey dem gemeinschaftlichen Gebete, nicht mehr höre die Stimme der Boten Christi, welche uns die Versöhnung und den Frieden mit Gott verkündigen: dann kommt des Menschen Sohn auch für mich, und ich trete hin vor ihn, meinen Richter. Gemäß meinem Leben, gemäß dem Werthe meiner Gesinnungen und Thaten, werde ich belohnet oder bestrafet, und mein eigenes Gewissen wird das Wohl oder das Wehe, das mich trifft, zur Belohnung oder zur Bestrafung erheben.

Ein

Ein Jeglicher wird empfangen, nach dem er gehandelt hat, es sey gut oder böse. Alle meine Gesinnungen und Thaten kennet der Allwissende, er kennet den innersten, tiefsten, mir selber oft verborgenen Grund meiner guten oder bösen Thaten. Ich werde gerichtet, mein Werth oder Unwerth, meine Würdigkeit oder Unwürdigkeit, selig zu seyn, wird dann bestimmt, und mir offenbar werden. Ein Urtheil über meinen Werth, über meines Lebens Führung, über die Anwendung meiner Gaben und Kräfte, was ich that und was ich unterließ, wird dann gefällt. Gerecht wird dieses Urtheil seyn, denn der Gerechte und Allwissende, der mich erforscht, dem Nichts verborgen ist, wird es fällen; unwiderruflich wird dieses Urtheil seyn, denn der höchste Richter, über den hinaus es keinen höheren giebt, wird es aussprechen, und der Allmächtige, dem Alles im Himmel und auf Erden zu Gebote stehet, wird es vollziehen. Derjenige aber, durch welchen Gott richten will den Kreis des Erdbodens, ist der Menschen-Sohn, in seiner Herrlichkeit. Er, der auch Mensch war und die menschliche Natur kennet, der versucht wurde, wie ich, der die Würde und die Schranken der menschlichen Natur kennet, wird mein Richter seyn. Der Maßstab also, nach welchem ich gerichtet werde, ist ein menschlicher; vollkommene Menschlichkeit, deren höchste Blüthe die segnende Liebe ist, die jedes Uebel und jede Unvollkommenheit zu entfernen, die zu beglücken, zu erfreuen, zu bessern und zu vervollkommnen sucht, wird das Muster seyn, nach welchem ich gerichtet werde. An Menschen wird auch ein menschlicher Maßstab gelegt werden.

Alle Völker werden vor ihm versammelt werden, auch ich, auch mein Volk, das Volk der Christen, das seinen Namen führt, doch oft nicht seinen Geist, nicht seine Liebe hat, das mit der Fackel Christi die Welt erleuchten, mit seiner Liebe die Welt beglücken könnte, und dem Irrthume dienet, und die Finsterniß mehr liebet, als das Licht, und mit feindseligem Hasse die Welt zerrüttet, und den Götzen der Selbstsucht anbe-

anbetet! Ach mir und meinem Volke ist viel gegeben, von mir und meinem Volke wird viel gefordert werden!

Und er wird die Menschen aus allen Völkern von einander scheiden, gleichwie ein Hirte die Schaafe von den Böcken scheidet. Auch die nichtchristlichen Völker werden vor ihm erscheinen, auch die Guten und die Bösen unter ihnen werden geschieden werden. Die, welche ohne das Gesetz und ohne das Evangelium gesündiget haben, werden also gerichtet nach dem Lichte ihrer Vernunft, nach dem Führer, den sie im Gewissen haben, nach dem Urbilde reiner, sittlich guter Menschheit, welches auch in ihrer Seele lebet. Gesondert werden die Guten und die Bösen aus allen Völkern, aufgehoben wird die Mischung, in welcher jetzt Gute und Böse leben, den Guten ein Wetzstein der Tugend, den Bösen eine Erweckung zum Guten. Siehe dann eine Gesellschaft, eine große Gemeine aller Guten, aller Frommen und Edlen im ewigen Bunde der Tugend vereinigt! Kein Böser störet dann mehr den Frieden der Guten, kein Feindseliger hindert und vernichtet dann mehr die Saat der Guten, kein Gottloser versucht und verführet dann mehr die unschuldigen Herzen. Gott! welche Seligkeit, mit allen Frommen und Guten aus allen Völkern und Zeiten vereinet zu werden, mit Abraham, Moses, David, mit Allen, die für das Wahre und Gute lebten, die ihr Blut für Wahrheit, Tugend und Menschenrecht vergossen, mit dir, Reinster aller Reinen, Mächtigster aller Mächtigen, und mit den Zwölfen, mit Paulus, Luther, Melanchthon, und mit allen Zeugen der Wahrheit! — Aber auch welche Hölle, aus der Gemeinschaft mit allen Frommen und Guten auf immer ausgeschlossen zu seyn, die unübersteigliche Kluft zwischen den Guten und Bösen zu fühlen, nichts Gutes mehr zu sehen, nichts Gutes mehr zu hören; welche Verdammniß, mit allen Bösen, mit allen Gottes- und Tugendverächtern, mit allen Lasterhaften, mit Meineidigen, Mördern, Räubern, Unzüchtigen, Verläumdern, Schadenfrohen zusammenzuleben, zu quälen, und gequält zu werden! Wie die Weisen im Zusammenleben mit Weisen immer

weiser, wie die Frommen im Zusammenleben mit Frommen immer frömmer, gottinniger werden: so muß ja auch der Verdorbene in der Gemeinschaft mit lauter Verdorbenen immer schlechter, immer wilder, immer gottloser, immer unseliger werden. Vater, laß mich deines Himmels würdig werden! Menschensohn, reiche mir die Hand, daß ich einst zu deiner Rechten stehe, mit dir und mit allen Frommen aus allen Völkern eingehe zu deiner Herrlichkeit!

Um den Weltenrichter versammelt sind nun alle Völker, gesondert in Gute und Böse stehen sie vor ihm, ihr Schicksal erwartend. Der Richter unterbricht nun die feyerliche Stille, und wendet sich an die Guten, die nicht bloß recht glaubten, sondern auch recht thaten, und redet sie an: Kommet her, ihr Gesegneten, ihr Geliebten meines Vaters, die ihr des Vaters Willen kindlich thatet, sein Gebot über Alles ehrtet, und treu und gehorsam waret bis zum Tode, — ererbet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginn der Welt! Das ist der Spruch für die Gerechten. Aber welche Belohnung für die schwache Tugend, für das kurze Rechtthun, für die zeitliche Trübsal, einzugehen zur ewigen Herrlichkeit Gottes! Ist doch die Tugend ihr eigener Lohn, ist doch innere Würde schon in sich beseligend, und über alles Glück, und was es immer spende, erhaben. Wenn nun zum Gutseyn ein Wohlseyn, wenn nun zur inneren Würde ein äußeres Verhältniß kommt, welches diese Würde nicht bloß begünstigt, sondern etwas Fremdes noch hinzufügt, wodurch den Guten und Würdigen ein Wohl zuwächst, das ganz außer der Tugend, und außer der inneren Würde liegt: so ist das Gnade und Liebe, so wie zuletzt Alles Gnade ist, auch daß ich ein Mensch und ein Christ bin, und daß ich meinen Beruf in beyderley Rücksicht erkenne. Ja, mit Recht verwundern sich die Gerechten nach unserem Evangelio, daß ihren Liebesthaten ein Werth beygelegt werde, woran sie gar nicht dachten, indem sie in Einfalt des Herzens ihre Pflicht thaten, nichts weiter wollten, als die gute That, die der Gott über und in ihnen forderte, da sie außerdem keine

Ansprüche machten, noch machen konnten, sondern das Gute thaten um sein selbst willen. Aber welche Aufforderung zu reiner, uneigennütziger Tugend! Nicht an Vortheil, nicht an Genuß will ich denken, wenn ich Gutes thue, denn sonst wäre es mir ja nicht um das Gute, sondern um etwas außer dem Guten, nämlich um angenehmen Genuß zu thun. Meine Belohnung stehet fest, um so fester, je weniger ich daran denke, je weniger der Gedanke an Belohnung die Reinheit meines Willens trübt. Ich will trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, das ist meine Sorge; das Andere, was ich bedarf, und was zu meinem Wohlseyn gehört, das ist nicht meine, sondern Gottes Sorge, das wird mir ohne mein Sorgen zu Theil, und dafür ist schon in seiner heiligen Weltordnung gesorgt, daß die wahrhaft gute That auch für den Thäter ersprießlich werde. — Welche Kraft, und welcher freudige Muth zum Dulden und Leiden, nicht zu achten die Drangsale der Dränger und Menschenfeinde, nicht zu wanken im Glauben, Lieben und Hoffen, liegt in dem Gedanken an das Gericht, wo der Tugend im Thun und im Leiden ihr Werth zuerkannt, und die Krone des seligen Lebens gereicht wird!

Auch die Regel, nach welcher des Menschen Sohn entscheiden wird, enthält unser Evangelium; es ist die Regel, das königliche Gesetz der Liebe und der Menschlichkeit. Menschenwohl und Menschenvollkommenheit befördern, das ist der Zweck und das Tagewerk der Liebe. Der Heiland beschreibt im Ev. zwar nur die eine Hälfte der Liebe, das, was man an den Hungrigen, Durstigen, Nackenden, Kranken, Fremden, und unschuldig Verfolgten thut, und stellt den erhebenden Grundsatz auf, daß er, als Richter, jeden Liebesdienst, den man dem Unbekannten und Niedrigsten erwies, daß er die Achtung und Ehre, die man der Menschheit in dem geringsten Bruder erzeigte, als eine persönliche, ihm selbst widerfahrene Achtung und Liebe ansehen wolle. Denn wer den Niedrigen und Elenden achtungs- und lieblos behandelt, und zu

behandeln im Stande ist, der würde auch den Menschensohn in seiner Niedrigkeit und Knechtsgestalt lieblos zurückgewiesen, auch ihm die Herberge versagt haben, wie dort die Samariter thaten, weil er sein Angesicht nach Jerusalem gewandt hatte; Luc. 9, 51. f. Aber die Menschenliebe Christi ließ es selber nie bey leiblichen Wohlthaten und bey Abwendung leiblicher Noth bewenden, sondern die leibliche Hülfe war bey ihm immer nur der Anfang und der Uebergang zu geistiger Hülfe, zur Rettung, zur Bildung und Beseligung der Seele, und wer einen Bruder bekehret von seinen irrigen Wegen, der hat eine Seele vom Tode gerettet, spricht Jacobus. Die wahre Menschenliebe trennet daher nie die Menschenbeglückung von der Menschenvervollkommnung, sondern vereiniget beyde.

Uneigennützige Menschenliebe also, die nicht fragt, ob der Andere auch habe, wieder zu vergelten, die in jedem Unglücklichen einen Bruder Christi, in jedem Menschen den Menschen ehret, die, wie dort der barmherzige Samariter, nicht nach Stand, Geburt und Glauben fragt, sondern zur Hülfe schreitet, weil der Leidende ein Mensch ist — uneigennützige Menschenliebe wird der Maßstab seyn, nach welchem der Menschen Werth und Leben im Gerichte beurtheilt und belohnet wird.

Ihr möchtet gerne dankbar gegen den Erlöser seyn, möchtet gerne etwas thun, was ihm persönlich Freude macht? Wer sollte das nicht wünschen! Nun aber hat er uns nicht durch einen Wink, sondern geradezu gesagt, wie wir uns um seine Person verdient machen können. Was ihr gethan habt meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Menschennoth lindern und heben, menschliche Unvollkommenheit verbessern, Traurige erfreuen, ihre Klagen in Dank und Lobgesänge verwandeln: das heißt den Endzweck Gottes, die Glückseligkeit der Welt, befördern, das heißt sich um Den verdient machen und das Werk Dessen befördern, der gekommen ist, daß die Welt selig werde.

Wenn in dieser Stunde nun der Gedanke an unsere Rechenschaft, und die Gesinnung der Liebe neues Leben und neue Stärkung gewann, wenn wir fortan in jedem Leidenden einen Bruder Christi ehren, und mit menschenfreundlicher Hülfe entgegenkommen: dann mag immerhin die heutige Feyer des zu Ende gehenden Kirchenjahres die letzte unseres Lebens seyn. Können wir nur mit einem Herzen voll Menschenliebe vor den Menschensohn in seiner Herrlichkeit treten, sind nur die Hungrigen, die Durstigen, die Nackten, die Verlassenen, die in uns Freunde fanden, Zeugen unseres Lebens: so wissen wir, auf welcher Seite des Richters wir stehen werden, und kennen die Anrede an uns, und unseren Richterspruch. —



II.

Wozu der Glaube an eine künftige Vergeltung uns ermuntere?

Nur Wenige sind es wohl noch, die sich durch die Prophezeyhungen der Schwärmer oder Betrüger, wann der jüngste Tag komme, in Furcht setzen lassen. In hohem Grade unwissend, ungläubig, und leichtgläubig zugleich, müssen doch diejenigen seyn, welche den Vorhersagungen derer Glauben beymessen, die Tag und Stunde bestimmen, wann die Welt untergehen werde, da doch die Zeit, wo dieses geschehen wird, selbst dem Menschensohne unbekannt war. Wie können Adamssöhne wissen, was dem Menschensohne verborgen war?

Aber, möchte man vielmehr fragen: hat die prophetische, in sinnliche Bilder eingehüllte Lehre von einem jüngsten oder letzten Tage, und von dem Ende der Welt überhaupt, Wahrheit in sich, oder wird nur unter prophetischen Bildern etwas ganz Anderes vorgebildet? Eine gründliche und durchgeführte Untersuchung dieses Gegenstandes möchte wohl diesem Orte wenig angemessen

messen seyn; was aber den Gedanken eines jüngsten Tages anlangt, so wird die Wahrheit desselben an jedem Tage, in jeder Stunde bestätigt. Wir Alle haben unseren jüngsten Tag, und dieser ist der Tag unseres Todes, und an unserem Sterbetage gehet uns die Welt unter. Wenn im Tode unser Auge bricht, und mit dem Leben des Leibes auch das Leben des Auges abstirbt: dann verschwinden vor unserem Bewußtseyn alle sichtbaren Gestalten, Alles, was früher das Auge sah', das Weltgebäude hört auf, für uns da zu seyn. Das Ohr vernimmt keine Töne mehr, kein Lachen und kein Weinen; wie das Sichtbare, so ist auch alles Hörbare für uns verschwunden. Der sichtbare Theil der Welt ist zwar noch da für die Sehenden, der hörbare Theil der Welt noch da für die Hörenden; aber nicht mehr für die Todten, deren Auge dem Lichte und allem Sichtbaren, deren Ohr dem Schalle und allem Hörbaren verschlossen ist. Und so ist es mit allen unseren äußeren Sinnen. So wie die äußeren Sinne uns absterben, verschwindet uns auch die äußere Welt, und der Gedanke von unserem jüngsten Tage, wo uns die Welt untergehet, und gleichsam unter den Horizont unseres Bewußtseyns hinabsinkt, ist demnach ein sehr wahrer und gültiger Gedanke, der in jedem Augenblicke, wo Menschen sterben, bestätiget wird. — Etwas Anderes ist freylich der wirkliche Untergang der Welt, wo dieselbe in That und Wahrheit ganz aus dem Daseyn verschwindet, wo Himmel und die Erde untergehen, und die Elemente vor Hitze zerschmelzen. Aber davon reden wir heute nicht.

Dieses Ende unseres Lebens, oder unser jüngster Lebenstag, wird uns unter dem Bilde der Zukunft und der herrlichen Erscheinung des Menschensohnes dargestellt, wo er kommt zum Gerichte, um die Würdigen einzuführen in seines Vaters Reich, und die Unwürdigen zu verweisen an den Ort der Strafe. Es bedarf aber gar keines Beweises, daß in dieser prophetischen Rede Christi Vieles nur bildliche und sinnliche Ausschmückung eines erhabenen Gedankens sey. Wer kann sich z. B. einbilden, daß der Richter seinen Richterstuhl auf

dem

dem nassen Sitze der Wolken aufschlagen werde? und wer siehet nicht, daß hiermit nur die Erhabenheit und Macht des Richters auf eine sinnlich-erhabene Weise dargestellt wird? Wer siehet nicht ferner, daß das trockene Land unserer Erde nicht Raum haben würde für alle die Millionen Menschen, welche vom Anbeginne an lebten, und daß hier nur die Allgemeinheit des Gerichts, und daß Alle Gottes Richterstuhl anerkennen müssen, auf eine sinnlich-prächtige Weise vorgestellt wird? Entkleiden wir die Wahrheit des malerischen Bildes und des Gewandes, in welchem sie uns gezeigt wird, so bleibt der Gedanke für die Vernunft übrig, daß uns Alle ein letzter Tag und ein Zustand der Vergeltung erwarte. Dieser Glaube an einen Zustand der Vergeltung liegt tief in dem Wesen des Menschen, ist in der h. S. gegründet, und ist des Frommen Trost und Hoffnung. Wozu uns der Glaube an eine zukünftige Vergeltung ermuntere, wollen wir daher erwägen. Wir müssen vor Allem die einzelnen Gedanken auseinander legen, die in dem Glauben an eine zukünftige Vergeltung enthalten sind, und dann die Ermunterungen auf uns anwenden.

1.

Auf einen Zustand der Vergeltung, wo das Gute siegt, das Böse unterliegt, wo das Gute belohnt, das Böse bestraft wird, sehen wir Alle hinaus, der Fromme mit Freude, der Gottlose mit Furcht. Das aus zwey so ganz verschiedenen und entgegengesetzten Theilen zusammengesetzte Wesen, welches wir „Mensch“ nennen, welches aus einem vernünftigen, Gott ähnlichen Geiste, und aus einem sinnlichen, Thier ähnlichen Theile bestehet, halb einer unsichtbaren, und halb dieser sichtbaren Welt angehörig, und zwischen beyden unsicher hin und her schwankend, — dieses Doppelwesen Mensch hat, seiner Natur gemäß, auch einen doppelten Zweck des Lebens: die Tugend und die Glückseligkeit, oder wenn wir die Tugend und die Glückseligkeit in höchster Vollendung nehmen, wie beyde in Gott sind, Heiligkeit und Seligkeit. Wie nun Geist und Leib vereiniget sind zu

Einem

Einem Leben, zu Einem vernünftig-sinnlichen Wesen: so sollen auch Heiligkeit und Seligkeit in unzertrennlicher Verbindung vereiniget seyn zu einem heilig-seligen Leben. Dem Wohlverhalten soll das Wohlseyn zur Seite stehen, die Tugend soll das Schicksal lenken und bestimmen. So liegt es in uns, bey dem Einen im Gefühl, bey dem Anderen im entwickelten Gedanken. Oder, wenn ihr das Schicksal zu regieren hättet, würdet ihr es anders veranstalten? Würdet ihr es darauf anlegen, daß edle Unternehmungen mißlingen, daß die Edlen verfolgt, unterdrückt, getödtet, die Gottes- und Menschenfeinde hingegen begünstigt, hervorgezogen, mit allem Wünschenswerthen begabt werden? Dagegen sträubt sich in uns alle Vernunft und alles Gefühl, und spricht: nur die Tugend und die Würdigkeit soll das Schicksal der Menschen bestimmen, das selige Leben soll bey dem heiligen, das unselige bey dem ungöttlichen wohnen, Beydes: heilige That und seliger Genuß, soll zu Einem und demselben Leben verschmolzen werden. Diese Vereinigung des seligen Lebens mit dem heiligen nennen wir nun die Vergeltung des Guten und des Bösen. — Daß diese Vergeltung in dem gegenwärtigen Leben noch nicht statt finde, daß die Tugend nicht allein der Menschen Schicksal bestimme, sondern noch tausend andere Dinge, — wer weiß das nicht? Ob wir es gleich gar nicht billigen können, wenn Manche das Mißverhältniß zwischen der Tugend und dem Schicksale der Menschen recht grell hervorheben: so verdroß es ja doch schon den Salomon, daß er nach Weisheit gestrebt habe, und daß es dem Weisen gehe, wie dem Narren; so können wir doch nicht läugnen, daß Freunde der Wahrheit auf dem Blutgerüste starben, und die Priester des Betrugs und heilig gehaltener Lügen im Glücke sich mästeten; daß Unschuldige weinen, Tugendhafte leiden, und die Schuldigen und Strafbaren hohnlachen. Indem wir nun aber auf einen Zustand der Vergeltung hinaussehen, wo die Tugend die Regentin des Schicksals seyn, wo des Menschen Ergehen mit seinem Werthe gleichsam ins Gleiche kommen wird: so haben wir uns doch sehr zu hüten, daß sich in unseren Glauben, wie auch den bösen



Menschen vergolten werde, nicht bitterer Haß, und Schadenfreude und Rache einmische, daß nicht das leidenvolle Schicksal der Bösen uns ein Gegenstand der Freude werde, — da vielmehr der gute Mensch wünschet, daß der Gottlose sich bekehre und lebe.

Diese Vergeltung kann nur der Weltregierer bewirken; nur durch Ihn, den Heiligen und Allmächtigen, der alle Kräfte der Natur und der unsichtbaren Welt in seiner Gewalt hat; nur durch Ihn, den Allwissenden, der der Menschen Herz und Wandel untrüglich kennet; nur durch Ihn, den Allweisen, dessen Güte, zu segnen, an die Regel der Gerechtigkeit sich bindet: nur durch Gott, den Heiligen und Allmächtigen, kann die Tugend siegend, kann die Tugend Meisterin des Schicksals werden, und das Schicksal der Menschen bestimmen. Unser Glaube an Vergeltung ist im Grunde Glaube an Gott, Glaube an seine heilige Weltordnung, daß die Naturgesetze dem Sittengesetze, daß das Schicksal der Tugend untergeordnet, daß die Tugend Herrin, und das Schicksal nur Dienerin und Begleiterin der Tugend sey.

Diese Vergeltung betrachten wir als eine zukünftige, da wir in diesem Leben eine gerechte Vertheilung des Wohls und des Wehes wenigstens nicht wahrnehmen. Zwar sähe es die unreine, die lohnsüchtige Tugend gerne, wenn jeder einzelnen guten That schon jetzt der glückliche Erfolg und der Genuß auf dem Fuße nachfolgte. Allein zu geschweigen, daß die lohnsüchtige Tugend keine Tugend, sondern nur gemeiner Eigennutz und Selbstsucht ist, so kann ja nicht jede einzelne gute That, sondern nur das Leben und die Gesinnung, so wie diese in ihrer Vollendung in dem Geiste Gottes stehet, Gegenstand der Belohnung seyn. Dein Leben muß vollendet, deine Gesinnung muß entwickelt, deine Treue muß bewähret seyn, ehe eine Vergeltung auch nur denkbar ist. Erst am Abend, als der Tag und das Tagewerk vollendet war, rief der Hausvater den Schaffner, und gebot, den Arbeitern im Weinberge den Lohn zu reichen. Aber was würdest du sagen, wenn die Arbeiter für jede einzelne Regung

der

der Hand oder des Fußes Belohnung gefordert hätten? Das thust du aber selber, indem du nicht für dein Leben im Ganzen, sondern für einzelne Thaten Belohnung forderst. Vollende erst dein Leben, erwarte deinen jüngsten Tag, und der Herr wird kommen und sein Lohn mit ihm! Du möchtest aber deine Belohnung gleich auf der Stelle? Zu geschweigen, daß deine Tugend höchst verdächtig ist, indem sie so nach der Belohnung geitzt, — so kannst du ja, der du jetzt stehest, noch sehr tief fallen, und ein sehr böser Mensch werden. Darum erwarte das Ende! Du sähest gerne, wenn die Bösen schon jetzt ihre Bestrafung empfingen, und du würdest sie ihnen gönnen. Aber kann denn der Gefallene nicht wieder aufstehen, und der Gottlose sich bekehren? Darum erwarte das Ende, denn das ganze Leben wird belohnet oder bestraft!

Das Gericht, oder diejenige Handlung Gottes, wodurch die Vergeltung bewirkt wird, beschreibt der Erlöser als ein allgemeines, wo alle Völker sich vor ihm versammeln, und darum spricht auch Paulus: wir müssen Alle offenbar werden vor dem Richterstuhle Christi. Alle Kinder Adams, alle Fürsten und Gewaltigen, Alle, die Gewalt übten und Gewalt litten, Alle, die Thränen auspreßten und die Thränen weinten; alle Gläubige und alle Spötter, alle Gottesfürchtigen und alle Frevler, alle Christen und Nichtchristen werden gerichtet. Wenn nun die Tugend gewogen, die bewiesene Liebe vergolten, wenn das Laster bestraft, und der fromme Schein und sein „Herr, Herr sagen" zu leicht befunden wird: wer gäbe dann nicht Krone und Zepter, Reichthum und Ehre, und Alles, was jetzt sein Herz verkehret, darum, um einen sanften Spruch aus des Richters Munde zu hören!

Aber welches ist der Maßstab und die Regel, nach welcher wir gerichtet werden? Werden wir über unseren Glauben examinirt? oder um unsere Confession befragt? Oder werden die Gesinnungen und die Thaten gewogen? Ich bin hungrig gewesen ꝛc., V. 35. 36. Gerecht seyn, Niemandes Rechte verletzen, Jedem lassen, was sein ist, Jedem leisten,



leisten, was ihm gebühret, ist eine nothwendige Tugend, ohne welche kein geselliges, friedliches Leben möglich wäre. Aber die Gerechtigkeit stehet doch auf der niedrigsten Stufe der Tugenden; denn da ist man nur ein unschädlicher Mensch, und ohne alles Verdienst um Andere. Der Gerechte verschlimmert die Welt zwar nicht, aber er verbessert sie auch nicht, er stürzet zwar Niemanden ins Elend, aber er reißt auch Niemanden heraus. Hingegen sein ganzes Leben und seine ganze Kraft an die Veredelung und an die Beglückung der Menschen setzen, sein Blut vergießen und sterben, damit die Menschheit, die Wahrheit, die Tugend lebe, und ein glücklicheres Leben emporkomme: das ist Liebe, diese hat Verdienste um die Welt und um den Endzweck Gottes. Diese Liebe nun, liebevolle, hülfreiche Menschlichkeit, ist der Maßstab und die Regel, nach welcher Christus richtet. — Doch nicht die That allein, abgesehen von der Gesinnung, nicht das Körperliche der That, sondern die Seele derselben, die Achtung, die Liebe zur Menschheit, die wir auch in dem Geringsten ehrten, hat Werth in den Augen des Richters. Reiche und Angesehene speisen und tränken, glänzende Gastmahle bereiten aus Stolz und Eitelkeit, in der Hoffnung der Wiedervergeltung, — Vornehme und Angesehene besuchen in ihrer Krankheit, in ihrer Gefangenschaft, und um den armen alten Mann, um die verlassene Wittwe, um den geringen Bürger unter gleichen Umständen sich nicht bekümmern, diese ihrem Schicksale, oder der Verzweifelung, der Verschmachtung überlassen: — ist das Menschlichkeit? ist das Liebe? — Die Menschlichkeit und die rechte Liebe kennet keinen Unterschied; der Mann dort oben und der Mann in Seide ist nicht mehr Mensch, nicht mehr Bruder, nicht mehr Kind Gottes und Verwandter Christi, als der Mann hier unten und der Mann in Lumpen. Menschensohn! Urbild wahrer Menschlichkeit, Vorbild wahrer Liebe; du, der du in deiner Knechtsgestalt dich der Armen und der Verlassenen annahm'st, die keinen Retter fanden; du, der du die zerbrochenen Herzen verbandest, den Gefangenen Befreyung, den Gebundenen Erledigung ankündigtest: dein Wort

sey

sey mir werth und heilig: was ihr gethan habt den Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan! Göttliche Worte! Worte voll wahrer Liebe und göttlicher Menschlichkeit! Freuet euch, ihr Armen, jauchzet, ihr Geringen! Ihr seyd Brüder Christi, ihr seyd Verwandte Dessen, der auf dem Stuhle sitzet! O, lasset uns lieben und wohlthun den Brüdern Christi, ohne Ansehen der Person; lasset uns nur ansehen den Menschen, und die Menschheit, Gottes Bild in den Menschen, und auch unsere That wird der Menschensohn ehren, als sey sie ihm widerfahren! *)

2.

Wenn aber irgend ein Gedanke fruchtbar für unser Leben, einflußreich auf die Anordnung unseres inneren und äußeren, unsichtbaren und sichtbaren Lebens ist: so ist es der Glaube an ein zukünftiges Gericht über alle Menschen. Dieser Glaube wandelt den Leichtsinn in Ernst, und mahnet den Sünder an seine Besserung; bestärket die Frommen im Guten, läßt uns unsere Vollendung erblicken, und zeigt uns den Heiland in seiner Herrlichkeit.

Der Glaube an Vergeltung wandelt den Leichtsinn in Ernst, und mahnet den sicheren Sünder an seine Besserung. Wenn viele Menschen das Leben wie ein Spiel behandeln, und meynen, es sey uns nur zur Lust und zum Zeitvertreibe gegeben; wenn Viele glauben, es sey ganz einerley, wie man lebe, ob recht oder unrecht, Gott gefällig oder mißfällig; wenn Viele das Leben nicht in einer lebendigen Seele suchen, die Leben hat in sich selber, sondern in dem Hüpfen des Blutes, in dem Pulsschlage des Herzens, und behaupten: wenn das Blut einst stocke, der Herzschlag stille stehe, der Athem verhaucht sey, dann sey es aus mit dem Menschen; wenn

*) Es ist zu bemerken, daß dieser Vortrag ursprünglich aus zweyen besteht, und daß beyde hier in Einen zusammengezogen worden.

wenn nun solche auch leben, wie es der sinnliche Trieb fordert, und die Umstände es gestatten, ohne an Gott und Pflicht, an Ewigkeit und Gericht zu denken: so glaubet nur nicht, daß dieser Leichtsinn und Unglaube eine Erfindung der späteren Zeit, und insbesondere unserer Tage sey. Schon der große Menschenkenner, Christus, sagt, daß derselbe Leichtsinn, der zur Zeit Noäh herrschte, auch zur Zeit seiner Ankunft herrschen werde; Matth. 24, 38. Sagt nicht auch Petrus in der heutigen Epistel: daß in den letzten Tagen kommen werden Spötter, die nach ihren eigenen Lüsten wandeln, und sagen: wo ist die Verheißung seiner Zukunft? denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es Alles, wie es vom Anfange an gewesen ist; 2. Petr. 3, 3. 4. Doch ganz nach dem Leben geschildert ist dieser ungläubige Leichtsinn im Buche der Weisheit, Kap. 2, 1—7. Es sind rohe Leute, sagt Salomon, und sagen: es ist ein kurzes und mühseliges Ding um unser Leben; und wenn ein Mensch dahin ist, so ist es gar aus mit ihm; so weiß man auch Keinen, der aus der anderen Welt wiedergekommen sey, 2c. Wohl her nun, lasset uns wohlleben, weil es da ist, und unseres Leibes brauchen, weil er jung ist. Laßt uns die Maienblumen nicht versäumen, und Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie welk werden. ff. So rathschlagen sie, und fehlen; ihre Bosheit hat sie verblendet, daß sie Gottes heimliches Gericht nicht kennen. Denn sie haben die Hoffnung nicht, daß ein heiliges Leben belohnet werde, und achten der Ehre nichts, so unsträfliche Seelen haben werden; Weish. 2, 21. 22. Aber auch der Leichtsinnige, der sichere Sünder hat ein sittliches Bewußtseyn, auch in seinem Gewissen ist ein Richterstuhl aufgeschlagen, auch in seinem Herzen lebt der Glaube an einen heiligen Richter; und wenn er auch in Worten sich dieses ausreden wollte,

wollte, so muß er doch die warnende und strafende Kraft dieses Glaubens empfinden. Leichtsinniger! Sicherer Sünder! Höre auf dein Inneres; die Stimme deines Geistes spricht: es ist ein zukünftiges Gericht! Und was könnte dich aus deiner süßen Betäubung, aus deinem trügerischen Schlummer mehr wecken, als der Gedanke: du mußt einst einem heiligen und allwissenden Wesen von deinem Leben, Thun und Lassen Rechenschaft ablegen; deine Tugenden und deine Sünden werden gewogen; über dich wird das Urtheil gesprochen, schuldig oder unschuldig! Dieses Urtheil bestimmt dein ewiges Schicksal; die Frommen gehen ein in das Reich des Vaters, die Gottlosen aber ihrer Pein entgegen. Was kann den Leichtsinn mehr bannen, und überlegenden Ernst in die Seele rufen; was kann den sicheren Sünder aus seinem gefährlichen Schlummer mehr wecken, als der Gedanke, als der Glaube an das Gericht! Um die Blendwerke der Sinne, um die Gauckeleyen der Thorheit, um die gefährlichen Träume der sich sicher dünkenden Sünde zu zerstreuen, lasset uns an Gericht und Rechenschaft denken, und die Hindernisse der Besserung werden gehoben, es wird der Tugend freyere Bahn gemacht werden, daß sie als Königin einziehe in unser Herz, und die Regierung antrete in unserem Leben.

Der Glaube an das Gericht bestärket auch den Frommen im Guten. Zwar ruhet die Tugend nicht auf Furcht vor zeitlicher oder ewiger Strafe, sondern auf der Einsicht und auf dem Gefühle der Nothwendigkeit des Guten. Zwar hat der Mensch in sich eine Kraft, alle Hindernisse des Guten zu überwinden. Allein dazu bedarf er doch Hülfsmittel, um ihm den Sieg zu sichern und zu erleichtern; und dazu dienet auch dem Frommen der Gedanke an das Gericht, um ihn zu stärken, wenn er ermattet; um seinen Muth zu beleben, wenn er verzaget. So ist es denn nicht einerley, wie wir leben, welche herrschende Beschaffenheit des Geistes und des Herzens wir einst aus diesem Leben mitnehmen; denn die Gottseligkeit hat Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Unser gegenwärtiges Leben stehet im Zusammenhange mit dem

zukünftigen, und was der Mensch säet, das wird er erndten. So ist es ja schon jetzt; mit der Anwendung der Jugendzeit stehet im ununterbrochenen Zusammenhange das Schicksal des höheren Alters; eine Thorheit, gestern begangen, fühlen wir noch heute, ein Unrecht am Morgen quälet uns noch am Abend. — Das Gute wird uns oft schwer, und kostet uns Ueberwindung; aber es ist auch eine unläugbare Erfahrung, daß es uns immer leichter wird, und wenn wir standhaft fortfahren, ewig fortfahren — so sehen wir ein Ziel unseres Kampfes, erblicken wir unsere Vollendung in jenem ewigen Fortschreiten. — Schon jetzt nehmen wir eine belohnende, das Gute vergeltende, unsichtbare Hand wahr, nicht nur in dem inneren Frieden des Gewissens, nicht nur in jener hohen Freudigkeit zu Gott, welche den inneren Frieden begleitet, sondern auch in tausend Verhältnissen des Lebens, die uns begünstigen und erfreuen, und die nicht wir anordneten. Aber wir hoffen eine immer vollkommnere Angemessenheit unserer äußeren Welt zu unserer inneren, eine immer größere Uebereinstimmung unseres Schicksals mit unserer Tugend, wo die Natur außer uns uns nicht mehr feindselig entgegentritt, wo böse Menschen unsere Saaten nicht mehr zerstören, uns nicht mehr anfeinden, wo ein heiliges Leben immer mehr zu einem seligen wird. Zwar sind wir nicht tugendhaft um der Belohnung willen; aber unser Ergehen und unser Schicksal ist uns doch auch nicht gleichgültig. Da wir nun aber nur unser Thun und Lassen, nicht aber unser Genießen und Leiden in unserer Gewalt haben, so sind wir nur im Glauben an eine göttliche Vergeltung ruhig in Ansehung unseres Schicksals, wandeln freudig die Tugendbahn, denn unser Schicksal ruhet in der Hand des Heiligen und Allmächtigen. Durch Gott, den Vergelter, wird jedes heilige Leben auch ein seliges.

Der Glaube an das Gericht und an die göttliche Vergeltung lässet uns auch unsere einstige Vollendung erblicken. Jetzt, in dem Lande der Unvollkommenheit, wo wir Alle noch im Werden begriffen sind, jetzt ist

Alles

Alles nur noch Stückwerk; Stückwerk ist unser Wissen, Stückwerk all' unser Thun. Aber einst, wenn ich von dieses Leibes Beschränkung, von der groben Sinnlichkeit Schranken befreyt, leichter, freyer mich bewege: freyer wird dann der Gedanke, reiner der Sinn, ungehinderter die That seyn; leichteren Schrittes werde ich fortgehen in allem Wahren und Guten, und in diesem Fortschreiten erblicke ich meine Vollendung, die Vollendung meiner Erkenntniß, meiner Tugend. Ich werde erkennen, gleichwie ich erkannt bin; wenn einst kommt das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. — Unvollendet und Stückwerk ist auch mein Schicksal; bald wird mir Angenehmes zu Theil, das ich nicht verdiente, bald Schmerzhaftes, das ich nicht verschuldete, und das Wohlergehen gehet nicht Hand in Hand mit dem Wohlverhalten. Aber ich glaube an ein Gericht und an göttliche Vergeltung, und in diesem Glauben erblicke ich die Vollendung auch meines Schicksals, ich erblicke seine Angemessenheit zu meinem Werthe; je näher der Heiligkeit, desto näher der Seligkeit werde ich seyn. Belohnung und Bestrafung sind keine leere Worte, keine inhaltslose Gedanken. Ich sehne mich nach Vollendung, und ich weiß es, dieser Trieb nach dem Unendlichen liegt in meinem Wesen, in meiner Vernunft, mit diesem Triebe hat mir Gott eine Verheißung, ja eine Anweisung auf ein anderes Leben gegeben. Ich freue mich daher meiner Vollendung, meines heilig-seligen Lebens; denn ich bin ewig, und der ewige Gott ist mein Vergelter.

Im Glauben an Gericht und Vergeltung erblicke ich auch den Heiland in seiner Herrlichkeit, und auf dem Stuhle der Herrlichkeit, als meinen göttlich-menschlichen Richter. Himmel und Erde vergehen, aber meine Worte vergehen nicht, sprach er auf Erden. Das werden wir erfahren, wenn er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Sein Wort und seine Wahrheit, sein Gebot der Liebe wird uns richten, gesegnet sind ihm und dem Vater Alle, die Liebe übten, die mit Liebe und

Freude

Freude Menschenglück und Menschenwürde beförderten. Ewig ist sein Wort, ewig ist sein Gebot. Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit. Sein Gebot der Liebe, welches jetzt unseren Werth bestimmt, unsere Thaten regelt, uns Verdienste um die Welt erwerben lässet, wird uns einstens richten, wird einst unser Schicksal für die Ewigkeit bestimmen. Ich erblicke den Heiland als Sieger, erblicke den Triumph des Christenthums, erblicke die triumphirende Liebe, wie von ihr ausgehet ein thatenreiches, gottähnliches und — seliges Leben. Der auf dem Stuhle der Herrlichkeit bleibt Sieger, Geber eines heiligen und seligen Lebens. Mein Erlöser, Vorbild, Herzog der Seligkeit, du, den Gott sandte, daß die Welt durch dich selig werde, gieb mir Kraft, reich zu werden an Liebe, mich um deine Brüder, die Elenden, die Mühseligen, die Beladenen, verdient zu machen! Lasse mich würdig werden, zu deiner Rechten zu stehen, unter den Gesegneten, die das Reich ererben!

III.

Am Todtenfeste.

Wie feyern wir das Andenken an unsere Todten auf eine für uns lehrreiche und erweckende Weise?

Ewiger! vor dem tausend Jahre sind, wie der Tag, der gestern vergangen ist, oder wie eine Nachtwache: wir feyern schon wieder den letzten Sonntag unter denen, welche die christliche Kirche innerhalb eines Jahres Deiner Anbetung widmet, und schauen zurück! Ach! es kommt die Zeit, und ist Manchem hier unter uns so nahe, wo es für uns keine Zeit und keine Jahre mehr giebt, wo wir heraustreten aus der sichtbaren Gemeine,

nicht

nicht mehr erscheinen in den heiligen Versammlungen. Vater! laß' uns bedenken, daß unser Leben ein Ziel hat, und wir davon müssen; lasse uns also handeln, daß wir aus dieser sichtbaren Gemeine übergehen in die Gemeine der Gerechten und Seligen, und dazu segne auch unsere heutige Andacht!

Die Zeit ist auf der Flucht; ein Tag vertreibt den anderen, eine Woche, ein Monat, ein Jahr verdränget das andere, und wird verdrängt. Geboren werden und sterben — das sind die beyden Enden des Lebens, und zwischen beyden liegt das Leben, das würdige oder unwürdige, das ruhige oder stürmische, dessen Köstlichstes Mühe und Arbeit ist. „Wie doch die Zeit hingehet! Ich weiß gar nicht, wo die Woche, wo das Jahr geblieben ist!" so hören wir Viele sprechen; und wohl dem, dem die Zeit so schnell hingehet! Es waren leidenfreye, glückliche, geschäftige Stunden, die uns so schnell verrannen. Darum geben wir der Zeit eine Zunge, daß sie uns unsere verschwundenen Stunden ansage; darum legen wir der Zeit Flügel bey, weil sie uns schnell vorüberfliegt, wie ein Vogel, wie ein Pfeil; Weish. 5, 11. 12. Aber nur vorwärts eilet die Zeit; die Sonne gehet auf und unter, bringt und nimmt uns unsere Tage; aber die gestrigen führet sie nimmer zurück.

Wie wir aber am Ende eines Tages oder einer Woche zurückschauen, den Tag, die Woche noch einmal in Gedanken durchlaufen, und überlegen, was wir thaten oder versäumten, genossen oder litten: so schauen wir auch auf die größeren Zeiträume unserer Jahre zurück. Als Verehrer Gottes und Christi sehen wir daher heute auf unsere festlichen und sonntägigen Versammlungen zurück, wie oft wir auch in diesem Jahre belehret, gestärket, getröstet, erhoben wurden, und fragen uns: ob wir ein vollkommnerer Mann in Christo geworden, ob Christus in uns eine bestimmtere Gestalt gewonnen, ob die Aehnlichkeit unseres Sinnes und Lebens mit dem seinigen sichtbarer hervorgetreten sey. Bedauern müßte ich diejenigen, welche sagen müßten: ich stehe noch da, wo ich vor einem Jahre stand; ich bin noch

immer der leichtsinnige, der unordentliche, der leidenschaftliche, der jähzornige, der gewaltsame, rachesüchtige Mensch, der ich sonst war. — Von den Wenigen, die unsere Versammlungen meiden, die Christum, ihren Herrn, vor den Menschen verläugnen, nicht wie Petrus dreymal, sondern zu Tausendmalen — in That und Wort: von solchen rede ich nicht. Es würde sie nur erbittern, wenn ihnen das Wort zu Ohren käme, sie würden aus Schaam die Gemeinschaft mit uns noch mehr fliehen.

Schön ist es auch, an dem letzten Sonntage des kirchlichen Jahres auf diejenigen zurückzuschauen, welche im Laufe des Jahres aus der Mitte der Lebendigen heraustraten. Glücklich preise ich vor Allen euch, die ihr bey dem Ueberzählen der Eurigen findet, daß euch kein liebes Haupt fehlet. Aber nicht Alle seyd ihr so glücklich; die rinnende Thräne, das verhüllte Haupt verräth es, wie Viele unter uns Verluste erlitten, und wie dem Einen heute der Vater, einem Anderen die Mutter, Anderen der Gatte oder die Gattin, der Freund oder die Freundin fehlet. Auch unter uns ist so manche Rahel, die ihre Kinder beklaget, und sich nicht trösten kann. Darum, ihr Hingeschiedenen, euch unser dankbares Andenken, und diese Zähre der Wehmuth! — Aber unvollkommen wäre unsere Todtenfeyer, wenn sie nur eine **kirchliche**, nicht auch eine **häusliche** und eine **freundschaftliche** wäre, wenn ihr in freundschaftlicher Unterhaltung nicht der hingegangenen Freunde gedächtet, das Bild ihres Lebens in eurem Andenken auffrischtet, und es gleichsam von dem Staube der Vergessenheit säubertet. So erscheine uns denn jetzt das Bild unserer Geliebten, die unserem Herzen theuer waren! Jeder denke in diesem Augenblicke an die, die sein Herz noch immer liebet und ehret, indem wir anstimmen: **Selig, Gott! sind die, die nun schon im friedenvollen Grabe von des Lebens Arbeit ruhn** ꝛc.

Vorlesung des Evangelii.

Schon vorübergegangen vor eurem Geiste ist das Bild der Vollendeten, deren Gräber noch nicht mit Grün bewachsen sind.

Auch

Auch unter denen, die im Laufe dieses Jahres dahingingen, waren segnende Gesegnete, die die Hungrigen speiseten, die Nackten kleideten, die in den Leidenden Brüder Christi erkannten und erfreuten. Sie haben schon gestanden vor des Menschen Sohn, haben ihren Spruch schon vernommen, und von ihnen, die in dem Herrn lebten und starben, sprechen wir: selig sind die Todten, die in dem Herrn starben, von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. Zur Gedächtnißfeyer unserer Todten sind wir heute in Trauer versammelt. Lasset uns die Frage beantworten: Wie wir das Andenken an unsere Todten auf eine für uns lehrreiche und erweckende Weise feyern.

Wir können euch, ihr hingeschiedenen Geliebten, mit unseren Blicken nicht nachfolgen in jenes Land, in welches ihr einzoget, und wohin auch unser Wandel gehet; eine große Kluft trennet uns von euch. Wir schauen daher auf euer zeitliches, in der Zeit vorübergegangenes, Leben, wie ihr uns, bald erweckend und antreibend, bald warnend und zurückhaltend, zuruft: folgt unserem Glauben und unserer Tugend nach, vermeidet die Fehler, die wir begingen! — Ein Spiegel ist uns immer das Leben Anderer, in welchem wir entweder unsere tugendhafte oder sündhafte Gestalt erblicken. Lehrreich und erweckend ist daher das Andenken an unsere Todten,

wenn wir ihre Thaten und Schicksale überschauen, und ihr Leben zu dem Lehrmeister des unsrigen machen. Sehet an die Exempel der Alten, und merket sie, spricht Sirach. Zweyerley haben wir in's Auge zu fassen, wenn wir das Leben der Menschen betrachten, nämlich ihre Thaten und ihre Schicksale, was sie anstrebten, thaten, und wie es ihnen erging. Aus diesem Thun und Leiden, und wie das Eine in das Andere eingreift, fördernd oder hemmend, bestehet alles menschliche Leben. In den Thaten der Menschen offenbaret sich die Beschaffenheit ihrer Gesinnungen und der Grundsätze, nach welchen sie handelten, also der Werth

oder

oder der Unwerth ihres Lebens; in ihren Schicksalen sehen wir das Glück oder das Unglück, das sie erfuhren. In den Thaten guter Menschen erblicken wir nun das Nachahmungs- und Achtungswürdige, was uns mit stiller Gewalt zur Tugend erhebet, ermuntert. Da erblicken wir die Weisheit und Tugend, da sehen wir die Frömmigkeit nicht in allgemeinen Vorschriften, sondern lebendig, wirksam, wie sie das Leben und seine Verhältnisse gestaltet und veredelt, fühlen uns geistig zu den Edlen hingezogen, und in uns erwacht der Trieb der Ehre und Nacheiferung, in allem Lobenswürdigen denselben nicht nachzustehen. Darum sind von jeher Lebensbeschreibungen guter Menschen die beste Lebensschule gewesen, und wie belehrend und erweckend könnten daher nicht jene bey Beerdigungen gebräuchlichen sogenannten Lebensläufe seyn, wenn sie mehr enthielten, als die allgemeinen Veränderungen des menschlichen Lebens, wenn sie einzelne gute Thaten hervorhöben? und von der besonderen Gestalt des Lebens eine Anschauung gäben. Darum ist die heil. Schrift in so hohem Grade nütze zur Lehre, zur Warnung, zur Schärfung des sittlichen Gefühls und Urtheils, weil sie in Beyspielen uns lehret, die Gesinnungen und Thaten der Menschen, so wie die Folgen derselben, vor Augen stellet. Nicht genug kann man daher im Jugendunterrichte diese Beyspielsammlung der Bibel empfehlen, an der die Jugend das sittliche Gefühl, die Achtung und Liebe zum Guten übe. Und welche Tugend gäbe es wohl, zu welcher die heil. Schrift, und insbesondere das Leben Jesu, nicht das erweckende Beyspiel enthielte! — Bey dem Leben derer, die vollendet haben, und deren Leben als ein vollendetes Ganzes vor uns da liegt, verdienet unsere Aufmerksamkeit auch das Schicksal guter Menschen, und wie dieses aus ihrem Thun sich entwickelte. Wenn wir nun in den Thaten der Menschen ihre Gesinnungen erkennen, so erkennen wir in ihren Schicksalen das glückliche oder unglückliche Leben, das sie erfuhren, sehen Gottes weise, wunderbare, aber immer herrliche Führungen; sehen, wie ungestörtes Glück nur selten die Begleiterin der Weisheit und Tugend ist, wie die Besten

ver-

versucht, geprüft, und durch das Kreutz zu höherer Vollendung gezogen werden, daß sie lernen, Gott nicht bloß im Thun, sondern auch im Dulden zu verehren. Wir werden bescheidener in unseren Ansprüchen, muthiger im Kampfe, geduldiger im Leide, hoffnungsvoller in der Trübsal, wenn wir betrachten, wie es den besten Menschen erging, wie sie öfter auf Dornen, als auf Rosen gingen, wie es gar nichts Seltsames ist, wie Petrus spricht, wenn auch wir die Hitze der Anfechtung erfahren; 1. Petr. 4, 12. Muth und Stärke, das Schwere zu tragen, Geduld und Unterwerfung, um unvermeidliche Uebel zu dulden, kommen über uns, wenn wir das Verhalten der Frommen in ihren Leiden, wenn wir die ruhige Selbstüberwindung eines Abraham, die Geduld eines Hiob, das inbrünstige Gebet eines David, und jene unüberwindliche Seelenstärke, jene kindliche Unterwerfung unter Gott, und den Gehorsam Christi bis zum Tode am Kreutze, betrachten. Kein Lehrmeister gehet über das Leben der Menschen, in welchem sich uns ihre Gesinnungen und Schicksale abspiegeln. Darum feyern wir das Andenken unserer Verstorbenen auf eine lehrreiche und erweckende Weise, wenn wir ihren Wandel und ihre Schicksale betrachten; verständiger und muthiger zum Thun und Leiden gehen wir von der Betrachtung ihres Lebens hinweg.

Auf eine lehrreiche und erweckende Weise feyern wir das Andenken unserer Verstorbenen, **wenn wir bey der Betrachtung ihres Lebens die Gesinnungen und Gefühle wach werden lassen, welche eine solche Betrachtung unvermeidlich aufregt.** Schon habe ich erinnert, wie ihr heute auch im häuslichen und freundschaftlichen Kreise das Andenken werther Todten feyern sollet, daß das Bild ihres Lebens vor eurer Seele vorübergehe, und ihr fühlet, was sie euch waren. Ich denke mir verständige Freunde, wie sie heute zusammenkommen zu einer ernsten und lehrreichen Unterhaltung. Sie überschauen die Zahl ihrer Freunde, die es schon waren von Jugend auf. Ach, schon so Mancher ruhet und schlummert im Grabe, und je älter man wird, desto einsamer



siehet man da. Ihr überschauet die Thaten und die Schicksale eurer Freunde, und könnet euch nicht enthalten, auszurufen: wie oft hat mein gewesener Freund mir gerathen, geholfen, durch sein Beyspiel vor Irrwegen mich bewahret, auf gutem Wege erhalten! Ich habe ihn nicht immer genug verstanden, nach Verdienst ihn geschätzt; auch ich habe ihm Kummer gemacht. So wird der Nachruhm guter Menschen erhalten, so reicht die Freundschaft über das Grab hinaus. Es entstehen auf's Neue die Gefühle der Hochachtung gegen verdiente Menschen, und die dankbare Wehmuth um verlorne Wohlthäter. — Ich denke mich in euren häuslichen Kreis hinein, und höre den Vater von der Liebe und von den Verdiensten der dahingegangenen Mutter reden, wie sie so liebreich und gut, so sanft und geduldig war. Wenn nun der Vater die Kinder noch aufmerksam macht, und spricht: weißt du noch, mein Sohn, wie sehr du damals deine Mutter betrübtest, weißt du noch, meine Tochter, welchen Kummer du der seligen Mutter bereitetest? Nun ist ihre Seele bey Gott; der Herr hat sie schon angeredet: komme her, du Gesegnete! was du an den Kindlein Gutes gethan hast, das hast du mir gethan! Saget, müssen da nicht unter Thränen zärtlicher Rührung die Gefühle der Hochachtung und Verehrung, der kindlichen Liebe und Dankbarkeit aufwachen, und der heutige Tag ein wahres Herzensfest werden? Müssen da nicht auch die Entschließungen wach werden, die gute Mutter noch im Tode zu ehren, ihre fromme Seele nie durch gottlosen Wandel zu betrüben, nicht bloß die Züge ihres Angesichts, sondern auch ihrer Seele und ihres Herzens anzunehmen? Ich denke mir, wie ihr das Andenken treuer und verdienter Lehrer in Kirchen und Schulen feyert, und das Wort Pauli erfüllet: gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; Solcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach. Ebr. 13, 7. Ja, es ist ermunternd und belohnend auch für mich, wenn ihr an künftigen Todtenfesten auch meiner gedenket, meines Strebens, meines Thuns, und wenn eine dankbare Anerkennung den Todten ehret.

Lehr-

Lehrreich und erweckend wird die Feyer des Andenkens unserer Todten seyn, wenn wir heute auch unseres eigenen Todes gedenken, wie auch unser Leben sein Ziel hat, wie auch wir vor dem Richterstuhle Christi erscheinen müssen. Wenn nun des Menschen Sohn auch für uns kommen wird in seiner Herrlichkeit, und wir mit allen Völkern vor ihm versammelt werden: können wir uns da jetzt schon freuen auf das Gericht, wie Jakobus spricht? Wenn nun die Scheidung der Guten und der Bösen erfolgt, — sind wir gewiß, daß wir zur Rechten des Richters stehen werden? Und welches wird unser Spruch seyn? — Dieses Stündlein, unser letztes, kommt aber, es nähert sich mit jeder Stunde, und bald kann es von uns heißen: siehe, da trägt man einen Todten hinaus, und nennet dabey unseren Namen!

Herr! lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden! Und du, Ueberwinder des Todes, Richter der Lebendigen und der Todten, lasse uns leben in der Gemeinschaft deines Geistes und Sinnes mit dir, daß wir einst auch in der Gemeinschaft deines seligen Lebens stehen, in dem Reiche des Vaters!

Andere Sätze.

Die Liebe, welche der Erlöser als die Königin an die Spitze aller Tugenden stellt, welche Paulus 1. Cor. 13. als die höchste preiset, die erst jeder That, jedem Vorzuge, jedem Talente einen Werth giebt, stellt unser Ev. als die triumphirende Tugend am Tage des Gerichtes dar, wie sie Siegerin bleibet, und ihren Sieg feyert. Die triumphirende Menschenliebe. 1) Was ist das für eine Liebe? Vor Allem die reine, tugendliche, die aus der Liebe zu Gott, aus der unbedingten Achtung und Liebe alles Guten entspringt, und

in welcher die Vollkommenheit der Tugend bestehet. Es ist die wirksame und thätige, nicht jene empfindelnde, die mit süßen Worten, mit zärtlichen Rührungen tändelt, und doch nicht eingreift in die Beförderung des menschlichen Wohls. Es ist die wohlthätige Liebe, die Menschenelend entfernet, Menschenwohl anbaut, Menschenwürde befördert, Irrende zurechtweiset, Gefallenen aufhilft, Sünder bessert, diesen zum Frieden mit Gott und mit sich selber verhilft. Es ist die aufopfernde Liebe, die nicht Zeit, nicht Mühe, nicht Bequemlichkeit scheuet, die entbehret, um größerem Bedürfniße abzuhelfen. Es ist die anspruchslose Liebe, die nur ihre Pflicht thun will, gar nicht auf Belohnung rechnet, die sich überrascht fühlt, daß ihren Liebeserweisen ein so hoher Werth beygelegt werde; V. 37—39. — 2) Wie und inwiefern ist sie die triumphirende? Sie ist die Siegerin über die Gegner aller Tugend, über den Eigennutz, die Selbstsucht, die Trägheit, den Stolz; sie ist die Siegerin über das Elend der Menschen, Beförderin des göttlichen Endzwecks. Sie triumphiret, indem sie als die höchste Tugend, als die verdienstlichste anerkannt, geehret, belohnet wird; V. 40. 34. Mit dem Triumphe der Liebe endet das irdische Leben, hebt das himmlische an. Die Gerechten gehen ein in das ewige Leben; V. 46. Anwendung auf das Todtenfest, wie wir mit Ruhe und Freude an hingeschiedene Menschenfreunde, und an ihr Schicksal in der anderen Welt denken können; ihre Thaten sind ihnen nachgefolgt. Ach, daß wir auch so von den Menschenfeindlichen, von den Ungerechten denken könnten, die Menschenwohl nicht erbauten, sondern zerstörten! Nein, den Selbstsüchtigen, die, wie der reiche Mann im Evangelio, nur an sich und an ihren Genuß dachten; den Ungläubigen und Spöttern, welche Mosen und die Propheten nicht achteten; den Verführern, welche Andere schlecht und elend machten; den Harten, die oft unter dem Scheine des Rechts nur Quälgeister für Andere waren, über die noch im Grabe geseufzt wird: diesen können wir kein erfreuliches Schicksal

weissagen! Mit dem Entschlusse, der Liebe unser Herz zu öffnen, unser Leben zu weihen, wollen wir das Kirchenjahr beschließen. Möchten wir reich an Liebesthaten einst auch das Leben beschließen! Denn die Liebe feyert dort ihren Sieg; sie triumphiret.

Am Sieben und Zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

I.

Eine Beherzigung des Zurufes: wachet!

Wachet auf vom Schlafe! ihr Sünder! Erwacht; denn euch, o Menschenkinder, erwarten Tod und Ewigkeit. Lohn und Strafe, Tod und Leben hat Gott in eure Hand gegeben; erwacht! Noch ist zur Beß'rung Zeit! Gerecht, gerecht ist Gott: er hört der Frevler Spott! Frevler zittert! Wißt, was er spricht, das hemmt ihr nicht; er kommt gewiß und hält Gericht.

Seyd bereit, ihn mit Verlangen, mit reinem Herzen zu empfangen: denn plötzlich bricht sein Tag herein. Und der Richter wird vom Bösen sein Volk, die Frommen, ganz erlösen, von Sünd' und Tode sie befrey'n. Dann ist vollkommnes Heil in Ewigkeit ihr Theil. Jauchzt, ihr Frommen, seyd stets bereit! Bald kommt die Zeit, und mit ihr Gottes Herrlichkeit.

Evang. Matth. 25, 1 — 13.

Des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr es nicht meynet, hatte der Heiland im

im vorhergehenden Kap. V. 44. gesagt; und an diese prophetische Rede knüpfte er die Ermahnung: Darum wachet! Diesen Gedanken stellt nun der Heiland sinnlich, lebendig dar in einem heiteren Gleichnisse, mit Anspielung auf die damaligen Hochzeitgebräuche, wo der Bräutigam, gleichsam als ob er die Braut und die sie bewachenden Brautjungfern überraschen wolle, in der Nacht kam, zu einer Zeit, wo man, vom Schlafe übermannt, schon anfing zu glauben, daß er nicht komme. Die Ehre der Brautjungfern aber war es, sich nicht überraschen zu lassen, sondern dem Bräutigam entgegenzuziehen. Wie nun aber nach einem anderen Gleichnisse Jesu, Matth. 24, 48., ein böser Knecht dachte: mein Herr kommt noch lange nicht, — so war auch ein Theil der Jungfrauen sorglos und schläfrig geworden, und als der Bräutigam unerwartet kam, waren sie unvorbereitet, verlegen, und wurden vom Hochzeitmahle ausgeschlossen. — Gewiß ist nun uns Allen der Tod, das Gericht, und die Vergeltung; unbekannt hingegen die Zeit, wo wir hinübergehen in die ewige Welt. Und wie Viele treten unvorbereitet, überrascht von ihrem Ende, vor den Richter? Darum sollen wir immer wach, immer in dem Zustande der Besonnenheit, immer zu des Lebens Rechenschaft bereit seyn, es fordere uns der Herr heute oder morgen. Wachet! ruft nun der Heiland uns Allen zu, und diesen Zuruf: wachet! wollen wir jetzt beherzigen!

Wachen, immer fertig, immer bereit zum Tode, zum Gerichte und zur Vergeltung sollen wir seyn. Es bedarf keiner Erinnerung, daß hier von keinem körperlichen Wachen die Rede sey, sondern von der Besonnenheit und Gegenwart des Geistes, wo man immer mit seinem inneren Zustande bekannt, in Ordnung, und auf des Lebens letzte Entwickelung gefaßt ist. Wie die klugen Jungfrauen Alles in Bereitschaft hatten, um den Bräutigam zu empfangen: so soll unser Herz und Wandel allezeit in einer solchen Ordnung und Verfassung seyn, daß wir, und wenn unser jüngster Tag noch heute käme, zu der Stunde, wo wir es nicht meynen, fertig und geschmückt unserem Richter entgegen gehen können.

Wache! habe die Augen stets offen, richte deinen Blick vor Allem nach innen, auf dein Inneres, um mit deinem Zustande, mit dem Zustande deines Herzens und Lebens bekannt zu seyn. Es verrinnet keine Minute der Zeit, die Glocke zeigt keine verflossene Stunde an, wo nicht Seelen scheiden, wo nicht Augen brechen, wo nicht Vielen der jüngste Tag käme. Wie, wenn Christus in dieser Nacht käme, zu der Stunde, wo du es nicht meynest, brennt die Lampe deines Glaubens, deiner Hoffnung, daß du nicht erschreckest, daß sie dir den dunklen Weg des Todes erhelle, jene Mitternacht, wo vor deinen Blicken Sonne, Mond und Sterne schwinden? Wie das Oel die Flamme nährt, so unterhält die Tugend und ein gutes Gewissen deines Glaubens Licht, deiner Hoffnung Sternenschimmer. Tugend und ein gutes Gewissen ist das rechte Lebensöl; dieses nährt die innere Flamme, giebt uns frohen Muth und Zuversicht, nähret unseren Glauben, unsre Hoffnung. Darum wache, daß du wissest, wie es um dich, um dein inneres Leben stehe! Du bist dir selber der Nächste; an deiner Besserung, an deiner Tugend, an deiner Rechenschaft, an deiner Bereitschaft dazu, muß dir vor Allem gelegen seyn. Darum verschiebe deine Besserung nicht; denke nicht, wie der böse Knecht: mein Herr kommt noch lange nicht! Wache, richte den Blick auf dein Inneres! Es regen sich in dir eine Menge Lüste, und Jeder wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereitzet und gelocket wird. Darum richte den Blick auf dein Inneres, der Versucher und Verderber lauert in deinem eigenen Herzen. Wache! werde nicht sicher! Bist du dir der Tugend und Frömmigkeit bewußt, so bewahre das Kleinod! Aber sey nur nicht sicher, überlasse dich nicht dem Schlummer! Denn wer zu stehen glaubt, mag wohl zusehen, daß er nicht falle. Die Sicherheit droht uns den Fall; drum wache stets, wach' überall!

Wache! habe die Augen stets offen, richte deinen Blick, deine Aufmerksamkeit auch nach außen, auf das, was dich umgiebt, was mit dir in Verbindung stehet, was deinen Glauben stärken

oder

oder schwächen, was die Liebe mehren oder vermindern kann! Wache, überlege, ob nicht die Menschen, die dich umgeben, dir gefährlich, Feinde deines Glaubens, deiner Tugend, deiner Ruhe sind, die dich um den freudigen Geist eines guten Gewissens bringen? Wache, richte deine Aufmerksamkeit auf das Schädliche und Gefährliche in deiner Umgebung, lerne, welche Menschen für dich die gefährlichsten sind; meide ihren Umgang, oder, wenn dieses nicht möglich — setze ihrem Einflusse einen Damm entgegen, waffne dein Herz mit dem Schilde fester Grundsätze, frommer Vorsätze, und vertraue auf Gott, welcher Wollen und Vollbringen wirkt. — Du bist umgeben von Beyspielen, von Gesellschaften, von Versuchungen, welche grade dir bey deinem Hange zur Geschäftlosigkeit, zur Ungebundenheit und Unordnung, zum Trunk und Spiele, höchst nachtheilig werden können. Wache, habe die Augen stets offen, lerne sie kennen, die Beyspiele, die Versuchungen, die deine Lieblingsneigungen begünstigen, und wie die äußeren Verführer sich an die inneren in deinem Herzen anschließen. Wache, mache einen Bund mit deinen Augen, daß sie nicht sehen auf das, was dein Herz verführt. Wenn du nicht umherschauest, von wannen die Gefahr drohe, wenn du dich nicht verwahrest gegen feindlichen Andrang, wenn du dich nicht ermannest im kräftigen Entschlusse, mit männlicher Selbstverläugnung: so wirst du von der Sünde gefangen, wie der Vogel von dem Netze des Jägers, so wird die Sünde dein Herr, und du ihr Knecht. Das sittliche Leben, das heilige Flämmlein der Tugend, verlöscht in dir, und du kannst keine Kraft zum Guten von Anderen dir borgen.

Wache, habe die Augen stets offen, richte deinen Blick nicht bloß auf das Gegenwärtige, sondern auch auf das Zukünftige, — bedenke das Ende! Allgemein nennet man diejenigen unklug, die im Sommer nicht an den Winter denken, die in ausschweifender Jugend sich ein sieches und darbendes Alter bereiten. Dich erwartet eine große Zukunft, Gericht und Vergeltung. Welch eine Thorheit, wenn

du in flüchtiger Lust dir eine unselige Ewigkeit bereitetest, und ewigen Mangel leiden müßtest an Seligkeit? Darum wache, richte deinen Blick auf deine ewige Zukunft! Des Menschen Sohn kommt auch für dich, und da du nicht weißt, zu welcher Stunde, so wache! Wie dich der Tod findet, so gehest du hinüber, mit derselben Beschaffenheit, die du hast. Wir werden ja nicht anders, nicht besser und vollkommener dadurch, daß wir sterben und begraben werden; der Tod macht unseren Geist nicht weiser, unser Herz nicht reiner, unseren Wandel nicht thatenreicher, unser Gewissen nicht freudiger. Darum wache, strebe nach der tugendhaften Beschaffenheit, von welcher du wünschest, daß dich der Tod in derselben finde. Diese deine Beschaffenheit, dein persönlicher Werth, spricht dir das Urtheil. Du kannst dir kein Oel borgen, du kannst den Mangel an eigener Tugend nicht durch Anderer Tugend ersetzen, deinen persönlichen Werth nicht durch fremde Vorzüge erhöhen. Keiner hat Ueberfluß an Tugend, Keiner kann über seine Pflicht hinausgehen. — Darum wache, bedenke das Ende, und daß du sterben mußt, damit du klug werdest!

Wache! habe die Augen stets offen, richte deinen Blick nach Oben, hinauf zu Gott! Nach innen, nach außen, vorwärts, aufwärts, nach allen Seiten schauet der Wachsame. Nach Oben aber blicket der Betende, er hebt seine Augen auf zu den Bergen, von wannen ihm Hülfe kommt, und darum spricht der, der sich vor Allem auf die Tugendkunst verstand: wachet und betet! Der Blick nach Oben, das Hinaufstreben mit allen unseren Gedanken und Gefühlen zu Gott, das Verlangen, ihm wohlzugefallen, das Gespräch des Herzens mit ihm, vollendet die Tugend, sichert die Wachsamkeit, welche zum Wächter der Tugend bestimmt ist. Umsonst blicken wir nach innen, nach außen, und auf das Zukünftige hin, wenn uns der Blick nach Oben fehlt. Der Blick auf Gott, und der Umgang mit Gott, macht das Herz fest und fröhlich; denn in Gott findet das Herz seinen festen, einzigen und ewigen Mittelpunkt. Darum wachet und betet!

Mit

Mit diesem Zurufe Christi, mit Ihm und mit seinem Worte beschließen wir nun das heute zu Ende gehende Kirchenjahr, und möchte das neue Kirchenjahr an uns solche Wachsame finden, die immer auf die Erscheinung ihres Herrn gefaßt sind! Möchten wir Alle einst auch, wie Christus, unser Leben mit einem Blicke auf unser vollendetes Werk schließen, und unser Haupt neigen mit seinem letzten Worte: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!

II.

Ernste Ueberlegung unseres eigenen Todes.

Am Todtenfeste.

Des Lebens Tag ist schwer und schwül, des Todes Odem leicht und kühl; er wehet freundlich uns hinab, wie welkes Laub, in's stille Grab. —

Derer, die des Lebens Last und Hitze getragen haben, und für die der Feyerabend kam; derer, die auf der Erde uns so lieb waren, und die wir nun unter der Erde suchen, gedenken wir heute in wehmüthiger Feyer. Welcher Todten wir gedenken? kann Keiner fragen; denn Jeder hat irgend etwas Liebes unter der Erde, Jeder stand mit irgend Jemanden in Verbindung, bey deren Auflösung er den Schmerz der Trennung fühlte. Sind nicht auch in diesem Jahre Väter, Mütter, Gatten, Brüder, Schwestern, Kinder zur stillen Ruhe eingegangen, an deren Gräbern ihr weinend standet, oder trauernd noch dann und wann stehet? Es ist wahr, der bittere Schmerz, die beklemmende Wehmuth, die Sehnsucht nach den Geliebten wird wieder aufgeregt an diesem Tage, und die kaum getrocknete Wange wird auf's Neue mit den Thränen schmerzlicher Erinnerung befeuchtet.



Aber verdienen die geliebten Todten diesen Schmerz und diese Thränen nicht? Kehren mit dem Andenken an sie nicht auch die Gefühle der Hochachtung, der Liebe und der Dankbarkeit in die Seele zurück; vielleicht auch innere Vorwürfe, Gefühle der Reue, daß wir den Geliebten, die nun schlummern, nicht genug gethan, ihnen nicht genug Beweise unserer Achtung und Liebe gegeben haben, und erweckt uns das nicht, desto gerechter, schonender, liebreicher gegen die Lebenden zu seyn? Wenn ihr euch nun heute im Geiste oder auch in der Wirklichkeit an das Grab eines ehrwürdigen Vaters, einer treuen, liebevollen Mutter, eines geliebten Gatten, eines hoffnungsvollen Kindes stellet, und bey euch denket: hier, unter diesen stillen Hügeln, wo neben so manchem Unwürdigen auch so mancher edle Mann, so manches musterhafte Weib, so manche verdiente Mutter, so mancher Freund Gottes ruhet; hier, wo stiller Friede in sanftem Säuseln über die Gräber wehet: hier ruhet auch mein Vater, meine Mutter, mein Kind! O, dann gehet das Leben der Verklärten vor der Seele vorüber, sie erwachen alle wieder, die Gefühle der Verehrung, der Liebe, der Dankbarkeit; sie erwachen wieder, die harten, die lieblosen, die undankbaren Begegnungen, deren wir uns gegen die Schlummernden schuldig machten, und mit einem Blicke der Wehmuth auf ihr Grab, oder mit einem Blicke zum Himmel, seufzen wir: vergieb! — Es erwacht auch die stille Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit ihnen, sie wieder zu finden, sie wieder zu erkennen; wir überlassen uns um so mehr dieser süßen Hoffnung, da sie selbst in dem Herzen Jesu lebte, und ihm Trost gewährte in der Stunde der Trennung. Ein Gedanke, ein Gefühl aber, welches in dem Geiste Jesu lebte, welches seinem Herzen tröstend war, kann nicht täuschen. So erscheinet uns auch unser eigener Tod als ein Engel des Friedens, der uns unseren Geliebten näher bringt, und die Gemeinschaft mit ihnen wieder herstellt. Wir ahnen in jenem unbekannten Leben das Land, wo alle guten und frommen Seelen wieder vereinigt werden, wo sie sich freuen, und Niemand ihre Freude von ihnen nimmt.

So

So denken wir denn jetzt der hingegangenen Lieben, und den Blick auf ihr Grab gerichtet, stimmen wir an: Wie sie so sanft ruhn!

Evang. Matth. 25, 1 — 13.

Um des Todes Bitterkeit uns zu versüßen, wird hier die fromme Seele als die Braut gedacht, welche der Bräutigam heimholt, und die Vereinigung und die Gemeinschaft der frommen Seelen mit Christo wird in der heil. Schrift öfter als eine Vermählung mit Christo vorgestellt. Der Hauptgedanke unseres Evangelii aber ist: der Tod, der uns heimholet, kommt schnell, unerwartet, zu einer Zeit, wo Viele noch gar nicht geschickt sind, mit Christo einzugehen zu seiner Herrlichkeit. Von unseren entschlafenen Lieben wendet unser Ev. unsere Aufmerksamkeit auf uns, und auf unseren eigenen Tod, und fordert uns zur ernsten Ueberlegung unseres eigenen Todes auf, indem es uns zuruft: daß unser Tod unangemeldet und unerwartet komme; daß es gut ist, daß wir den Tag unseres Todes nicht kennen; daß wir darum zu jeder Stunde bereit seyn, und die Anordnung unserer irdischen und himmlischen Angelegenheiten nicht verschieben sollen.

Eine ernste Ueberlegung unseres eigenen Todes stellen wir also jetzt an, eine Ueberlegung, deren Wichtigkeit wir fühlen, auf die alle unsere Gedanken gerichtet sind. Wir gehören daher nicht unter Diejenigen, welche das menschliche Leben für einen Scherz, für etwas Bedeutungsloses halten, (Buch der Weish. Kap. 15, 12.) sondern uns ist die hohe Bedeutung des Lebens, und dessen Zusammenhang mit dem ewigen Leben, gar wohl bekannt. Heilsame Ueberlegung, wenn Jeder dieselbe im Stillen jetzt anstellt!

1. Es ist dem Menschen gesetzt, es ist unausweichliches Naturgesetz, daß wir sterben müssen. Keiner macht hier eine Ausnahme, und so viele Unterschiede, Auszeichnungen und Vorrechte es auch im Leben geben mag: der Tod macht Alle gleich. Was geboren ist auf Erden, muß zu Staub und Asche werden; König, Fürst und Bettelmann, Alle müssen sie daran. Ueberdies kömmt der Tod Vielen unangemeldet, und Allen unerwartet. Oft meldet sich zwar der Tod an durch Krankheiten, die er als seine Trabanten voranssendet; aber wie Wenige sehen dieses für eine wirkliche und ernstliche Meldung an, wie Viele täuschen sich selber mit der Hoffnung eines längeren Lebens! Viele aber scheiden auch plötzlich aus dem Leben, ohne daß der Tod sich vorher durch Krankheiten anmeldet, und so kommt denn der Tod für Alle unerwartet. Des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, wo man es nicht meynet, spricht der Heiland, Matth. 24, 44., und kündiget seine Ankunft als eine überraschende und unerwartete an. Und unser Evangelium sagt: um die Mitternacht, wo die Jungfrauen an kein Kommen des Bräutigams mehr dachten, und schläfrig geworden waren, hieß es mit Einemmale: der Bräutigam kommt! — Schläfrig, sorgenlos, leichtsinnig, wird so leicht der Mensch, er hält seinen Tod immer noch ferne, und so kommt ihm unerwartet jene Mitternacht, wo die Tage der Zeit sich scheiden von dem ewigen Leben, wo der Engel des Todes verkündiget: es wird hinführo für dich keine Zeit mehr seyn! Brüder, Schwestern! Lasset uns daher nicht vergessen, wie uns, die wir uns mit einem längeren Leben so gerne täuschen, der Tod oft unangemeldet und immer unerwartet und überraschend komme! Wer weiß, wie nahe mir mein Ende, sey daher unser heimlicher Gedanke!

2. Wir kennen also die Stunde unseres Todes nicht, und das ist gut für uns. Wenn ein Hausvater wüßte, um welche Stunde der Dieb kommen werde, so würde er wachen, und nicht in sein Haus brechen lassen, sagt der

der Heiland, Matth. 24, 43. Da wir nun eben so wenig wissen, wann unser Tod komme, so müssen wir eben darum zu aller Zeit und zu jeder Stunde bereit seyn. Was uns nun durchaus verborgen ist, was Gott gnädig mit Nacht und Dunkel bedeckte, wie kann so Mancher thörichterweise glauben, dieses durch abergläubische — wie soll ich's nennen? — Künste? nein, grobe Täuschungen, z. B. Kartenschlagen, und andere lächerliche Mittel zu erfahren? O, in welcher Nacht der Unwissenheit düstert noch der verfinsterte Verstand Vieler, deren Aberglaube der Gewinnsucht und Verschmitztheit listiger Betrüger trefflich zu Statten kommt! Von dem Tage und von der Stunde weiß Niemand etwas, auch die Engel im Himmel nicht, sagt Christus; wie können daher leichtgläubige Thoren verschmitzten und gewinnsüchtigen Betrügern eine solche Kenntniß zutrauen!

Es ist aber auch gut, daß wir die Stunde unseres Todes nicht wissen. Wüßten wir unseren Sterbetag, wie unseren Geburtstag: aller Muth, aller Frohsinn, alle Freude des Lebens wäre dahin; unabläßig würde uns der Tag und die Stunde des Todes im Sinne liegen, und je näher dieser Tag, diese Stunde käme, destomehr würde die tödtliche Angst uns überfallen und peinigen. Und wie könnte man sich noch eines Vaters, einer Mutter, eines Gatten, Freundes oder Kindes erfreuen, wenn wir wüßten: in dem Monate, an dem Tage, zu der Stunde wirst du sie verlieren! Müßte nicht die Trauer und die Wehmuth jeden frohen Tag, jede heitere Stunde uns verdüstern, verbittern, und würde dann unser Leben etwas Anderes seyn, als eine beständig düstere und weinerliche Trauerzeit? — Aber, denken Viele: dann könnte man sich doch auf seinen Tod recht vorbereiten und anschicken? — So? — Ist denn diese Vorbereitung und dieses Geschicktseyn zum Tode nicht ohnehin unsere Pflicht? Wird diese Pflicht, zu aller Zeit und zu jeder Stunde bereit zu seyn, nicht um so dringender, da wir die Zeit und Stunde nicht wissen, da das letzte

Stündlein oft so unangemeldet und unerwartet kommt? Die stärkste und immer gültige Aufforderung, stets auf den Tod und zur Ablegung der Rechenschaft bereit zu seyn, ist ja eben die Ungewißheit des Todes, und die Kenntniß desselben könnte unsere Verpflichtung nicht verstärken. Und überdies: giebt es denn auch eine andere Vorbereitung auf den Tod, als ein unsträfliches, tugendreiches und gottseliges Leben? Eine Vorbereitung, eine Besserung gegen die Zeit des Todes, hervorgebracht und abgepreßt durch die Nähe des Todes, wäre das eine christliche Besserung, eine Liebe zu Gott und zum Guten von ganzem Herzen und von ganzer Seele? Ueberdieß könntest du in diese letzten Stunden der Besserung doch kein wohlgeführtes Leben hineinlegen, und deine Vorbereitung könnte also nicht aus Thaten, sondern nur aus wimmernder Reue, aus Gebeten, Wünschen, Vorsätzen bestehen, zu deren Ausführung dir der Tod keine Zeit mehr ließe. Und wie lange vor deinem Tode wolltest du dich bekehren? Ein Jahr, einen Monat, eine Woche, einen Tag? — Welche Willkühr, welches Spiel mit der christlichen Besserung, mit dem tugendhaften Leben! Ist die Besserung wirklich Gottes Gebot, und nothwendig, und Bedingung aller Seligkeit: so kann sie auch nicht einen Augenblick willkührlich, freventlich aufgeschoben werden, so muß diese Sinnes- und Lebensänderung heute, in dieser Stunde, in diesem Augenblicke vor sich gehen. Aber eine Besserung aus Furcht vor dem Tode, also nicht aus Ueberzeugung, nicht aus kindlichem Gehorsam, sondern aus knechtischem Geiste, ist gar keine wahre Besserung, ist nur Scheinbesserung, hat keinen sittlichen Werth vor Gott, und ist gleich jenem erzwungenen Gehorsam der Kinder, die man durch Furcht vor Gespenstern schrecket, wodurch aber immer nur eine äußere Ordnung, keine innere des Gemüths, also nur ein Scheingehorsam, hervorgebracht wird. Nein, es ist gut für uns, es ist weise und gnädig von Gott geordnet, daß wir unsere Sterbestunde nicht kennen; denn eben darum sind wir nun immer wachsam, immer fertig, und so entstehet die rechte Todesvorbereitung, das fromme und tugendhafte Leben.

3. Das ist aber eben der Zweck der unbekannten Todesstunde, daß wir zu aller Zeit fertig und bereit seyn sollen. Die fertigen Jungfrauen nennet darum unser Evangelium kluge, und diejenigen, die erst thun wollten, was längst schon hätte geschehen seyn sollen, die in dem Augenblicke, wo die Lampen brennen sollten, erst an den Ankauf des Oeles dachten, nennet das Evangelium thörichte; deshalb beten wir auch: Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden! — Bereit zum Tode sind wir aber, wenn unser Ende nicht früher kommt, als unsere Besserung, wenn wir stets so handeln, daß wir keine schuldige Pflicht versäumten, daß wir mit einem guten Gewissen, geschmückt mit einem tugendhaften Herzen, und reich an guten Werken, die uns nachfolgen, die Augen schließen können. Die alleinige wahre Todesvorbereitung ist daher ein wohlgeführtes Leben, entsprungen aus einer gläubigen Seele, aus einem reinen, Gott und Menschen liebenden Herzen. Das war die Todesvorbereitung Jesu, der uns von Gott gemacht ist zur Gerechtigkeit, zum Vorbilde jeder Tugend. Ihn erhob das selige Bewußtseyn, daß er mit einem ruhigen Blicke auf sein Leben, mit freudigem Andenken an Gott sagen konnte: Vater! ich habe dich verkläret auf Erden, ich habe vollendet das Werk, das du mir gegeben hast. Die einzige Regel der würdigen Todesvorbereitung ist daher die: lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben!

4. Daraus folgt aber, daß wir die nothwendige Anordnung unserer zeitlichen und ewigen Angelegenheiten nicht verschieben. Zur Stelle thun, was geschehen soll, ist die Lebensregel jedes guten Geschäftsmannes, und der Anfang aller Unordnung ist es, wenn man auf den folgenden Tag verschiebt, was an dem gegenwärtigen geschehen könnte und sollte. Das Aufschieben nothwendiger Dinge und die Verlegung derselben auf eine künftige unbestimmte Zeit führet gar zu leicht zu einem gänzlichen Aufgeben, und da, wo die

die Lampe geschmückt seyn, und brennen sollte, wird man erst gewahr, daß es an Oel fehle. — Wie Viele aber werden nicht durch eine kindische Furcht vor dem Tode abgehalten, ihre irdischen Angelegenheiten zu ordnen, ihren letzten Willen zu vollziehen. Wenn nun die Mitternachtstunde nahet, und es heißt: der Bräutigam kommt! wenn es dunkel geworden ist vor der Seele, und die Sinne anfangen zu schwinden, und die Zunge nicht mehr lallen, und die zitternde Hand den Namenszug nicht mehr zeichnen kann: dann wollen sie, gleich den thörichten Jungfrauen, thun, was längst geschehen seyn sollte. Der Tod kommt ja darum nicht früher, wenn du in Zeiten deine irdischen Angelegenheiten ordnest; ja, ich sollte meynen, der Tod erschiene nun später; denn nun kannst du erst recht ruhig, und wenn es sonst Gottes Wille ist, noch lange leben; hast nun keine Vorwürfe, keine Verwünschungen, keine Flüche von Seiten der Deinigen zu fürchten, und von denen, welchen du Dank schuldig bist; bist nun gewiß, daß dein Tod nicht die Veranlassung zu Uneinigkeiten und Prozessen werde; bist nun ruhig, daß du Niemanden als einen Verlassenen und Unversorgten zurücklassest, und gegen deine treuesten Diener ein ewiger Schuldner bleibest.

Aber verschiebe auch deine Besserung, deine Aussöhnung mit Gott und Menschen, nicht! Was der Mensch für dringend und nothwendig und unerläßlich hält, das pflegt er nicht zu verschieben. Wer daher die Besserung von einer Zeit zur anderen, von den gesunden Tagen auf das ungewisse Krankenlager, auf das Todtenbette verschiebt, wo doch keine Früchte und Beweise der Besserung mehr möglich sind, wo der arg gewesene Baum keine guten Früchte mehr bringen kann, weil der Tod denselben umhauet: der würde zu erkennen geben, daß er einen gebesserten Sinn, ein frommes Leben, und die möglichste Vergütung des gethanen Unrechts eben nicht für nothwendig halte, daß er das Eine, was Noth ist, daß er das bessere Theil noch gar nicht kenne, fühle, begehre. Erwachet, M. Br., aus der Schläfrigkeit, die euch befiel, oder befallen will; höret, was die

Weis-

Weisheit und die Klugheit spricht: heut' lebst du, heut' bekehre dich, eh' morgen kommt, kann's ändern sich!

So habe ich euch und mir an dem Erinnerungsfeste unserer Todten eine Leichenpredigt gehalten, und das Wort, welches in das noch hörende Ohr und in das noch fühlende Herz dringt, ist jenem Worte vorzuziehen, welches ungehört und ungefühlt von uns einst über unsere Gräber hintönet. Möchte diese Leichenpredigt für uns Alle eine Lebenspredigt seyn, die uns zum ernsten, würdigen und frommen Leben vor Gott erwecket! Und so scheide ich in dem heute zu Ende gehenden Kirchenjahre von euch mit dem Zurufe Christi: wachet! Und möchten wir Christo nicht bloß in unserer nächsten Versammlung, sondern auch in unserem letzten Stündlein entgegenrufen: Hosianna! Gelobet sey, der da kommt in dem Namen des Herrn!

Magdeburg, 1825.
Pansaischer Druck.

Greiling, Johann Christoph, 1765-1840.
Neueste Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags Evangelien : in Auszugen aus den zu Aschersleben in der Kirche St. Stephani gehaltenen Predigten




UNIVERSITY OF CHICAGO
42 991 917